



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

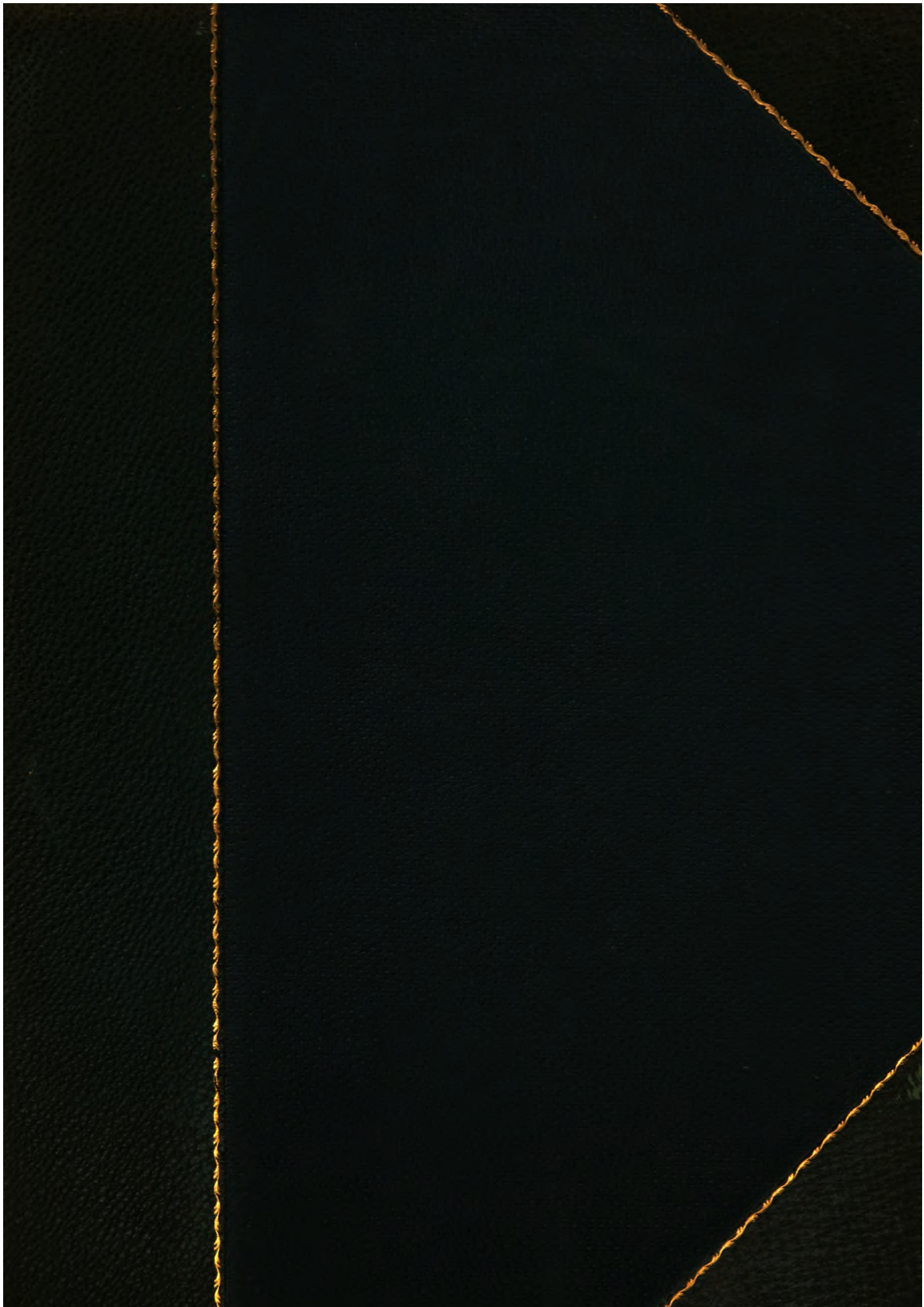
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



J. ~~258012~~

~~HO 483 A. 1.~~

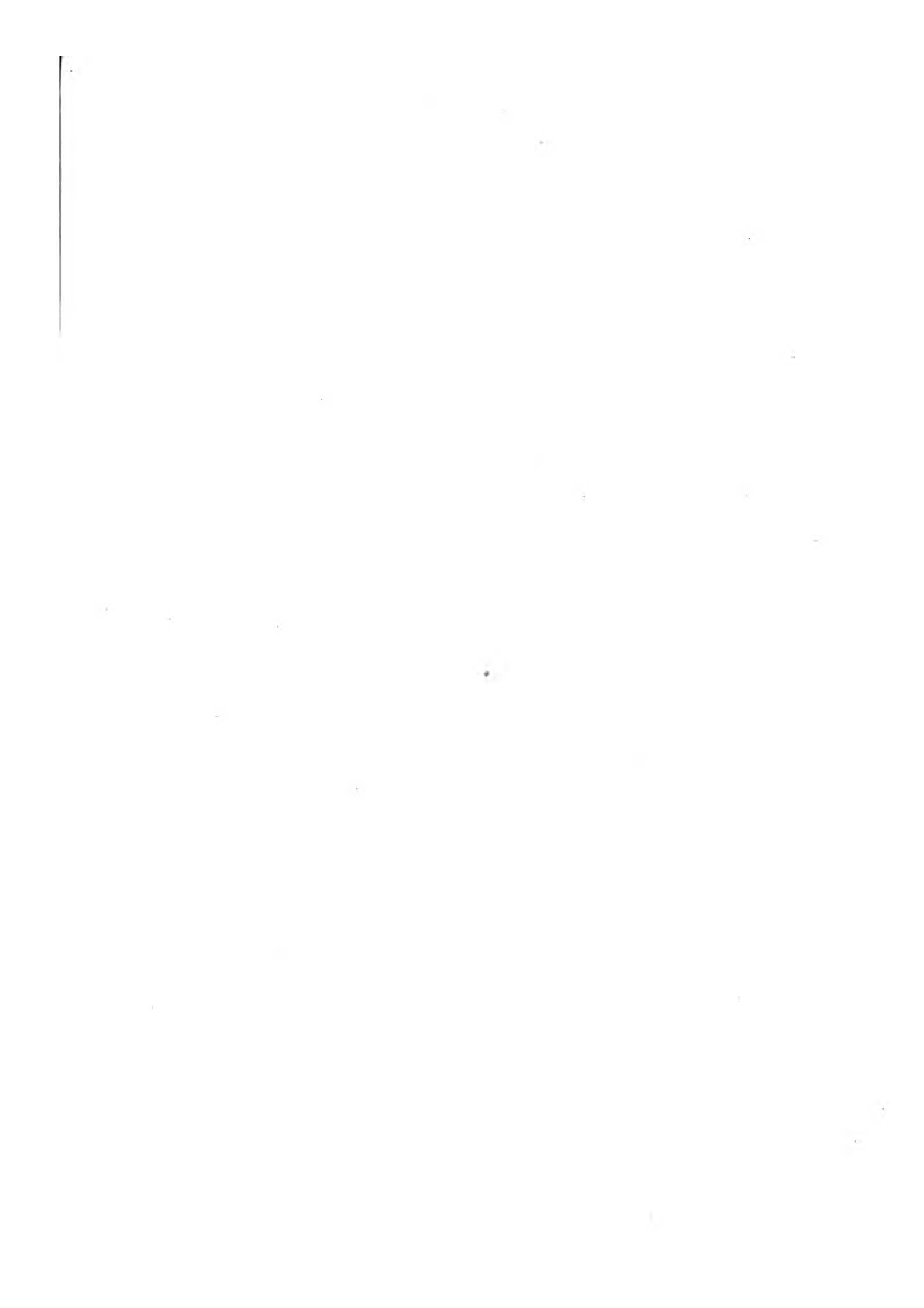
REP. G. 13915

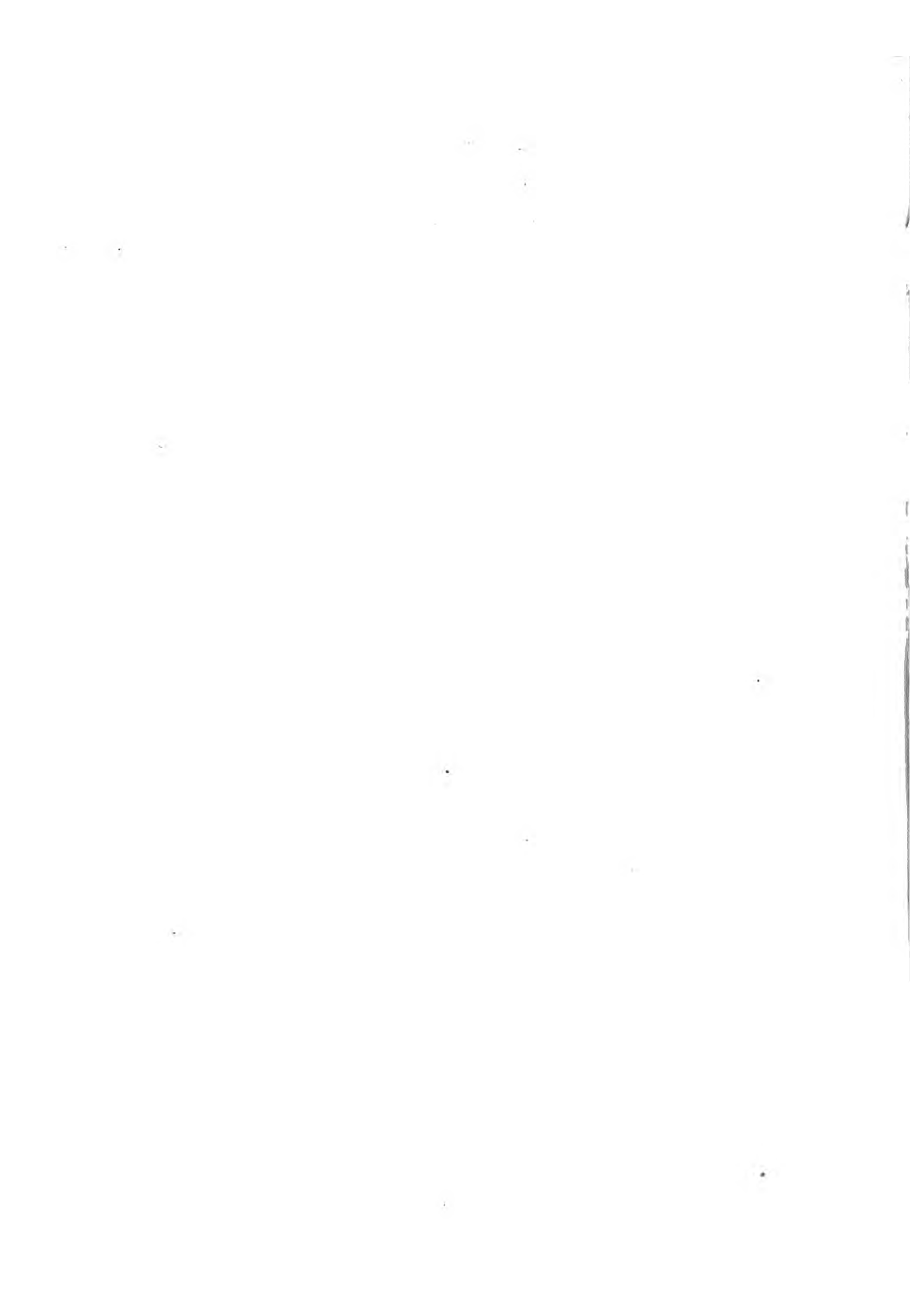


Taylor Institution.

1804





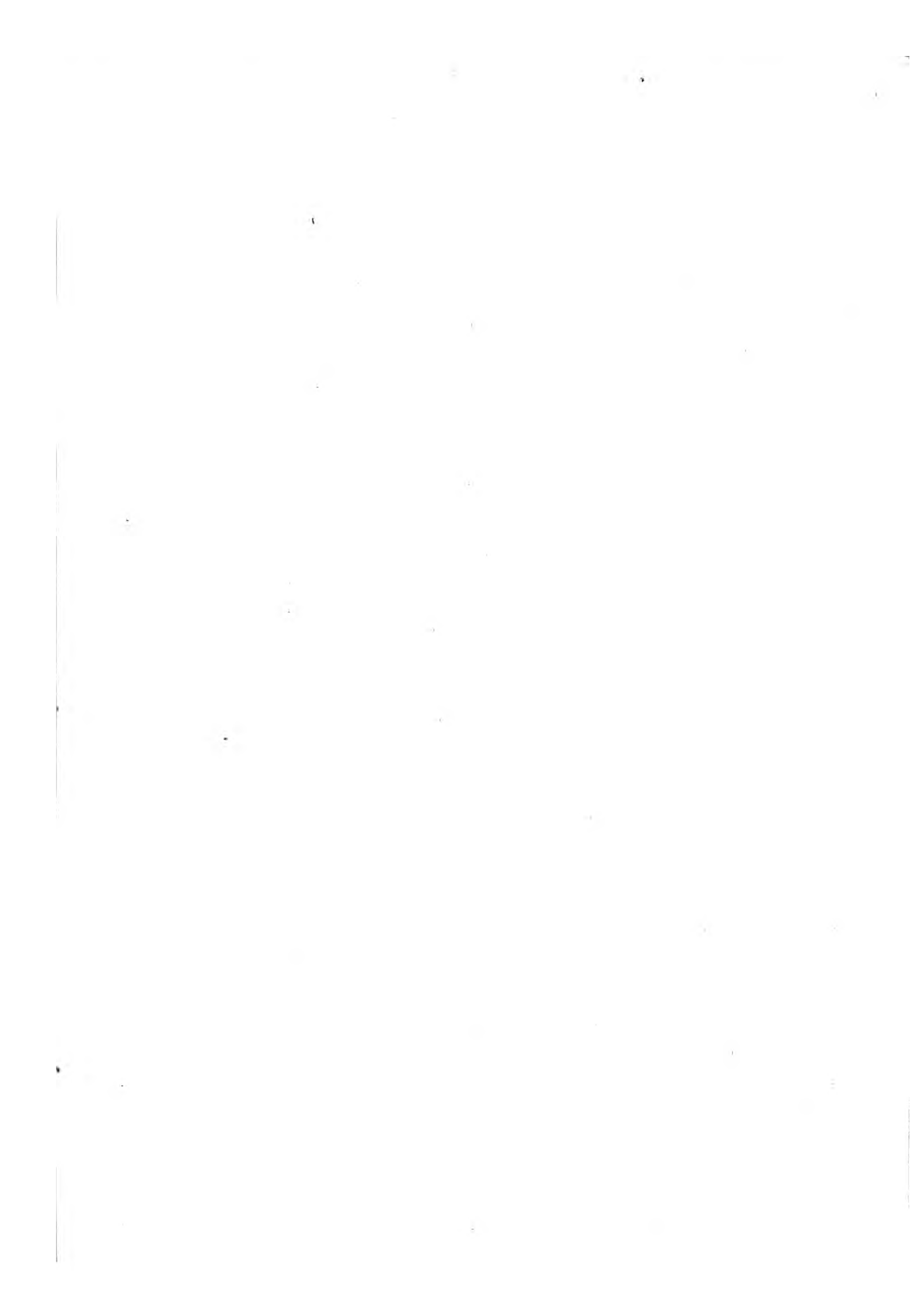


Prosa.

...

1







Robert Hamering

Verlag von I.F. Richter in Hamburg.



Skizzen, Gedenkblätter und Studien

von

Robert Hamerling.

Mit dem Portrait des Verfassers in Radirung.

Erster Band.

Hamburg.

Verlag von F. F. Richter.

1884.

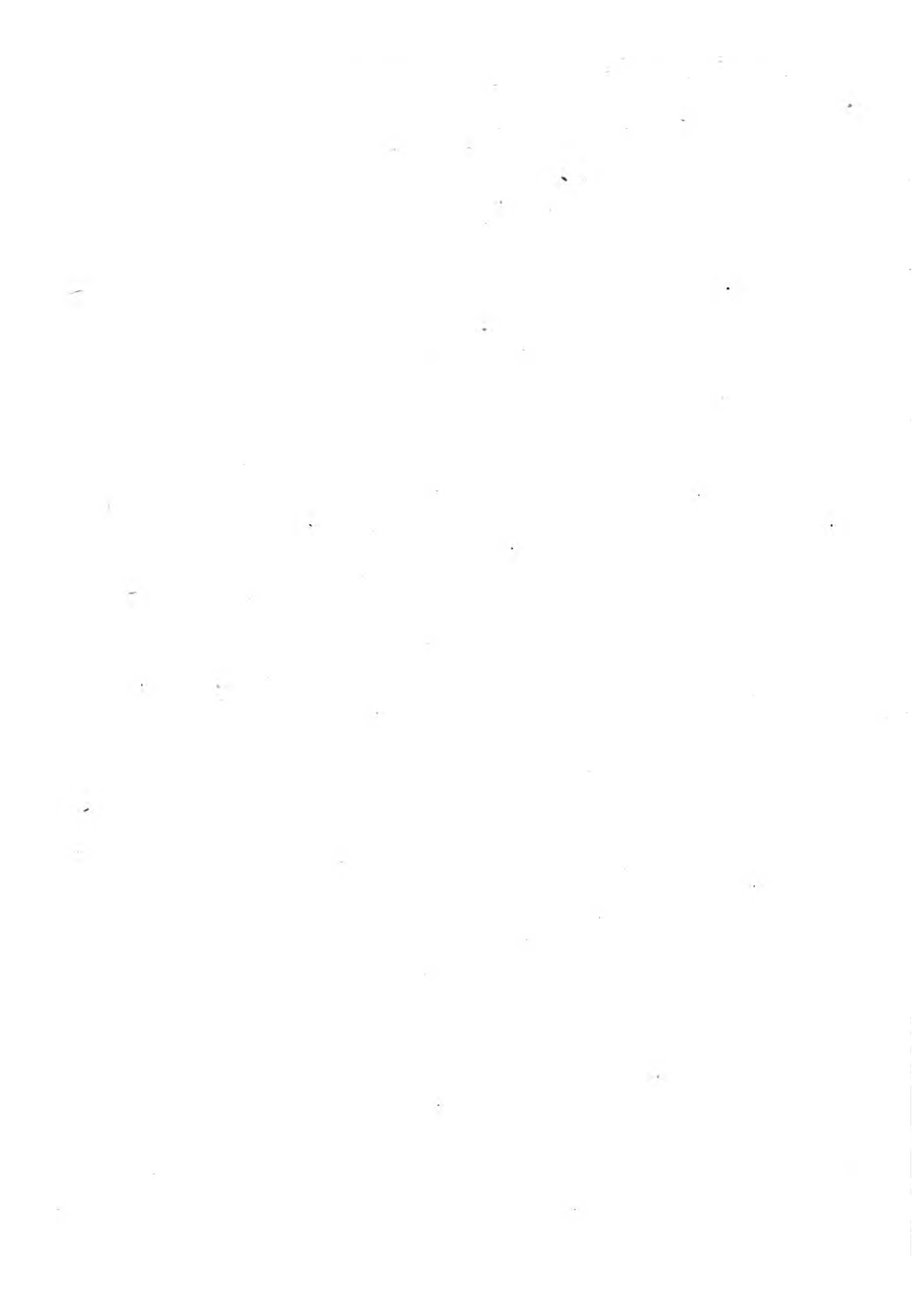
Alle Rechte vorbehalten.



Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Vorwort	IX
Triester Promenaden	1
Triester Carneval	14
Bei fremden Menschen und Göttern	24
Das Volkslied in Triest	33
Friaulisches Reisebild	45
Ralph und Blanca	56
Dante	79
Bogumil Goltz	85
Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht	90
Die Waldfängerin	113
Ball-Gespräche	155
Die Nacht der Weihe	167
Der Ungemüthliche	172
Ueber das Glück	180
Erinnerungen an Venedig	192
Ueber die Kunst des mündlichen Vortrages	213
Von der Frau, die das Herz eines Dichters aß	221





Vorwort.

Es gibt Verehrer und Verehrerinnen der Poesie, welche glauben, daß der Poet, der sich für gewöhnlich in gebundener Rede vernehmen läßt, heruntersteigt und sich etwas vergibt, wenn er Prosa schreibt. Und während ich es mir z. B. zur Ehre rechne, in dem „Heimgarten“ meines Freundes Hofegger drei bis vier mal im Jahre mit einem Prosa- beitrage vertreten zu sein, haben wohlmeinende Personen bedauert, daß ich, statt jährlich mit einem neuen Heldengedicht mich auf dem Büchermarkte einzufinden, mich mit Kleinigkeiten befaße. Es gibt auch Solche, die sich vorstellen, wenn ein Dichter (im engeren Wortsinne) Prosa schreibe, so thue er es so nebenbei und gelegentlich, auf äußeren Antrieb, werfe so „leichte Waare“ gleichsam zur Erholung hin. Ich erwähne dessen, um eine Versicherung daran zu knüpfen, die mir als Vorbemerkung zu der vorliegenden Sammlung von Prosa- aufätzen nicht überflüssig scheint: die Versicherung, daß meine Produktion die Unterscheidung zwischen leichtfertig Hingeworfenem und sorgsam Ausgeführten nicht kennt. Ich habe in Prosa wie in Versen immer und überall nur gesagt,

was ich zu sagen hatte, wozu ich von innen heraus mich lebhaft getrieben fühlte, und ich bitte Diejenigen, denen meine Prosa nicht gefällt, an meinen Fähigkeiten, aber nicht an meinem Ernst und Eifer zu zweifeln.

Selbst ein Goethe, ein Schiller war „journalistisch“ thätig, hatte Manches, ja Vieles zu sagen, was nur in dieser Form sich sagen, nur auf diesem Wege sich an Mann bringen ließ. Zersplittert habe ich mich in journalistischer Thätigkeit nie, und wenn das vorläufig hier Gebotene nur die Hälfte der Auswahl meiner bisherigen kleinen Prosaarbeiten bildet, so ist zu bedenken, daß diese Aufsätze seit 1857 (in der „Triester Zeitung“ und in anderen Blättern) erschienen, es sich also um eine Ausbeute von nahezu drei Dezennien handelt. Die Ungleichheit des Stils, von der Emphase des jugendlichen Alters bis zur Geklärtheit des reiferen Alters, wird den Leser das Ältere vom Neueren scheiden lehren. Den Freunden können diese Blätter einen kleinen Ersatz für eine Geschichte meines Lebens und meiner Entwicklung bieten; das innerlich und äußerlich Erlebte spiegelt sich wenigstens darin. Von diesem Standpunkte möchte ich namentlich auch die kleinen skizzenhaften Erzählungen betrachtet wissen. Diese beanspruchen nicht etwa für Novellen oder dem Ähnliches zu gelten; es sind Motive aus der zufälligen persönlichen Erfahrung, die mir keine Ruhe ließen und deren Aufzeichnung nur dem Bedürfnisse zu erzählen, sich mitzutheilen entsprang.

Den Artikel über Kürnberger's „Literarische Herzenssachen“ hätte ich vor Hinausgabe der „Prosa“ gerne noch zurückgezogen, wenn es nicht schon zu spät gewesen wäre. Eine Subscription auf die Gesammelten Werke und den

Nachlaß Kürnberger's ist soeben eingeleitet worden, und es ist mir unangenehm, just in diesem Momente mit dem Wiederabdruck eines Artikels hervorzutreten, der sich bei wärmster Anerkennung Kürnberger's doch einige, durch Angriffe von seiner Seite provozirte kritische Neckereien erlaubte. Daß diese das Ansehen Kürnberger's schmälern könnten, wird freilich kein Mensch behaupten; wohl aber könnte Jemand sich so anstellen, als glaube er, ich hätte das wenigstens gewollt. Ich habe aber schon in einer Note zu dem Artikel meine Hochschätzung Kürnberger's nachdrücklichst hervorgehoben, und glaube, daß man diesem, wie andern energischen, bedeutenden und originellen Geistern seiner Art, nicht zu nahe tritt, wenn man manches allzu stark „Subjective“ oder Verbitterte seiner Ansichten, oder wenigstens der Ausdrücke, in welche er diese zu fassen liebte, von seinen wirklichen Verdiensten unterscheidet.

Dem Wunsche des Verlegers, dieser Sammlung mein Porträt beizugeben, bin ich aus dem Grunde nicht entgegengetreten, weil ich es für meine Pflicht hielt, das Publikum einmal gelegentlich darüber aufzuklären, daß ich nicht aussehe, wie mich ein photographirtes Bild darstellt, das, von Berlin aus seit Jahren in den Handel gebracht, in Folge einer vorzüglichen technischen Ausführung eine weite Verbreitung gefunden zu haben scheint. Was das »Harder pinxit« unter diesem Bilde bedeuten soll, weiß ich nicht; ersichtlich ist nur, daß man bei Anfertigung desselben einer Photographie von mir — eben derselben, nach welcher auch das hier beigegebene Bild gearbeitet ist — die äußeren Umrisse entlehnt, diese aber mit den Zügen eines interessanten

langhaarigen Jünglings von jüdischem Gesichtstypus ausgefüllt hat, welchem ähnlich zu sehen ich schon aus Bescheidenheit nicht zugeben kann.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß die Freunde meiner Poesie sich auch mit meiner Prosa befreunden mögen: ich werde ihnen neben Poetischem in nächster Zeit noch Manches — auch Gewichtigeres als bisher — in Prosa zu sagen haben.

Graz, 10. März 1884.

Robert Hamerling.

Triester Promenaden.

(1864.)

Es flanirt sich, bei Gott, sehr angenehm auf den schönen Pflastersteinen von Triest! Ein Gang über den Corso, auf dem Molo San Carlo — schon das ist eine Promenade, die sich lohnt. Viele Triester und noch mehr Triesterinnen begnügen sich auch mit dieser. Vor den Cafés der Riva, unmittelbar am theerdustigen Meerstrande, sitzen die Damen dicht gedrängt am schönen Sommerabend, Fächer schillern in ihren Händen, ein buntes Gewimmel wogt vorüber, Sang und Guitarrenklang von wandernden Minstreln durchrauschen den Strand mit einer beständigen Serenade. Nicht minder üppig schlagen Schönheit und Reichthum ihr Pfauenrad auf dem großen Molo. Hier wogt zwischen ragenden Masten ein buntes Leben. Zum Theil aber liegt in der Art und Weise, wie hier im Abenddunkel dem Zauber der Natur gehuldigt wird, etwas Mystisches, an geheimen Tempeldienst einer unbekanntten Gottheit Mahnendes. Draußen an der äußersten Endspitze der riesigen Quaderzunge, die hier das Festland durch den Mastenwald hindurch in die brandende See hinausstreckt, steht immer eine Anzahl von Schweigenden, Unbeweglichen, und starrt in die unbestimmte Meeressferne

hinaus. Wornach starren sie nur eigentlich? Nach den Zinnen von Miramar, die weißlich durch die Nacht herüberdämmern? Oder nach der kreisenden Flamme des Leuchthurms zu ihrer Linken? Oder nach den einsamen Lichtern, die von den Bergabhängen herüberfunkeln? Nein! sie stehen dort und starren hinaus, auch wenn die Nacht finster und trübe, auch wenn die Wellen dunkelschwarz, ohne Sternenwiderschein zu ihren Füßen brandet. Sie starren in's Leere, in's Nichts. Das Nichts hat eine anlockende Verwandtschaft mit dem Unendlichen. Ehre diesen Habitues des Molo! Vielleicht sind es Eingeborne; aber sie stehen in geheimen Beziehungen zu den beschaulichen Doctrinen Hindostans. Wer sollt' es denken? eine Stätte des Brahmanenthums in so unmittelbarer Nähe von Waarenballen und Delfässern!

Aber der Molo ist nicht bloß für die Eingeweihten, die bei jeder Witterung dort in's Leere starren, ein interessanter Ort. Herrlich und poetischer Wirkung voll ist der Eindruck, wenn man spät Abends, von einem weiteren Spaziergange kommend, die noch geräuschvollen Straßen durchwandert hat, und nun bei hellem Mondlicht noch für einige Augenblicke auf den stillen Molo hinaustritt. Die Mastspitzen der Schiffskolosse ragen unbewegt, das Meer schlummert und drüben über der Bucht erglühen die Bergkuppen im Mondesduft.

Es flanirt sich sogar in den Wintermondnächten Triests noch angenehm, wenn ein Borahauch, nicht allzugewaltig, durch die vom südlichen Vollmondlichte grell beleuchteten Gassen dahinfegt. Es liegt ein lebenanregendes Princip schon im hellen Mondeslicht; kein Wunder, daß es doppelt

wirkt, wenn es geheimnißvoll sich mit der Urkraft des frisch von Bergeshöhen herunterbrausenden Aetherhauches verschwifert. Kein Stahlbad kann kräftiger wirken, als ein solches Flaniren, dem Vorauch entgegen, in vorgerückter Abendstunde, durch einsame, mondbeleuchtete Gassen.

Trachtet der sommerliche Besucher Triests aus der schwülen Mitte der Stadt hinaus in die landschaftliche Umgebung, so frage ich ihn zunächst, ob er irgendwo eine lebhaftere Promenade gesehen hat, als den bis in die späte Nacht hinein seiner ganzen Breite nach von Menschen wimmelnden „Aquadotto“? Wie gefällt ihm dieser vollgeschwellt-Ström des fröhlichen Müßiggangs, in welchem als Nebenflüsse Lebenslust und Gefallsucht ihre hochgehenden Wellen mischen?

Wo am Ausgange des Aquadotto der Weg sich spaltet, ist mit wenigen Schritten ein Abhang erreicht, auf welchem Lämmer und lustige Ziegenböcklein grasen. Mit Willen und Gärten und einer pittoresken Cascade steigt zur Rechten des Weges die Höhe an; zur Linken rauschen und nicken hochstämmige Baumhäupter aus dem Thalgrund über den Steindamm herauf; durch dichte Laubkronen blickt man in's Thal hinab und hinüber auf die jenseitige Höhe. Rückwärts liegt das schimmernde Meer und die Stadt und die niedergehende Sonne. Nichts versetzt den Wanderer so leicht in eine olympische Stimmung, als ein hochgelegener Laubgang, durch welchen die auf- und untergehende Sonne schimmert; es ist als ob man in einem grüngoldigen Empyreum wandelte. Immer reizender wird nun zur Linken der Thalgrund; idyllisch grünen da unten die Gärten von San Giovanni; unter

unzähligen weißschimmernden Landhäusern grüßt die Villa Bottacin vor allen lieblich herüber mit den farbig-anmuthigen Zinnen; dahinter steigen im Halbrund die schroffen Fels-terrassen links zum Obelisken von Opicina, rechts zur nackten Gebirgswand empor, unter deren scharfkantigem Saume der breite Gürtel einer gewaltigen Heerstraße sich hinschlingt.

Noch haben wir kaum seit zehn Minuten die Stadt hinter uns gelassen und schon ist das Boschetto erreicht, schon athmen wir in Waldesgrün. Wir wandeln in einem nicht dichten, aber weiten Eichengehölz, das von hundert bequemen Pfaden durchkreuzt ist. In festlichen Sonntagsstunden schallt Musik die Waldhöhe hinauf, ausgehend von der Niederung, wo die braunen Quellen der Erfrischung sprudeln, während ein ganzer Völkerzug von Lustwandelnden den Hain durchschwärmt, gar nicht zu reden vom ersten Mai, an welchem das Leben des Boschettos in einem Volksfeste seinen Höhepunkt erreicht. Weiter und weiter gelangen wir, den immer schönen, immer bequemen Waldespfad hinan; auf noch breiterer, in weiterem Kreise geschwungener Straße kommen uns die eleganten Gefährte der Reichen nachgerasselt. Alles strebt zur Höhe empor, wo die Meeresfernsicht, vielleicht einzig in ihrer Art, sich aufthut: über Gebirg und Stadt und die breite schimmernde Seebucht von Muggia. Wir stehen auf der prächtigen Hochwarte des „Jägers“. Hier das weitschauende „Ferdinando“, das auf der lustigen Höhe so stolz emporragt, hinter ihm, auf noch höher ansteigendem Waldhügel, eine gethürmte Ritterburg, die wir nicht um ihr Alter fragen wollen — dazu der Eichwald selbst, der, wie er den Wanderer unten in der Niederung

aufgenommen und fortbegleitet bis zur herrlichen Höhe, sich nun noch stundenlang auf Abhängen und Gipfeln hinerstreckt, holde Stille gewährend und für den Pflanzenfreund eine nicht allzureiche, doch immer interessante botanische Ausbeute.

Früher und weit üppiger als im Boschetto sproßt am Abhange von San Andrea, dem Sonnenbrand und den milden Lüften des Meeres zugewendet, eine Vegetation, die den vollen Charakter des Südens trägt. Wie soll ich sie schildern, die wunderschöne Strandpromenade von San Andrea, die an Sonntagnachmittagen des Herbstes, Winters und Frühlings zum Schauplatz eines glänzenden Corsos wird? Zur Rechten Meeresblau, schwellendes Wellengeplätscher, zur Linken Blattgelispel, grüne Gärten — mitten inne die endlose Reihe der Karossen, aus welchen tausend Flammenaugen blitzen. — Dreifach schlingt der Lustpfad sich um den Abhang und man kann auch ganz unten unmittelbar am Saume des Meeres unter schönen Platanen wandeln. Unendlich reizend ist dieser stillere Platanenlaubgang, von der klaren Meereswelle bespült, aber fast noch verlockender ist's, den engen, schattigen Fußpfad einzuschlagen, der zwischen den beiden erwähnten Wegen mitten durch endlos dichtes Rosengebüsch sich hinzieht. O diese meerbethauten Rosengebüsche von San Andrea! Es ist ein dichter Rosenwald, Rosenhecken der edelsten Art, fast den ganzen Weg entlang sich erstreckend. Und weiter hinan, wo das Gebüsch fast zur Parkanlage sich erweitert, da wächst und treibt ganz im Freien und uneingehegt der schönste Flor edler Sträucher und Gartengewächse.

Bis gegen Servola hin führt diese unvergleichliche Promenade, zur Linken immer Villen und Gärten, zur Rechten

das Meer, die schöne Bucht von Muggia, jenseits derselben die Höhe, deren abgewandte Seite sich gegen den Meerbusen von Capodistria hinabsenkt, im weiteren Hintergrunde das gewaltige Felsbergpanorama.

Alles ist hier edle Naturpoesie, von welcher jedoch selbst der Ernst und die Prosa des Lebens imposant sich abheben. Mitten in den Rosenflor hinein sieht man Palissaden gepflanzt, Rüstzeug der Bellona, gegen das unschuldige Meer hinunterdrohend, und die Göttin Industria hat Werften und Arsenale hingebaut, die mit ihren schweigenden Höfen und langhinfriechenden Hallen, wo riesiges Werkgeräth gehäuft ist und die Maschinen tausend metallne Gelenke gespenstig regen, wie Tempel der lebenbeherrschenden Nothwendigkeit oder des werktätigen Erdgeistes aus der Niederung herauffragen . . .

Ich weiß nicht, ob dem Leser bekannt ist, was man in italienischen Landen unter einem „giardino publico“ versteht? „Giardino publico“ bedeutet dort zuweilen einen kreisrunden von einem Baumgange umschlossenen, von einigem Grase bewachsenen freien Platz. Hartnäckig fragt der Fremde nach dem „Garten“, und der Eingeborne bemüht sich lange vergebens, ihm klar zu machen, daß er mitten darin steht. Triest hat glücklicher Weise in diesem Punkte darauf verzichtet, die italienische Art zur Schau zu tragen. Es besitzt in seinem „giardino publico“ vor der Corsia Stadion ein blumenduftiges Schattenastyl, einen wirklichen Garten. Den ganzen Sommer über ist er ein Lieblingszufluchtsort der Triester Bevölkerung aller Schichten, die ganz oberste ausgenommen, die auf ihren Willen Schatten und Blumenduft im eigenen Hause hat und den Rest der schönen Gotteswelt

nur von den Polstern ihrer Equipagen aus beaugenscheinigt. Dem vielbeschäftigten Triester im Allgemeinen kann eine so schöne, nahe gelegene Anpflanzung zur Erholung und Erfrischung, namentlich in den Abendstunden, nur willkommen sein; der Dandy schlürft im Schatten blühender Maulbeer- und Bignonienbäume seinen Mokka und verfolgt den Auf- und Niedergang der Sternbilder, die ein kreisender Zodiacus der Schönheit bei den Klängen einer Musikcapelle an ihm vorüberführt. Es sind vielleicht nicht so stolze, aber ebenso schwarze und glänzende Augensterne und Haarflechten, wie diejenigen, die uns bei dem Wagencorso von San Andrea berücken; es sind dieselben Gefahren, dieselben Bezauberungen, es ist dieselbe Koketterie, nur daß sie hier zu Fuße geht, wobei sie eher gewinnt als verliert, denn es ist bekannt, daß anderswo Prinzessinnen und Herzoginnen sich nicht durchgehends der Gabe eines würdevoll-anmuthigen Einhererschreitens in dem Maße zu erfreuen haben, wie am Strande der Adria die Grisetten.

Wer schildert Miramar — das Schloß und alle Herrlichkeiten, die dort am Strand und auf der Höhe ausgebreitet sind? Und seine prächtige Meeresfernsicht, die nirgends breiter und glänzender sich aufrollt? Hier fühlt man sich nicht mehr bloß in den Süden, sondern gar in den Orient entrückt, oder in amerikanische Tropenzonen! Der Park ist kaiserlich. Großartigkeit bestimmt den ganzen Stil, auf breiten Strecken sehen wir die Blumenbeete hingelagert, die Farbenwirkungen sind durch massenhafte Häufungen des Gleichartigen reizvoll-imposant; dabei herrscht überall Verschwendung: was da blüht, das Fremdeste, das

Seltenste blüht in unzähligen Exemplaren. Und doch sieht man nur Erlesenes, Distinguirtes, es sind aristokratische Gewächse, es ist ein beau-monde der Blumen, ein Salon: Königin Flora gibt große Assemblée.

Alles Tropische steht hier im Freien um das Schloß. Da wachsen die Hortensien unter den Bäumen auf langen Strecken hin, wie Moos oder Haidekraut; da stehen Palm- lilien und Aloen und Blumenrohre zahllos die Felshöhe hinauf und den Strand entlang, da ragt in der Mitte jedes Blumenfeldes die Araucarie oder ein fremdes Liliengewächs, im Wasserbecken schwimmt die blaue Seerose, die Blume der Isis, und eine lauschige Stelle gibt es, wo, freilich den Fuß in Töpfen verstoßen bergend, Fächer- und Fiederpalmen mit Pandanus- und Arumgewächsen und Ficus elastica und Magnolien ihre Blätterfülle über den schattigen Sitz breiten.

Schönes Mexiko, Heimatland der Sonnenblume! Heimatland der edelsten Blumen überhaupt, die Europas Gärten schmücken! Lange vor dem Eintreffen der Ueberbringer der Krone Montezuma's haben deine Blumenboten in Miramar von Buena Vista's Gärten und vom Kaiserpalast im Cypressenwalde Chapultepecs geflüstert . . .

Zu Frühlings- und Herbstausflügen lockt die Hochwarte von Opicina mit ihrem berühmten Land- und Seepanorama, von Reisebeschreibern und Dichtern als einer der schönsten Aussichtspunkte der Welt gefeiert. Aber auch den reizvollen Weg dürfen wir nicht vergessen, dessen sanft ansteigende Linie, mit der Straße von Miramar eine Strecke parallel, am Bergesabhang zur pittoresken Höhe von Prosecco hinüberführt. Zur Rechten steigen die Felsabhänge schroffer und

schroffer empor und bilden zuletzt, unmittelbar vor Prosecco, wahrhaft schwindelnde Grate; zur Linken aber liegt unten in seiner Tiefe, „glatt, sonnig und endlos das lebendige, herzerfreuende Grün der Meereswelle, vom Zephyr so fein gekräuselt wie eiselierte Smaragdflächen mit dunkelblauen Furchen und funkeln Silberstreifen.“ In reinen Umrissen steigt neben dem spiegelglatten Plan der See das zackige Felsgebirg empor, und die Küste wie das Meer schwimmt im Sonnenduft.

Hundert Campagnenwege führen nach allen Richtungen von Triest in's Freie hinaus, und es mag uns oft gelingen, daß wir, einen derselben auf's Gerathewohl einschlagend, zu herrlichen Aussichtspunkten, vielleicht auch zu anmuthigen Ruheplätzen gelangen. Aber freilich bei weitem nicht immer; den größten Theil dieser Bezirke, zu welchen die Campagnenwege führen, hat der Privatbesitz unter sich getheilt; die „beati possidentes“ haben ihre Hände darauf gelegt. Wir sehen eine liebliche Stelle, einen Wiesenhang, ein Wäldchen so einladend herüberwinken: wir eilen darauf zu, aber siehe da, so sehr wir eilen, wir kommen doch zu spät; schon hat ein Anderer den reizenden Bezirk für sich eingefriedet, hat eine schöne Villa hingebaut und eine hohe Gartenmauer, nach Landesbrauch besteckt mit spitzigen Glasfragmenten, die wie blutlehzend in der Sonne funkeln. Aber wir müssen doch auch bedenken, daß die Villen der reichen Leute dasjenige, was sie der Landschaft und ihrem freien Genuß rauben, dadurch ersetzen, daß sie das Landschaftsbild wieder in anderer, anziehender Weise ergänzen und vollenden. Das Panorama von Triest wäre in der That nicht halb so

anmuthend, ohne den reichen und stolzen Kranz seiner Willen.

Die Sage erzählt von öden Bergen, von düsteren Felswänden im Waldesdunkel, wo der Wanderer ängstlich inne hält: plötzlich aber erschließt sich ein moosüberwachsenes Pförtlein, der Wanderer tritt ein, und es schimmert ihm eine unterirdische Herrlichkeit entgegen mit Zaubergärten, Springbrunnen und goldenen Gemächern, wo ein Gnomenkönig Hof hält, oder eine schöne Waldesfee. Nicht ganz so, aber doch in ähnlicher Weise ergeht es uns, wenn wir die wenig anziehenden Gründe durchschreiten, die in der Thalniederung von San Giovanni die Villa Bottacin umgeben. Plötzlich erreichen wir ein Pförtchen, das sich unscheinbar in eine Ecke schmiegt, aber das Pförtchen thut sich auf und wir betreten ein Blumen-Eldorado *). Das steht in seiner Umgebung so contrastirend hingezaubert, wie ein Gaukelbild der Fata Morgana in der Wüste: wir fürchten, es könne plötzlich in Nichts verschwinden. Aber es ist kein Blendwerk, es hält Stand. Wir schreiten weiter auf dem reichbebüschten Terrain, das in den pittoresksten Krümmungen steigt und fällt und sich wendet, und nach rückwärts an einen romantischen Berghang sich lehnt. Auch die Umgegend erscheint uns von diesem Standpunkte aus in neuem Lichte, wie umgezaubert. Ein gewaltiger Bach durchrauscht den Grund. Wir betreten auf der Höhe den Vorjaal eines glänzend ausgestatteten Pavillons, geschmückt mit Statuetten und Bildern — eine

*) Die Schilderung gilt von der Zeit des Aufenthaltes des Verfassers in Triest.

Vorahnung gewährend von den reichen Kunstschätzen, welche das Innere der Villa birgt, und mit welchen wir uns diesmal so wenig beschäftigen wollen, als mit dem architektonischen Reiz und Werth der zierlichen Villa selbst. Halten wir uns an das Landschaftliche, die Naturscene, den Park. Durch dichtverschlungenes Gebüsch führt uns der Pfad in eine Grotte, die eine künstliche Beleuchtung mit magischem Feuerschein erfüllt. Wir wandeln vorüber an kleinen Teichen, wo die riesigen Blätter fremder Wasserpflanzen den Wellenspiegel bedecken. Wir betreten ein Schweizerhaus, wo die erlesenste Sammlung ausgestopfter Vögel und sonstiger naturhistorischer Merkwürdigkeiten uns anzieht. Während mit jedem Schritt der Ausblick in die Ferne reizvoll wechselt, umdrängt uns in unmittelbarer Nähe der üppigste Flor von südlichen Gewächsen; die Vegetation überwuchert sich fast urwaldlich: Höhen und Tiefen, Felswände und Bachufer, alles ist von einem dichten Teppich von Schlingpflanzen überkleidet. Nun aber betreten wir die „stufa“ — das Warmhaus, wo wir plötzlich eine berauschend gewürzte Tropenluft athmen. In diesem Raume wird uns zu Muth, als hätten wir Opium getrunken oder eine Aether-Narkose mit uns vornehmen lassen. Worin liegt das Eigenthümliche, Geheimnißvolle dieser Wirkung? Ein überaus anmuthiges, feines Wellen- oder Tropfengeriesel ist's, das unter den Riesenblättern der Tropenpflanzen aus verborgenen Quellen sprüht, den Sinn bestrickt, bevor das Ohr es unterscheidet, und mit dem Würzeduft der Pflanzen vereinigt, die Sinne in einen süßen, träumerischen Zustand einlullt. Wir sind hier in einen Zauberbann gerathen, dem wir nicht mit oberflächlichen

Eindrücken enttrinnen. Alles ist darauf eingerichtet, das Gemüth anzuregen, romantisch-poetische Wirkungen hervorzu-
bringen. Die Stämme fremder Gewächsriesen sind mit
Moos überzogen und dieses wieder mit dem feinsten Gewebe
interessanter Schlingpflanzen umkleidet.

Die Villa Bottacin ist die Schöpfung eines sinnigen,
romantischen Geistes: auf die Tiefe des Gemüthes wird zu
wirken gesucht, gesteigerte Natureffekte sind erzielt, höhere
Intentionen verwirklicht. Von einem andern Standpunkte
will der Landsitz des (nun verstorbenen) Herrn von Revol-
tella betrachtet sein: vom Standpunkte des modernen Geld-
und Weltmannes, der sich das Leben mit den Reizen des
„fashionablen Comforts“ ausschmückt. Heitere Eleganz war
hier das leitende Princip, verwirklicht mit der noblen Ein-
fachheit des echten Gentleman, dessen Wesen bekanntlich nicht
in der vollzähligen Reihe von 16 Ahnen liegt. Wie Kleidung
und Benehmen des echten Gentleman fern von aller auf-
dringlichen Prunksucht ist, so löst er auch in der Wohn-
stätte, die er sich baut, das Problem der Vereinigung von
Sumptuosität mit anspruchslos erscheinender Einfachheit.
Was ist eine „Villa“ für den Welt- und Lebemann? Ein
Landaufenthalt, wo er einige Wochen und Monate in an-
genehmer Losgebundenheit zubringt. Er wird dafür kein
Schloß aufrichten mit Säulen, Erkern und Zinnen; er wird
sich den schönsten Platz erkiesen, wird dort eine reizende
Gartenanlage gründen und inmitten derselben einen zierlichen
Pavillon sich bauen, mit einem Salon und allerliebsten
kleinen Gemächern, überaus comfortable ausgestattet, wo er
schläft, speist, die Zeitungen und Coursberichte liest und seine

Freunde empfängt. Im Gegensatz zum Ideal des Landsitzes eines in schöner Zurückgezogenheit lebenden, in romantische Passionen versenkten Gemüthes, ist dies das Ideal der Villa vom weltmännischen Standpunkte, und dies Ideal hat Herr von Revoltella auf dem schönsten Punkte von Triest, auf der Höhe des „Jägers“ verwirklicht.

Triester Carneval.

„Es ist eine traurige Entdeckung, die wir gemacht haben, aber leider zu spät, als daß es noch etwas helfen könnte, nämlich daß wir existiren.“ So sagt ein geistreicher amerikanischer Autor. Es gehen bekanntlich auch von Zeit zu Zeit Leute mit Hinterlassung eines Zettels, auf welchem „Aus langer Weile“ oder Ähnliches geschrieben steht, aus der Welt, bestätigend, daß es im Allgemeinen sehr wenig amüſant ist, „dazuſein“. Billiger Weiſe könnten wir also den obigen Ausſpruch zum Grundtext und Motto für eine Miſchermittwochs-Homilie wählen. Aber die Betrachtung der Miſerabilität des Daſeins iſt ein abgedroſchenes Thema. Piſanter iſt's, die poſſierlichen Apparate ins Auge zu faſſen, welche die liebe Menſchheit in Bewegung ſetzt, um jene Langeweile zu bemeiſtern, jene Miſere zu übertünchen. . . .

Wo kommt er her, wo geht er hin, der ſeltſame Gaukler, der mit der Schellenkappe des Narren hinter dem Einzuge des neuen Jahres einherſpringt, um nach wenigen Wochen tollen und ausgelassenen Treibens in ſeiner Sünden Maienblüte dahinzufinken, getroffen vom Schlage der — Mitternachtſtunde, die dem aſchgrauſten aller Mittwoch vorauſ-

geht? Wer ist der Räthselhafte? Ist er des uralten Freuden-gottes Dionysos neue Vermummung, der das rauschende Thema der Lebenslust statt auf lydischen Cimbeln jetzt auf moderner Strohfidel variirt, und auch so noch die schöpferischen Urgewässer des Begeisterungstaumels im Menschengemüthe flüchtig macht? Ist er die verkörperte „souveräne Ironie“ der Romantiker, die, in groteskem Mummenschanz Menschen- und Thiergebild durcheinander werfend, ein witziges Gaukel-spiel treibt mit der äußerlichen, zufälligen, bestandlosen Welt der irdischen Formen, die nicht des Seienden wirklicher Umriß, sondern nur Arabesken sind, von der spielenden Laune des Weltgeistes in den verrinnenden Sand der Ewigkeits-Sand-uhr gezeichnet? Vielleicht ist er von alledem etwas, und dazu noch das erste Wiedererwachen der Natur, die sich mit einer Grimasse den Winterschlaf aus den Augen reibt — die ungezogene, knabenhafte „Flegelzeit“ des jungen Jahres, über das noch nicht der zähmende Empfindungshauch des Lenzes und der Liebe gekommen. Als würdiger Vorläufer tanzt der Alte mit der Schellenkappe dem Triumphzuge des Frühlings vorauf, lärmend wie ein Poltergeist, um plötzlich mitten in der Nacht zu verschwinden, wenn, durch ihn ge-weckt, Primel und Veilchen ihre schlaftrunkenen Häupter aus der Erde hervorstrecken und neugierig nachsehen, was es gibt.

Man muß aber unterscheiden zwischen dem eigentlichen Carneval, dem Carneval des Südens, der seine Abkunft von den Bacchanalien und Saturnalien des alten Heidenthums nicht verleugnet, und dem nordischen, christlich-germanischen Fasching.

Der Carneval ist ein toller Kobold, der dem Hypochonder in's Fenster guckt, durch's Schlüßelloch schlüpft und dem

Widerwilligen die Ohren voll trompetet, so tief er auch die Schlafmütze darüber ziehen mag. Der Fasching ist ein Monsieur, den man in seiner Wohnung auffuchen muß. In schwarzem Frack und weißer Kravatte muß man ihm seine Aufwartung machen, und sein Töchterchen, die Freude, darf man nur mit Glacéhandschuhen anfassen. Welche Umstände, welche Kosten für Eintritt und Toilette, um einen Maskenball zu besuchen! Im Reiche des „Carnevals“ braucht man bloß die Fenster zu öffnen: da tanzen lustige Maskenpaare auf der Straße zu improvisirten Instrumenten; sie tanzen die sonderbarsten Mazurkas und Monferinen und beanspruchen von dem kunstliebenden Zuschauer-Publikum an Fenstern und auf Balkonen nichts weiter, als daß ihnen keine Töpfe und Gläser über die Köpfe ausgeleert werden.

Seit ich nach elfjährigem Aufenthalt am Strande der Adria wieder in deutschen Landen heimisch bin, weiß ich es leider immer nur aus dem „Grazer Schreibkalender auf das Gemeinjahr 18**“, wann wir in den Tagen der zeitweiligen Emanzipation des Fleisches leben . . .

Aber vielleicht ist das Alles nur, so zu sagen, vom einseitig-ästhetischen Standpunkte aus gesprochen, der bekanntlich immer das Bunte und Krause, den Glitterstaat, die scharfen Dichter ein wenig gegen das einfach-Schlichte, nüchtern-Vernünftige, Gesunde und Solide bevorzugt. Wenn die geräuschvollen Symptome, mit welchen der italienische Carneval mehr noch in den Neußerlichkeiten des Straßenlebens als innerhalb der häuslichen Kreise sich ankündigt, bei uns vermischt werden, so kann ein feiner Menschenkenner und Beob-

achter, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, immerhin auch ohne die Hilfe des Kalenders den Fasching, oder sagen wir, den deutschen Karneval, aus Zügen, Mienen, Geberden, Manieren der Leute herauswittern. Es lohnte sich vielleicht sogar der Mühe, eine psychologische Skizze stiller Karnevals-symptome zu entwerfen. Haben junge Männer, die viel tanzen, in dieser Zeitepoche nicht ein zwar fatiguirtes, aber träumerisch und geheimnißvoll angeregtes Wesen? Hat ihr Auftreten, wenn sie auch nur den Saal eines Lesevereins betreten, nicht einen gewissen leichten Schwung, als glaubten sie sich in reizender Frauengesellschaft? Stellen sie den Hut nicht mit einer gewissen Grazie hin, werfen die Handschuhe mit einer gewissen Eleganz hinein und greifen nach dem Zeitungsblatt mit einem schwärmerischen Gesichtsausdruck, als ob sie die Hand um die Taille einer hübschen Tänzerin legten? Man sieht, daß schönere Melodien in ihnen nachklingen, daß ein höherer Rhythmus in ihnen nachzittert. Erschöpfung verrathen sie höchstens durch ein leicht verschleiertes Auge, und dadurch, daß sie die tanzmüden Füße tiefer und gerader als gewöhnlich unter den Tisch strecken. Und zeigen junge Mädchen in diesen Wochen auf der Straße nicht eine gewisse Neigung, verlegen zu erröthen, wenn sie jungen Herren begegnen und von diesen ins Auge gefaßt werden? Kein Wunder; sie sind ja in Zweifel, ob der Begegnende wirklich der Tänzer von gestern Nacht ist, und ob sie sich nicht etwa kompromittiren, indem sie vielleicht an einen Wildfremden ein reizendes Lächeln verschwenden?

Also seien wir gerecht! Man bedarf nicht durchaus des Kalenders . . .

Und wie? berichten nicht alle Lokalblätter ausführlich von Bällen und anderen geselligen Carnevalsvergnügen? Tragen sie nicht alljährlich auch in die Stube des Einsamen die Kunde von „schönen“ und „unvergeßlichen“ Festen, von dem in unvergänglicher Jugend blühenden „reizenden Damenflor“ und der „animirten Stimmung?“

Und giebt es mehr oder weniger öffentlichen Mummen-schanz und „Narrenfeste“ nicht auch in Deutschland? Und kann man der deutschen Festnarrheit einen anderen Vorwurf machen, als den alten, bekannten, daß sie den Fehler ihrer Tugend hat, daß sie zu schön ist, zu geistreich, daß zu viel „Methode“ in ihr liegt? — Freilich, wenn man es der Weisheit nicht verzeiht, nach der Lampe zu riechen, so wird man es der Narrheit noch weniger verzeihen . . .

Als ich Jahre lang die Triester Carnevals-Corsofahrten miterlebt hatte, fand ich sie zuletzt ganz abscheulich. Ich verwünschte die Schreihäufe, das nächtliche Geschwärm und Gelärme, das Gequiek, Gesinge, Getute und Gezeter. Nichtsdestoweniger schaute ich, wenn die eigentlichen Corsotage kamen, nach dem Wetter aus und bedauerte, wenn Regen drohte, in sophistischer Selbsttäuschung „nur die Confetti-verkäufer“. Und wenn so Nachmittags um die dritte Stunde mein unwissentlich lauschendes Ohr vernahm, wie es auf der Straße draußen lebendig wurde, wie die Wagen zu rollen begannen, da vollzog sich eine Verrückung des Standpunktes der Betrachtung in meinem Innern, eine veränderte Constellation, die zunächst dadurch sich kundgab, daß ich mich jedem alltäglichen prosaischen Thun und Treiben abhold fühlte, bis Mißmuth und-Langeweile mich zuletzt nöthigten, nach dem

Hüte zu greifen und aus dem Hause zu gehen. Und siehe da: vor meinen Augen dehnte sich der lange, breite Corso wieder, wie in früheren Jahresläuften, voll von Wagen, Pferden, schönen Damen, Masken, Eseln, Gassenjungen, Confettihändlern, Dandies, Blumenmädchen, Marineoffizieren, Schneidermamsellen, Soldaten, Matrosen, Christen, Juden, Dalmatinern, Tschitschen, Griechen, Türken und Philistern. Dazu auf den Balkonen, an den Fenstern reiche Schönheitsblüte von allen Jahrgängen.

Da konnte man doch nicht umhin, ein wenig stehen zu bleiben . . .

Nun ja, sie war es wieder, die Reihe glänzender Equipagen, unterbrochen von improvisirten Gefährten aller Gattungen, oft drollig befrachtet mit allerlei Mummenschanz, zuweilen auch, der heiteren Abwechslung wegen, statt mit muthigen Rossen, bespannt mit behäbig trabenden Grauchen: in den Wagen schwarzäugige, von Jugend, Vergnügen und Confettiwürfen geröthete Frauen- und Mädchengesichter, Gestalten, die im Feuer der Confettischlacht die reizendste Plastik defensiver und offensiver Stellungen entwickelten — ringsum hagelnd und stäubend der Inhalt tiefer Confettisäcke, von Fanatikern oft über einen einzigen Wagen entleert — fliegende Bonbons und zierlich dargereichte Blumensträuße — hier und da Masken, vereinzelt, in Gruppen, auch wohl zu Wagen, voll toller Scherze in Wort und Geberden — und in dem bunten krausen Gemälde als lecker, dicker, derber Pinselstrich sich abhebend die unverdroffene Meute der „Gamins“ . . .

Da sehe man sie nur einmal, die verwünschten Rangen, wie sie mit Todesverachtung und fabelhafter Behendigkeit,

von Puffen, Stößen und Tritten unbeirrt, sich unter die Räder der Wagen werfen, um den Inhalt einer verschütteten Bonbondüte zu erbeuten! —

War das nicht ein fallender Regentropfen? Gewiß! Aber Tropfen, die der Regengott den Schönen ins Gesicht schleudert, werden heut von den Damen, wie es scheint, für Confettikügelchen, für eine Schelmerei, für einen guten Witz des Himmels genommen. Glänzende Cylinder hier, Schleier und feine Gewebe dort werden achtlos preisgegeben. Was schieert dergleichen den Carneval? Er schneidet nur eine Grimasse, als wollt' er sagen: Eines nassen Todes zu sterben ist mir nicht bestimmt. Ich sterbe wie mein Schutzherr, Dionysos, im Feuer. — Und er behält Recht.

Ei, so rollt und rollt, ihr närrischen, unermüdlischen Räder!

Aber siehe da, es kommt noch ärger. Mit den Szenen, die nach Einbruch der Dunkelheit in den Straßen, auf den Plätzen, vor den Cafés und in denselben sich entrollen, beginnt das eigentliche, vom grellen Tageschein nicht mehr eingeschüchterte und ernüchterte Bacchanal der Narrheit. Masken in bunt zusammengewürfeltem, oft sehr einfachem, aber mit dem richtigen Instinkt der Tollheit erfundenen Aufputz treten auf den Schauplatz. Es ertönen die quiekenden Laute, mit welchen sie einander anrufen. Hier und da Gesang und ein Springen und Tanzen zum Klange von allerlei musikalischen und nicht-musikalischen Instrumenten. Elegantere weibliche Masken huschen vorüber, die lüsterne Phantasie äffend mit dem Zauber anmuthig-schlanker, verschleierter Umrisse. Da schreitet ein weißer, fast gespenstiger Zug von

Tempelrittern in imposanter Haltung heran, oder eine Phalanx von Kriegern mit Pickelhauben, oder auch ein Trupp wüster Gefellen in allerlei verschossenen Gewandungen, wie sie Callot-Hoffmann nicht toller erfinden konnte. Sie gehen Arm in Arm, nehmen die Breite der Straße für sich in Anspruch und brüllen ohrzerreißend, aber mit entschiedenem Talent für polyphone Stimmführung:

„So oggi la va bene, domani non si sa!“

Da wandelt ein Kerl, der sich nur in eine Art Domino von grober Sackleinwand gesteckt, einen Topf oder etwas Ähnliches auf den Kopf gestülpt und sein Gesicht mit einigen schwarzen Aienrußstrichen maskirt hat. Aber mit wie viel Beruf, mit wie vieler Weihe wandelt er dahin! Der geziemende naive Humor liegt schon in seiner Haltung, seinem Gang; und wie seelenvergnügt quiekt er in allen Tonarten! Dieser genügsame Mensch hat den rechten Sinn und Verstand der Narrheit.

Ihm ebenbürtig ist der zerlumpte Virtuose, der dort in vergilbtem Flitter mit einer alten Clarinette umherwandert und an jeder Straßenecke einem nicht gewählten Auditorium Pedrotti's zum Gassenhauer gewordene Melodie „Bella è l'Italia“ zum Besten giebt. — O du unverschämter Gefelle! nun schleicht er gar in vorgerückter Nachtstunde, sein Tagewerk zu krönen, in die Vorhalle des Tergesteums, pflanzt sich dort insgeheim mit einigen Gleichgesinnten auf und stört den Frieden dieser Hallen und einiger alter Herren, die in den Lesesälen des Erdgeschosses noch über den Zeitungen brüten, mit plötzlichem Getute! Ein Custode stürzt herbei und jagt den Minstrel sammt Gefolge

mit Scheltworten hinaus. Er aber tutet, während Feuer sich umdreht, den Schluß seiner unterbrochenen Melodie nebenan durch das offene Fenster hinein, bis der ergrimnte Custode auch dies ihm vor der Nase zuschlägt.

Dann verschwindet er sammt seinem Flötenspiel in einer lärmenden Menge. Fortgerissen wird er wie vom Festreigen der Korybanten. . . .

In allen Kaffeehäusern schwirrt es aus und ein wie in Bienenstöcken, von Masken, welche ihre unmaskirten Bekannten dort auffuchen und necken. Selbst in die Theater drängen diese Kobolde sich ein, und die Insassen der Logen sind nicht sicher vor schelmischem Ueberfall.

Ach, dieser Karneval, er achtet nicht den heiligen Gottesfrieden der stillen Leute, Kopfhänger, Einsiedler und Menschenfeinde. Er reißt sie, für Momente wenigstens, in ein verändertes Schauen und Empfinden hinein, wäre dies letztere auch nichts Anderes als — Aerger. Zum Glück soll auch der Aerger zuweilen heilsam sein. Es ist ein Carneval, den, glaub' ich, selbst die Todten ein wenig in ihren noch übrigen Knochen spüren, und wer weiß, ob sie sich nicht zu einem kleinen Carnevals-Klappertänzchen in der Geisterstunde versammeln würden, wenn es im Carneval eine Geisterstunde gäbe, und die Bacchantenfacel in dieser Zeit-epoche nicht der Mitternacht die Augen ausbohrte. Wenn solch' ein Carneval vorüber ist, so weiß jedes Menschenkind, daß er da gewesen, und erinnert sich seiner, wär' es auch nur, um Gott zu danken, daß er vorüber.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch die Deutschen sich in ihrem Carneval vortrefflich unterhalten. Sie tanzen

heute, sie tanzen morgen, sie tanzen übermorgen. Sehr amüſant, ohne Zweifel. Aber der ſüdlliche Carneval iſt reicher. Seine Spolien ſind der Mummenschanz, deſſen abgeſchabter Flitterſtaat, auch wenn er abgeworfen im dunklen Winkel liegt, noch in phoſphoriſchem Glanze poetiſch flimmert; die Spolien deſ nordiſchen Carnevals ſind eine Legion durchgetanzter Stiefel, in Staub vermorſchend, profaiſch und ledern.

Immerhin! — Wie die Aſche deſ Befuvs Pompeji, Herculanium und Stabiä bedeckte und ihr Leichentuch um die Saturnalien klaſſiſchen Behagens wob, ſo begräbt die Aſchermittwochsafche mit fahlem Grau zulezt den „Carneval“ wie den „Faſching“.

Und ſo ſuche denn Jeder „carnevals-felig zu werden nach eigener Façon“. Sehe Jeder, wie er's treibe, ſo lang eſ noch Zeit iſt. Eſ lebe die Narrheit und die Luſt in allen Geſtalten! Carpe diem, o Menſch deſ Nordens wie deſ Südens!

Se oggi la va bene, domani non ſi ſa.

Bei fremden Menschen und Göttern.

Ein Triester Gedenkblatt.

Als im Jahre 1860 die „Novara“ von ihrer Weltfahrt zurückkam, da war es Triest, welches das rühmlich bewährte Fahrzeug in seinem Hafen landen sah, mit den Heimgekehrten, die dort zum Theil für längere Zeit Rast hielten, in regen Verkehr trat, und gleichsam den frischen Schaum abschöpfte von dem, was die Weltumsegler dem Vaterlande, das sie ausgesendet, heimzubringen und mitzutheilen hatten. Nannte die Hafenstadt doch den edlen Förderer des ganzen Unternehmens, den verewigten Erzherzog Ferdinand Max, damals den Thronen. Ihm zunächst in längerem und bequemem Umgange Rechenschaft abzulegen, mochten Männer, wie Baron Wüllerstorff, Karl v. Scherzer u. s. w. sich gedrungen fühlen. Dabei kam nun auch Vieles den Triestern zu Gute. Das Meiste hatten wir dem trefflichen Karl v. Scherzer zu danken, der, liebenswürdig, unermülich und anspruchslos, wie es seine Art ist, im Schoße des „Schillervereins“ die interessantesten Mittheilungen zum Besten gab. Einen überaus reichen Schatz von merkwürdigen Gegenständen aus den entlegensten Ländern hatte die „Novara“ mitgebracht, und diese Fülle des Sehenswerthen blieb auf An-

regung des Erzherzogs zwei volle Monate lang in den Sälen des Lergesteums zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt.

Wenn Poeten wie Boz und Adalbert Stifter in Karitätenläden, Trödelbuden und väterererbten Kumpelkammern einen Schatz von latenter Poesie zu heben gewußt, und jedes einfache Stück Hausrath, das durch vieler Menschen Hände gegangen und ein stummer Zeuge menschlicher Schicksale gewesen, für beschauliche Gemüther monumental wird: mit welcher poetisch angeregten Stimmung mußte man erst Räume betreten, wo Allerweltshausrath aus Ceylon und Madras, aus Java, Sumatra und Borneo, von den Nikobaren und Philippinen, aus China, Neuseeland und all' den vielnamigen Inselgruppen der Südsee neben einander gereiht war? Es bedurfte nicht eben einer excentrischen Phantasie, noch eines unnatürlich gesteigerten Nervenlebens, um in diesen Räumlichkeiten zu einem Reichenbach'schen „Sensitiven“ zu werden, geneckt von visionären Bildern, Klängen und Düften. Ein Mensch, den dergleichen bloß anglänzt, anstarrt oder angrinzt, und nicht auch anredet, wie die Thiere im Märchen; wer taub ist für den Chorus von Völkerstimmen, und in einer solchen Schaustellung nichts weiter sieht, als was im Katalog verzeichnet steht, der gebe die Empfänglichkeit seines geistigen Trommelfells für den Anschlag feinerer Lebenstonwellen verloren und mache sich keine Hoffnung auf ein Entréebillet zum Concert der Sphärenmusik, die ein Sonntagkind aus allem Geschaffenen heraus hört.

Zu den Zeiten des edlen Dulders, des Königs Odysseus von Ithaka, erlebte man auf dem Seewege vom sigäischen

Vorgebirge bis zu den Felsen von Ithaka, einer Strecke von etlichen Duzend Meilen, größere Abenteuer und sah mehr Wunderdinge, als jetzt auf einer ganzen Reise um die Welt. Aber die alte Meersirene schwimmt doch auch noch um den Kiel unserer Dampfer, ihre Nase gewöhnt sich an den Rauch qualmender Schlote, und sie singt und sagt für Jeden, der sie hören will, die wunderbarsten Geschichten. Das Wunder stirbt nicht aus und verliert nichts an Bedeutung, wenn es zugleich ein natürliches, vielleicht sogar ein alltägliches ist.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, aus Tagebuchblättern die Erinnerung an Einiges von dem wieder aufzufrischen, was die Sirene der „Novara“ sang — für einen weiteren Kreis einige von den Eindrücken zu fixiren, die mir geworden bei jener „Zimmerreise“ zu fremden Menschen und Göttern — denn die Gözenbilder fremder Zonen spielten dabei keine geringe Rolle. Die Novarareise als solche, als Geschehnis, ist freilich antiquirt; aber die Welt veraltet nicht, von der das österreichische Fahrzeug so reichliche Kunde und so merkwürdige Denkmäler heimbrachte.

Die singhamaischen Manuscripte, welche die Ausstellung eröffneten, waren in jeder Beziehung würdig, mit ihren geheimnißvollen Sprüchen buddhistischer Weisheit den Reigen anzuführen. Wie ganz anders begrüßt die sonnetrunkenen Mystik des Ostens uns in seltsamen Charakteren auf den Blättern der Talipotpalme, von zierlichen Deckeln aus Calamanderholz umschlossen, als in nüchternen europäischen Lauten und Lettern und geistlosen Lederbänden? Um wie viel besser läßt sich auf solchen Palmblättern, die sich in den Wellen heiliger Ströme gespiegelt und sich im Glanzäther hindo-

stanischer Mondnächte gebadet, zwischen den Zeilen lesen, als auf unserem feinsten Velin, das die Phantasie doch immer zu einem prosaischen Hanffelde zurückleitet. — That man ein paar Schritte weiter, so wich das Tiefsinnige dem Zarten, die Askese der Galanterie. Statt der buddhistischen Orakel und Hymnen tönte ein zärtliches Liebesgeflüster herüber von den Blüthenusfern des Indermerees. Javanesishe Toilettestücke erblickte man, fein, zierlich und kostbar, wie der Bräutigam auf Java sie seiner Braut zum Geschenke zu machen pflegt. Daneben gab noch eine Anzahl javanesischer Hüttenmodelle, sowie ein prächtiges, mit Goldfunken durchsticktes Taschentuch Zeugniß dafür, daß an den blumigen Gestaden und auf den Eilanden des indischen Archipels die Leute nicht immer beschaulich vor Lotosblumen knien, sondern des Lebens Reiz und Behagen zu schätzen wissen.

Weidete man sich einen Moment an der Idylle, die durch all' dies Zierliche dem Auge vorgezaubert wurde, so lauerte ein scharfer Contrast schon daneben, um die Phantasie sofort in ganz entgegengesetzter Weise in Anspruch zu nehmen. Die Wand hinan und weithin neben einander gereiht, glitzerte unheimliche Waffenzier, zum Theil der bedenklichsten Art: Lanzen, Schwerter, Schilde, Tomahawks, Skalpmesser — ein ganzes Arsenal und Museum der höheren Kopf- und Halsabschneiderei. Strengte man das Auge ein wenig an, so glaubte man dunkle Flecken zu sehen, Spuren des Blutes, mit welchen dies kriegerische Geräth in Gott weiß welchen Kämpfen und Mezeleien besudelt worden war. Gorgonenhaft glockten dazwischen ein paar schauerlich-bizarre Gesichtsmasken hervor, von monströsen Perrücken aus Men-

ſchenhaaren überthürmt. Die Einwohner der Fidſchiinfeln tragen die eine derſelben in der Schlacht, um ſich ihren Feinden fürchtbarer zu machen, während die andere den Neu-Caledoniern bei Tänzen im Mondſchein zum Schmucke dient: dieſe Trefflichen feiern die romantiſche Mondeshelle mit einer mummenſchänzlichen Cavalcina, die ohne Zweifel bei weitem mehr an die Blockſbergſcenen des „Faust“, als an die Elfenreigen des „Sommernachtſtraumes“ erinnert.

Wie in Dissolving views nebelhaftes Gebild in einander ſchwimmt und ſich aus einander entwickelt, wandelte der feine Blutdampf, der für ſensitive Gemüther das eben erwähnte Waffen-Arsenal umſchwebte, ſich in feines narkotiſches Arom bei der Betrachtung eines Käſtchens, das der Katalog als „Rauchapparat und Opiumpfeife eines vornehmen Chineſen“ bezeichnete. Süße Betäubung überkam die Sinne, man träumte ſich hinein in die Träume, die den ſchmauchenden Bürger des „Reichs der Mitte“ auf dichter Opiumwolke umgaukeln, und begriff für einen Augenblick den Reiz orientaliſcher Narkoſe, die wohl am beſten über des Lebens Schalkheit und die ſublime Langeweile, Weltſchmerz genannt, hinweghilft.

Aber es iſt nicht rathſam, ſolche aſiatiſche Träume allzulange nachzuträumen; ſie könnten unfere europäiſchen Kopfnerven leicht überreizen. Da lag zum Glück eine Nummer der „Beckinger Hofzeitung“ und gemahnte daran, daß auch das Leben des Orients ſeine nüchterne, profaiſche Seite hat: ſeine Regierungen, ſeine Mandarinen, ſeine Steuern u. ſ. w. Dieſe Mahnung wurde durch eine daneben liegende chineſiſche Banknote nur verſtärkt. Die Chineſen ſind uns in der Er-

findung des Papiergeldes, wie in der der Buchdruckerkunst sogar vorausgegangen. Indessen, der Katalog bemerkte — man höre! — die Banknoten seien in China bald wieder außer Kurs gekommen und hätten heutzutage eigentlich „nur mehr einen historischen Werth!“ — Da sieht man doch gleich, was „chinesische Stagnation“ ist, europäischem Fortschritte gegenüber! — Nicht geringeres Staunen erregte eine weitere Notiz des Katalogs: daß ein ganz hübscher, großer Sonnenschirm aus Pflanzenpapier, den man in der Nähe jener Banknote erblickte, dort zu Lande zum Preise von 2 Cash, beiläufig $\frac{1}{2}$ Kreuzer ö. W., verkauft wird! — Durch diese Mittheilungen des Katalogs fühlte man sich glücklich wieder in die Märchenwelt des Orients zurückversetzt, der man durch den Anblick der „Peking's Hofzeitung“ einen Augenblick entrisen worden war.

Ein „Drakelköcher“ aus Bambusrohr, vollgesteckt mit dünnen Stäbchen, auf welche chinesische Schriftzeichen geschrieben waren, zog die Aufmerksamkeit auf sich. Bedarf man eines Drakels, so schüttelt man einen solchen Köcher, und das herausfallende Stäbchen gibt mit seiner Inschrift sogleich einen Anhaltspunkt für weitere Divination. Ferner erblickte man einen jener Papierstreifen, auf welche die Chinesen ihre Wünsche zu schreiben, oder auch figürlich darzustellen pflegen, um sie dann zu verbrennen, und so ihre Bitten als Rauch um so sicherer emporsteigen zu lassen. Auch lag ein Exemplar von den Empfehlungsbriefen auf, welche die Chinesen ihren Todten mitzugeben pflegen, um dieselben dem besonderen Schutze der Gottheit zu empfehlen. — Wer sieht bei diesen Dingen nicht das Böpschen des Chinesen baumeln,

dieses Philisters des Orients, der das Bizarre des Morgenländers mit der Bedanterie des Europäers und mit der praktischen Pfiffigkeit des Amerikaners vereinigt?

In Kunstgebilden stand manches wunderliche Dasein zur Schau. Echte Kunst begrüßte den Betrachter nur in dem „Kopfe eines chinesischen Priesters“, in Stein gehauen, tausend Jahre alt, bei Canton in einer Pagode gefunden. Das Gesicht war ausdrucksvoll, sprechend, gediegen in der Form wie altrömische Arbeit. Die ehrwürdige Plastik dieser Antike parodirend, wand und krümmte sich daneben ein kleines chinesisches Bronzgebildchen, ungemein nett und lebendig ausgeführt, ein räthselhaftes diabolisches Figürchen, man wußte nicht — und der Katalog ebenso wenig — ob Faun oder Teufelchen. Drei in Holz geschnitzte Bildwerke von den Mikobareninseln, eine weibliche Figur, einen englischen Marineoffizier und eine Schildkröte vorstellend, erinnerten an die Kunstbestrebungen, welche gelangweilte Schulknaben hinter dem Rücken der Pädagogen entwickeln. Doch scheinen die nikobarischen Künstler zuweilen aus der Noth eine Tugend zu machen. In der Figur des englischen Marineoffiziers schlug die Unbehilflichkeit der Ausführung in einen so prägnanten Humor um, daß man zweifeln mochte, ob der Bildner als Stümper nicht anders gekonnt, oder ob er in künstlerischer Schalksclaune sich's in den Kopf gesetzt, mit den einfachsten Mitteln zu wirken.

Wie in diesen Bildwerken die Unbehilflichkeit in Humor, so schlug in den Götzenbildern, die aus den Winkeln hervor unheimlich und wie höhnisch in das Getümmel hineingriffen, die grandiose, grotesk-phantastische Häßlichkeit der Gestaltung fast ins Erhabene und Tiefsinnige um. So absolut Häßliches

zu erfinden, dazu gehört ebensowohl eine Art von Genie, wie zur Erfassung und Darstellung des Ideals, und wie die himmlische Idealität mittelalterlicher Madonnenbilder, so konnte auch dies Unnachahmliche, Originelle, grausenhaft Unschöne nur aus tiefem Gemüthsgrund hervorgewachsen sein.

Die Frage ist: wie kommt es, daß, während das eine Volk seine Götter in den Idealen der Schönheit verkörpert, das andere in die tiefsten, ungeahntesten Abgründe des Häßlichen hinabtaucht, um seinem Unendlichkeitsgedanken eine Form und einen äußeren Ausdruck zu geben? Was ist's, das diese seltsamen Contraste wirkt? Etwa die spielende Selbstironie des Weltgeistes, der das ewig Eine durch Gegensätze auszudrücken liebt? Vielleicht könnte man auch sagen, die Kunst des Wilden nimmt das unerhört Häßliche zum Ausdruck des Göttlichen, weil ihr das Schöne unerreichbar ist, greift zur Frage, weil ihr das Ideal versagt und die Frage noch immer bedeutamer ist, als das Triviale, Gewöhnliche. Und da dem Wilden überdies der Sinn für das Komische gebricht so hat die toll-karrikirte Larve des Momus für ihn dasselbe Pathos wie die Maske der Melpomene. Was verlangt übrigens der Wilde von seinem Gotte sonst, als daß er Schauder einflöße? Dies erreicht der Götzenbildner durch eine Häßlichkeit, welche originell, medusenhaft-erhaben und in ihrer Art sogar genial ist.

So ließ man Dieses, Jenes in besagter Ausstellung zum Gemüthe sprechen. Aber immer dichter und ungestümer drängte sich der redselige Schwarm heran. Schmucksachen, Acker- und Handwerksgeräth, Kleidungsstücke, musikalische Instrumente, Medicamente, Wurzeln und Kräuter, Canoës

und Ruder, Körbe und Büchsen, Fischneze und Harpunen, Bogen und Pfeile, Pulverhörner, Sarongs, Griffel, Zepfer und Zauberstäbe, Gürtel, Tauwerk, Seide- und Hanfproben, Papiersorten, Tätowir-Instrumente u. s. w., sie alle drängten sich heran und wollten zu Worte kommen.

Kein Wunder, wenn man zuletzt dem bunten, geschwägigen Reigen ermüdet sich entwand; aber gewiß nicht, ohne zum Abschiede noch einen flüchtigen Blick auf die dichten Reihen von Todtenschädeln zu werfen, die da als „kranioskopische Sammlung“ prangten, mancherlei Menschenrassen vertretend, und lehrreich durch seltsame Verschiedenheit.

Ausgetilgt war die Gedankenfaat in den Höhlen dieser Schädel; grinsend und hohläugig lagen sie da, ein lautloser Grabeshymnus, der mitten in diesem tollen Lebensreigen, dem Chorus jener „Völkerstimmen“ gegenüber, die, streitlustig durcheinanderbrausend, mit vorlautem Gelärm auf allen Wänden und Gestellen umher ertönten, die urewige Stille des Nichtseins vertrat und das allgemeinsame, versöhnende Recht des Todes.

Das Volkslied in Triest.

„Was nicht werth ist gesagt zu werden, das singt man!“ pflegte ein Zeitungsredacteur, mit dem ich vor zehn Jahren verkehrte, zu bemerken, wenn auf Volkslieder und ähnliches die Rede kam. Diefes Ausspruchs, der mich immer belustigte, muß ich auch jetzt wieder gedenken, in dem Augenblicke, wo mir ein vergilbtes Blatt aus der Zeit meines Triester Aufenthalts in die Hände fällt, auf welchem mit flüchtigen Bleistiftstrichen Lieder und Reime verzeichnet sind, wie sie Signorina Orsolina zu Triest an schönen Sommerabenden mir vorgesungen. Die Aufzeichnung ging etwas langsam und nicht ohne Mühe von statten; denn daß das sanglustige Mädchen mir, wie ich wohl gewünscht hätte, die Liedertexte kurzweg in mein Notizbüchlein dictire, davon konnte nicht die Rede sein. Signorina Orsolina war, ohne sich dessen recht bewußt zu sein, ganz der Meinung jenes Redacteurs: daß dasjenige, was man singt, nicht werth ist, einfach gesagt zu werden; sie besann sich auf die Reime auch nur dann, wenn man ihr erlaubte zu singen.

Natur und Leben bieten in Triest viel Eigenthümliches. Schade, daß die Reisebeschreiber und die Culturhistoriker sich

die Stadt immer nur auf der Durchreise im Fluge besehen. In landschaftlicher Beziehung hat sich nur die traditionelle Angabe aus den alten Reisebüchern in die neuen fortvererbt, daß man von den Abhängen des Karstes eine der schönsten Meeransichten der Welt genieße. Triester Leben zu schildern hat in neuerer Zeit eine heimische Novellistin, Frau Anna Schimpff, unter dem Pseudonym Moriz Horst, unternommen; aber die vierbändige Sammlung vortrefflicher Novellen „Aus dem Küstenlande“, welche aus der Feder dieser Frau im Jahre 1865 bei Adolph Krabbe in Stuttgart erschien, konnte bei der feinen, weiblich-edlen Eigenart der Darstellerin ihren Gegenstand nicht dort fassen, wo er am meisten charakteristisch ist, im Volke. Die Sprichwörter von Triest zu sammeln, nahm sich Hr. A. Cassani die lohnende Mühe. Warum hat noch kein sprachgelehrter Triester den Gedanken gefaßt, eine Abhandlung über den italienischen Dialect, wie er in Triest gesprochen wird, zu liefern? Ist auch die Meinung, dieser Dialect sei ein ganz eigenthümlicher und localer, ein nur bei deutschen Reisenden, die ihn zum ersten mal hören, verzeihlicher Irrthum, da ja das in Triest und ganz Istrien gesprochene Italienisch im Wesentlichen mit dem venezianischen Dialecte identisch ist, so wäre es doch interessant, nachzuweisen, welche Anlehen diese Mundart auf istrianischem Boden in Beziehung auf den Wortschatz bei den Slaven und bei den Deutschen gemacht hat. Ich erwähne nur beispielsweise die Worte kutscher, scinter, kelnerin, polizei, freile, ackerle (Häfen), kraut. Interessant und zum Theil erheiternd wäre eine solche lexikographische Arbeit schon aus dem Grunde, weil in manchen Fällen der Name eine

Andeutung geben würde, woher ursprünglich die Sache gekommen.

Ganz unbeachtet geblieben ist bis jetzt auch das Lied, wie es in Triest auf der Straße und in der Schenke gesungen wird. Daß der Triester leidenschaftlich gerne singt, ist Thatsache. Der Proletarier brüllt Solo oder vielstimmig, mit besonderer Vorliebe in vorgerückter nächtlicher Stunde, auf der Straße, in den Osterien; das Mädchen aus dem Volke trillert und schmettert in seiner Kammer mit dem Kanarienvogel um die Wette. Das gute Kind singt Arien aus der neuesten Oper, die es im Mauronertheater selbst gehört, oder die ihm sein Geliebter, der einmal auf der Gallerie des Teatro grande gewesen, vorgesungen oder vorgepiffen. Man sollte meinen, daß der in Triest, wie bei Menschen italisch redender Zunge überhaupt, so leicht ins Volk dringende Operngesang den eigentlichen Volksgesang schon längst erstickt haben müßte. Das ist indessen nicht der Fall. Das Mägdlein, das eben mit allem Feuer zwanzig mal hintereinander „È scherzo od è follia“ aus Pedrottis „Ballo in maschera“ geträllert, wiederholt gleich darauf eben so oft einen närrischen Vers, der vor ein paar Tagen aufgetaucht ist und der jetzt in allen Gassen, in allen Schenken, in allen Dachstuben die Runde macht.

Wie das Sprichwort, ist im Ganzen auch das Volkslied moralischer als das Volk selbst und bildet, wie jenes, zuweilen eine Art von lautgewordenem Gewissen desselben. Man muß nur nicht nach dem eigentlichen Gassenhauer urtheilen, der überall leicht in das Derbe und Cynische ausartet. Auch das Volk von Triest hat seine — sei es

dauernden, sei es nur vorübergehenden — Reime und Weisen, in welchen es mit heiterer Ironie die Geißel über die Schwächen und Nachtseiten des eigenen Lebens schwingt.

Die schmutze Triester „Sartorella“ verläßt ihre Stube und rauscht über den Corso mit prunkenden Gewändern, die sie noch schuldig ist bei Zanutelli, dem wackeren Kleiderkünstler, der gerne auf Borg arbeitet. Aber auch Zanutelli wird zuletzt ungeduldig und will sie pfänden. Dann laufen sie zum „Monte di pietà“ (Versatzamt) und „fliche“, Banknoten, müssen hergeschafft werden um jeden Preis. Das Lied drückt es in folgenden Reimen aus:

Tutte queste sartorelle, *)
Le marcia in tabaro **)
E non le ga danaro,
Per darghe a Zanutel.

Allora Zanutel,
El ghe vol far sequestro, ***)
E loro corre presto
Al Monte di pietà.

Allora fliche, fliche,
Fliche, fliche, fliche,
Fliche, fliche per pagar.

Es gibt Frauen und Mädchen aller Stände in Triest, die zuweilen, in manchen Fällen auch täglich, dem Gelüste nicht widerstehen können, eine — Cigarette zu schmauchen. Sie schmauchen aber in der Regel in der Verborgenheit ihrer Gemächer, nur selten zum Fenster hinaus. Es müssen

*) Schneidermamsellen, Putzmacherinnen.

**) Mantel, Domino.

***) pfänden.

indessen Fälle vorkommen, wo dieser weibliche Heroismus sich auf die Straße wagt, sonst würde die Veranlassung gefehlt haben für den Spottvers:

Varda, che bella bimba,
Che fuma el Spagnoletto,
Al fianco del Cadetto —
Come la fuma ben!

„Ei, sieh, welch' hübsches Mädel!
Im Mund die Cigarette,
Zur Seit' ihr der Cadette —
Ei, sieh, wie flott sie dampft!“

Auf das Alter, in welchem die jungen hübschen Triesterinnen anfangen für zartere Regungen empfänglich zu werden, und den Ort, wo sie zuerst in Beziehungen treten, die man mit „far l' amore“ bezeichnet, gestattet folgendes Liedchen einen Schluß:

Benedetta la mia mamma,
E anche mi che son so fiola:
La mi manda sempre a scuola,
Acciochè impari a far l'amor.

Gesegnet meine Mutter!
Gesegnet ich ihr Töchterlein:
Sie schickt mich in die Schule,
Damit ich — liebeln lerne!

Ich kenne auch ein längeres, sehr hübsches Scherzlied auf die Frauen im Allgemeinen, das in Triest beliebt geworden und das man gerade aus weiblichem Munde oft hören kann. Sollte diese Beliebtheit daher rühren, daß eben die Triester Frauenwelt ihr besonders zutreffendes Bild in

diesen heiteren Versen erkannt hat, obgleich sie den Frauen im Allgemeinen gelten? Das Lied hat den Refrain:

Bella è la gondola,
Ma brutto è il mar.

Unter dem allegorischen Bilde der Gondel begreift es die Freuden, welche Frauenliebe gewährt, unter dem des Meeres aber die Fährlichkeiten, das Ungemach, die Unsicherheit desjenigen, der sich dieser Gondel anvertraut.

Ein Mann — so klagt der Sänger — ein Mann, der so thöricht ist, einem Weibe zu trauen, geräth in eine Schlinge, in ein Netz, in eine Mäusfalle. Schön ist die Gondel, aber häßlich das Meer. Ein Paradies scheint das Weib und ist eine Hölle. Besser als alle Teufel wissen die Weiber den Mann zu quälen und mit der Gondel wissen sie ihn geschickt in die Falle zu locken. Da gibt es hernach Zank und Streit und fuchsschlau berechnete Vorwürfe vom Morgen bis zum Abend. Und es verrinnt kein Tag, wo ihr nicht die Börse aufthun müßt: Gulden und Thaler fliegen nur so hin, daß es ein Graus ist. Und das Alles für die Gondel — es ist eine arge Geschichte! Und habt ihr einmal keinen Soldo mehr in der Tasche, dann künden sie euch die Treue auf. „Mangiar soldi“, das ist ihre Sache und mit der Gondel meinen sie Alles zu bezahlen.

Nach dieser Paraphrase wird auch der des Dialekts weniger Kundige das Original verstehen:

Qual uomo è si pazzo, chè a donna crede,
Entra nel lazzo o nella rete,
Oppure in trappola lui deve star —
Bella è la gondola, ma brutto è il mar.

Cari, v'avviso, la donna è uno scherno,
 Par paradiso, ma è un inferno,
 Più d'ogni diavolo vi fa penar,
 Vi offre la gondola, per trappolar.

Sera e mattina tormenta e sbuffa,
 Qual volpe fina ziga e baruffa.
 O corno o piffero vi fan sonar,
 Bella è la gondola, ma brutto è il mar.

Le donne son fatte per ingannar,
 Ogni giornata vi fan sborsar,
 Fiorini e talleri, che fan tremar,
 Sol per la gondola — è un brutto affar !

Quando più soldi in borsa non v'è,
 Come Bertoldo le lascian la fè;
 Le donne bramano soldi a mangiar,
 E con la gondola tutto pagar.

Trotz der scharfen Kritik, die das Triester Volkslied an den Frauen übt, schließt es doch keineswegs die Accente sanfter und warmer Herzensneigung aus und huldigt dem Liebesgotte mit einer Fülle von Lieberchen, die einen oft nur schlichten Gedanken mit der ganzen Naivetät des Volksgefanges aussprechen, zuweilen aber auch sich zu Klängen von echt poetischer Art erheben.

An langen Sonntag-Nachmittagen, wenn der Geliebte auf die „Campagna“ gegangen, vielleicht um dort Regel zu schieben oder auf einer Schießstätte mitzufallen, da singt das Mädchen:

E Nina e Nana,
 Il mio ben xè andà in campagna,
 Ah si, ah nò,
 In campagna lo troverò.

„Mein Liebster ist auß Land gegangen — auf dem Lande werde ich ihn finden!“

Was dazwischen liegt, sind Glückworte, mit dem lebenswürdigen Leichtsinne der Volksmuse des Reimes wegen eingefügt!

Zarte Liebeswerbung findet anmuthigen Ausdruck. Der Sehrende klagt: „Wenn ich vorübergehe und Du stehst an der Thür, warum läuffst Du immer augenblicklich hinein? Bin ich ein gespannter Bogen, daß ich Dich so erschrecke? warum hast Du Furcht vor mir? Geh' doch, entschließe Dich und mache mich glücklich! Sage Ja! Entschließe Dich und gib mir Dein Wort; entschließe Dich, Du mein einzig Leben und sage Ja:

Co passo e ti xè sulla porta,
Perchè corristu subito drento?
Sogio l'arco da farti spavento?
Perchè gastu paura di me?
Via, resolviti a farmi beato,
Dimmi di si;
Via, resolviti a darmi parola,
Dimmi di si;
Via, resolviti, vita mia sola,
Via, resolviti, dimmi di si!

Poesievoll und zart prägt die Empfindung, die der Gegenstand ihrer Gluthen als Stern des Glücks am Himmel erblickt, sich in folgenden Zeilen aus:

Guarda che bel seren con tante stelle!
Se fosse giorno bel (?) vorria contarle una per una!
Quella di mezzodi è mia fortuna.

„Welch' heit'rer Himmel, sieh, mit unzähligen Sternen! Als wär's lichter Tag, wollt' ich sie zählen einen um den andern! Der dort im Süden ist mein Glückstern!“

Aber auch an humoristischen Variationen des alten Liebesthemas fehlt es nicht. Liebende Paare necken sich — vielleicht ist's zuweilen auch ernst gemeint — mit der Versicherung:

Ti credi che ti penso e non ti penso,
Facevo amor con te per passatempo:
Ti credi, che ti amo e non ti amo,
Facevo amor con te per passar l'anno.

Zu Deutsch etwa:

„Du meinst, ich denke dein? Da irrst Du weit!
Ich koste mit dir, zu vertreiben die Zeit,
Du meinst, daß ich dein Bild im Herzen trag'?
Ich koste mit dir, zu verkürzen den Tag! —“

Galante alte Herren schützt alle ihre Galanterie und Freigebigkeit nicht gegen den Vorwurf, daß Liebesmüh' an ihnen verloren ist und daß sie magere Beine haben, an welchen die Strümpfe nicht mehr haften wollen:

A far l'amor coi vecchi,
Si perde la virtù:
Le gambe le vien secche,
Le calze non resta sù.

Freilich, diese Scherze sind nicht so schlimm gemeint und jedenfalls ohne practische Consequenz. Im Gegentheil, graue Haare haben auf der Liebesbörse keinen schlechten Credit und die Generosität, das reelle Gebahren, die Verlässlichkeit „alter Häuser“ wird dort, zur Entschädigung für übermüthige Verse, in vertraulicher Prosa hinlänglich anerkannt und gewürdigt.

Wenn die Grisetten es mit dem „gesetzten Alter“ im Ganzen recht gut meinen und doch zuweilen insgeheim ein

Liedchen darauf singen, so ist das nicht die einzige Inconsequenz, die uns auf dem Gebiete des Triester Volksgefanges begegnet. Man weiß, daß der Triester Proletarier sich gegen die „Signori“ höflich und unterwürfig benimmt, besonders wo es sich um Erwerb handelt, und daß er zur mehr oder weniger luxuriösen Existenz des negoziante und des possidente als dem beneidenswertesten und ehrenvollsten Ziele menschlichen Bestrebens hinaufblickt. Nichts desto weniger ist er, wenn er singt, ganz Demokrat und setzt sich zu den begüterten Classen in eine freimüthige Opposition. In unzähligen Versen und Reimen verspottet er die Canna, d. h. den Cylinder, das Symbol des Herrenthums. „Die mit dem Cylinder“, versichert er offen, „mögen wir nicht; die mit dem Helme noch weniger; die mit dem runden Hut, das sind die Unfern, mit diesen gehen wir zu Fiori (Name einer Schenke), mit diesen gehen wir tanzen.“

Quei della canna non li volemo,
 Quei della rasca meno ancor,
 Quei del capel tondo, l'anima mia,
 Andemo da Fiori, andemo a ballar.

Auf dieselbe Sache bezieht sich auch ein Gassenhauer, der ein beliebtes Repertoirestück des nächtlichen Straßenlärms bildet und in den Osterien wie auf den Straßen im Chorus gebrüllt wird:

O che canna, che canna, che canna . . . u. s. f. ad libitum.

An Simplizität des Gedankens und des Ausdrucks sucht dieser Text gewiß seines Gleichen. Er sagt Alles mit einem einzigen Worte und übertrifft somit noch die deutsche Ballade von „Eduard und Kunigunde — Kunigunde und Eduard“, die

doch der Worte zwei bedarf, um eine rührende Geschichte zu erzählen.

Auch folgender Variation desselben Grundgedankens wird man den Vorwurf nicht machen können, daß sie im Ausdruck allzu complicirt und geistreich sei:

Tutti mi dise, chè 'l tempo xè bon;
 Xè lo una canna, xè lo un cannon?
 Tutti mi dise, chè 'l tempo xè caldo;
 Xè lo una canna, xè lo un ghinaldo?

Man könnte sich den Spaß machen, dies frei zu übersetzen:

„Schönes Wetter haben wir zweifelsöhne —
 Ist das ein Hut oder eine Kanone?
 Zweifelsöhne haben wir warmes Wetter —
 Ist das ein Hut oder ein — Schwerenöther?“ —

Nicht unbeachtet dürfen die Carnevalsverse bleiben, welche unter dem Einflusse der Fastnachtslaune entstehen und welche die ganze lustige Saison hindurch im Munde aller nächtlichen Schwärmer und Schreier leben. Manche davon erringen eine außerordentliche Verbreitung.

Se oggi la va bene,
 Domani non si sa!

„Wenn es uns nur heute wohlergeht, das Morgen ist ungewiß!“

Ein echter Carnevalsgedanke, nicht ganz neu, aber gut. Nachdrücklich genug zetert eine bunte Truppe, Arm in Arm einherziehend und die ganze Breite der Straße einnehmend, ihren Mitbürgern jene weise Lehre ins Ohr und wendet sich, um den Reim auf die zweite Zeile zu ergänzen, mit dem Zusatz:

Olilà,
Strazzona, come va?

gelegentlich an die nächste beste Straßenerscheinung, deren zerlumpter Charakter die Bezeichnung Strazzona rechtfertigt.

Aus diesen Beispielen — denn nur solche, keine Sammlung oder Blumenlese wollte ich liefern — wird sich hinlänglich ergeben, daß Triest seine Volkslieder besitzt, so gut und so schlecht, als sie unter einem sanglustigen und aufgeweckten Völkchen gefunden werden. Möchte doch diesem Gegenstande ein Triester italienischer Zunge sich zuwenden, der mit dem Volke im engen Verkehr lebt, und dem ein reiches Material zur Auswahl zufließt, während ich hier nur mittheilen konnte, was ich vor einem Jahrzehnt in den Straßen von Triest erlauschte und was, wie gesagt, meine freundliche Nachbarin, Signorina Orsolina, mit ihrer silberhellen Stimme mir vorgesungen. Die liebe Seele! wenn sie erfährt, daß ich ihre Lieder zum Drucke befördert habe und ihr noch überdies den Gelehrten gegenüber die Verantwortlichkeit für die Vollständigkeit und Genauigkeit des Textes aufbürde, so wird sie mir nicht weniger grollen, als ich ihr grollte, als ich in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft aus ihren Reden entnahm, daß sie mich, nachdem sie erfahren, ich sei ein Dichter, für einen Menschen hielt, der den Tag über mit einer Guitarre in den Caffeehäusern umhergehe und Lieder für Geld sänge.

Friaulisches Reisebild.

Wo hinter Nabresina die Eisenbahn auf dem Wege ins Friaulische den Karst verläßt, und gegen das Meer sich niedersenkt, da fühlt der Reisende zunächst durch den Gegensatz sich lebhaft angesprochen, den der weitgeöffnete, völlig ebene Plan des Meerufers mit der schroffgezackten Felsregion bildet, die man soeben hinter sich gelassen hat. Die Spiegelfläche der See taucht wieder auf; das Schloß von Duino erscheint auf seiner Felsklippe, imposanter noch als das aus der Ferne herüberdämmernde Miramar. Später zeigt in der Ebene sich Monfalcone ziemlich angenehm. Maispflanzungen beginnen auf weitgedehnten Strecken vorzuherrschen. Bei Sagrado belebt sich die Gegend merklich. Der italienische Charakter tritt hervor; man sieht einzelne Cypressen, vollausgewachsen, hochstämmig. Kristallklar, aber ziemlich sparsam im flachen Sandbette fließend, tritt jetzt der Ssonzo in das freundliche Landschaftsbild. Dies erweitert sich alsbald zum weiten Gebirgs Panorama, als dessen Mittelpunkt nach einiger Zeit in schöner und freier Lage Görz erscheint. Fast noch anziehender vereinigen sich um Cormons frucht-
üppige Gründe mit Gebirgsprospecten zur angenehmsten Rund-

sicht. Im Flachlande, das wir unmittelbar durchschneiden, bestimmen den Charakter der Landschaft endlose Maisfelder, zwischen welchen als Grenzscheiden Baumpflanzungen in langen Reihen laufen. Die Bäume sind durch Nebengehänge wie durch Guirlanden mit einander verschlungen. Unabsehbar gegen das dem Blicke längst entschwundene Meer hinab dehnt sich die friaulische Ebene. Von Norden aber blickt, nicht allzufern, immer gleichmäßig sichtbar, der gewaltige Höhenzug der karnischen Alpen herüber.

Nun zeigt sich Udine, aus den Büschen der Ebene nur wenig hervortretend. Wir verlassen die Eisenbahn und betreten die Stadt. Wenig versprechen, sobald wir das Thor hinter uns haben, die ersten Häuserreihen. Bald aber erscheint eine Bauart, die man noch lieber römisch als romanisch nennen möchte, in kräftigen Zügen angedeutet. Man erfreut sich eines breiten freien Schwunges in Formen und Linien. Da gibt es nichts Kleinliches, nichts kümmerliches, nichts Verschwommenes, nichts Schnörkelhaftes. Es ist als träte das Kreisrund, der Bogen, das Rechteck überall mit einer ganz besonderen altrömischen Energie hervor, als fände an Thüren und Thoren und Fenstern das Bestreben nach abstracter Regelreichtigkeit der Linien sich in schärferen Kanten und Ecken als gewöhnlich ausgeprägt. Wir erreichen den Hauptplatz, eingeschlossen von Bauwerken, die uns halb an Venedig, halb an das kriegerisch ernste Verona gemahnen. Die Seitengassen betretend, sehen wir den venezianischen Baustil immer entschiedener hervortreten: Häuserfronten, Portale, Fenster und Balkone, Alles versetzt uns in die Dogenstadt, und wer früher nur diese gesehen, der merkt jetzt, daß Eigen-

thümlichkeiten, von welchen er gedacht, daß sie einer einzelnen Stadt angehören, sich über eine Provinz erstrecken. Fragen wir zuletzt noch den überaus höflichen Udinesen nach dem „giardino publico“, den unser Reisehandbuch aufführt, so weist er uns einen offenen, freien Grasplatz, im regelrechtesten Kreisrund umgeben von einer Doppelreihe von Bäumen. Aber von welchen Bäumen! Riesige Platanen sind es, die prächtigsten, die man sehen kann, fast unabsehbar hoch emporgeschossen und so dickstämmig, daß vier Menschenarme sie nur mit Mühe umspannen.

Die Reise fortsetzend, stoßen wir zwischen Codroipo und Casarza auf eine Sandwüste, über welche eine endlos lange Brücke gebaut ist und die wir für Alles eher halten als für ein Flußbett. Und doch ist's ein solches: das des Tagliamento. Vergebens durchspähen wir lange Zeit die weite Sandfläche nach einer Wasserspur; zuletzt entdecken wir in der That ein Silberstreifen, daß seinen Pfad im unermesslichen Sande sucht. Der Charakter der Gegend ist inzwischen im Allgemeinen immerfort derselbe geblieben. Immer und immer Maispflanzungen, von Baumreihen durchzogen und abgegrenzt, immer die weite, weite Ebene, nach allen Seiten spiegelflach gedehnt, immer im Norden die Umrisse desselben langhingestreckten Gebirgszuges. Aber das grüne Casarza entreißt uns dem Gefühle der Monotonie, das uns bedroht: es grüßt uns aus dichten Gebüsch gar heiter und freundlich. Weit reizender noch erscheint bald darauf das unvergleichliche Bordenone, das mit seinen gartenähnlichen Umgebungen, während die Eisenbahn uns daran vorüberführt, sich von mehreren Seiten immer anlockender zeigt, einen anmuthigen Prospect um den

andern vorschiebt, und zuletzt, während der Zug stillhält, uns noch durch den Schlußeffect einer überaus lieblichen Parkanlage überrascht, die dem Stationsgebäude gerade gegenüberliegt.

Bordenone — der Name klingt uns aus der Kunstgeschichte so bekannt. Ist nach ihm nicht Tizians stolzer, in der Freske fast ebenbürtiger Rival, der Michel Angelo der venezianischen Schule zubenannt? Aber auch von selbst lockt der Ort durch seine Anmuth unwiderstehlich; nirgends können wir eine angenehmere Raststation halten. Aus dem vorstädtischen „borgo“ treten wir durch das alterthümliche Thor in die eigentliche Stadt. Sie besteht ganz und gar aus einem „Corso“, in acht Minuten gemächlich zu durchwandeln, seiner ganzen Länge nach zu beiden Seiten von Arkaden eingefast. Am Ende des Corso steht querüber das Stadthaus, so stolz und würdevoll, als sollten darin statt der kleinen Angelegenheiten der Bordenonesen jeden Augenblick die Geschehnisse der Welt entschieden werden. Kleinstädtisch und modern-armselig sind die Läden und Buden zu beiden Seiten der Straße, aber von den Häuserfaçaden herunter grüßen alt-venezianische Schönheits-Conturen. Alles ist im palazzo-Stil gebaut, hier maurisch-byzantinisch, dort romanisch. Unferne dem Stadthaus finden wir eine Kirche romanischen Stils, außerhalb der Stadt zeigt eine zweite kleinere denselben Stil in ganz hübschen Verhältnissen. Im „borgo“ stoßen wir noch auf eine dritte kleine Kirche, neben welcher man statt des Thurmes eine Riesensäule von ungeheurer Dicke aber verhältnißmäßig geringer Höhe aufgerichtet hat, was eine wunderliche Wirkung macht. Im Innern unseres

Gasthofs treffen wir, wie in der Außenseite der Bauwerke, durchaus die venezianische Art vorherrschend. Es sind kleinstädtische, fast dörfliche Räumlichkeiten, aber auf den Wänden einzelner Gemächer begegnen uns altvenezianische Malereien. Venezianisch sind die Kamine, die runden Thürschnallen, die Thürklopper, die Fensterbalken, die Steinfußböden. Besuchen wir den Park in der Nähe des Stationsgebäudes, der sich schon bei der Ankunft uns so verlockend darstellte. Es ist eine prächtige Anlage auf hügeligem Grunde, durchschnitten von fließenden Gewässern und kleinen Teichen. Die Anlage ist Privateigenthum, aber der Gärtner läßt sich gerne bereit finden, Fremde einzulassen. Er zeigt uns alles Schöne, mit besonderem Behagen aber seine Wasserkünste, die er, den Wasserstrahl mit verschiedenartig durchlöcherten Blechtrichtern überdachend, in mannigfaltigster Weise spielen läßt. Bald überrascht er uns mit fadenförmig auf- und absteigenden symmetrischen Lineamenten, bald mit bouquetartigen Figurationen, bald mit einem stäubenden Regen oder einem förmlichen Feuerwerk von Tropfen. Er zeigt uns auch die hübsche Spielerei, wie eine Kugel oder ein Kännchen von der aufschießenden Wasserfäule des Springbrunnens hoch mitemporgehoben und getragen wird. Der Parkanlage selbst geben insbesondere die häufigen Trauerweiden ein charakteristisches Gepräge. Auf einem kleinen Hügel bewundern wir eine ganz aus Buchsbaum geschnittene, ziemlich weitläufige Festung. Bordenone besitzt auch einen „giardino publico“, was man hier so wenig wie in Udine und in anderen italienischen Städten mit „öffentlicher Garten“ übersetzen darf. Es ist ein freier Rasenplatz, von Kastanienbäumen umgeben, mit

etlichen Ruhebänken; Blumen sind streng verbannt. Aber wozu bedarf der Bordenonese eines „giardino publico?“ Wohin man immer hier blicken, welche Wege man rings um die Stadt verfolgen mag, überall verliert der Blick sich im endlos dichten Grün der Gebüſche, und außer dem Flüßchen Roncello, das den Ort beſpült, begegnen wir ſchier bei jedem Schritte fließenden oder ſtehenden Waſſern, deren Klarheit und Friſche das Aug' ergötzt, während ihr Gemurmeln und ihr Rauſchen, beſonders in der Nähe der kreisenden Mühlräder, auf die man häufig ſtößt, das Ohr in angenehmſter Weiſe beſchäftigt.

Es würde ſchwer ſein, zu beſtimmen, welches die anmuthigſte ſei von den parkähnlichen Scenerien und natürlichen Promenaden, die Bordenone von allen Seiten umſäumen. Schlagen wir den Weg ein, der gegen Torre führt, ſo ſtoßen wir, gleich nachdem wir die Stadt verlaſſen, auf einen Teich, in welchen höchſt pittoresk die Zweige von vier prächtigen Trauerweiden neben einander niederhängen. Nahe daran finden wir einen Park, mit einem Gartenhauſe, dabei ein Wirthſchaftsgebäude, in deſſen Hofe drei alte homerische Schaffnerinnen — es iſt Sonntag Morgen — einander die noch immer pechſchwarzen Haare kämmen. Weiterhin führt der Weg uns immer durchs dichte Gebüſch voll ſpringender, rauſchender, meiſt auch ſilberklarer Bäche. Alleen von hochſtämmigen Platanen, Schwarzpappeln, gemiſcht mit echten Akazien und Nilanthusbäumen, durchſchneiden hier, wie überhaupt in der ganzen Gegend ringsumher, die maishbepflanzten Ackerſtrecken, welche die Ebene füllen, während nebenher vornehmlich der Haſelſtrauch und die Robinie die Straßen und

die Bachufer reich umbüschten. An feuchten Orten, in der Nähe der Bäche und Teiche, steht überall die schöne rothe Blüthenrispe des Weiderichs. Läßt man, vom borgo kommend, das Thor der Stadt zur Rechten und betritt den seitwärts von der Stadt hinführenden Baumgang, so eröffnen sich auch hier wieder die schönsten Landschaftsbilder. Ueberall Aleen und Gebüsch, überall Trauerweiden, die in Teiche oder in den Fluß Roncello niederhängen, welcher letztere hier in lachenden Auen und dichtbewachsenen Gründen sich mit buchtähnlichen Wasserspiegeln, wohl auch kleine Inseln bildend, in einer dem Auge wohlgefälligen Weise verbreitet. Auch einige kleine Erhöhungen des Bodens trifft man hier, willkommene Aussichtspunkte über die Ebene gewährend. Der lange Rücken des Hochgebirgs bildet im Norden immer den imposanten Hintergrund.

An Markttagen sieht man viele Landleute in die Stadt kommen, ohne daß es ihnen gelänge, durch eine hervorstechende Eigenthümlichkeit die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zu ziehen. Anders am Sonntag, wenn sie sämmtlich in Holzpantoffeln zur Kirche gewandert kommen. Schreiten sie dann in Schaaren zu 40 bis 50 über die Pflastersteine des Corso, da vollführen sie ein Klapper-Concert, dessen Klangwirkung einzig in ihrer Art ist. Auf der öffentlichen Promenade betrachten wir uns einen Sonntagspaziergang italienischer Kleinstädter. Es lohnt die Mühe, denn wir merken mit heiterem Erstaunen, daß selbst die species altväterischer Philister in deutscher Art, mit hoher Cravatte und spitzen Frackschößen, auch hier nicht gänzlich fehlt. Gemessen und sittig spazieren die Bürgerleute mit Frauen und Töchtern

auf und ab, und ein kleiner Ausschuß jüngerer Leute, welche Stuger vorstellen wollen, stehen in einer Gruppe beisammen, vor welcher die schöne Welt des Städtchens Musterung passirt.

Ueber Agricultur und Viehzucht maßen wir uns kein Urtheil an; aber wir können nicht umhin, wahrzunehmen, daß im Orte selbst und in der Umgebung viele nette Schweinchen umherlaufen, glänzend schwarz von Farbe und durch hübsche langgespitzte Ohren ausgezeichnet. Auch Meister Langohr ist in auffällig häufigen Exemplaren sichtbar, zumeist in schwarzen, die recht wacker trotten und ein glattes Aussehen haben, was nicht zu verwundern, da ihnen ja das üppigste Futter sozusagen in den Mund wächst.

Aber wir verweilen schon zu lange. Sagen wir ein Lebewohl dem reichbebüschten, quellsprudelnden Bordenone. Der dampfende Wagenzug braust heran auf seiner Eisenspur, hält einen Augenblick, uns wieder aufzunehmen, und entführt uns stracks in neue Regionen. Bei Sacile, wohin wir zunächst gelangen, sehen wir den Höhenzug, der uns bisher aus der Ferne begleitet, sich herabsenken und in der Ebene sacht verschwinden, während ein anderer dafür emportaucht, der nun in ähnlicher Weise wie der vorige immerfort am Rande des nördlichen Horizonts bis Venedig hinläuft. Wir denken an Bordenone zurück, aber siehe, da entrollt uns Conegliano plötzlich eines der lieblichsten Städtbilder, das mit jenem um den Preis der Schönheit streiten darf. Außerst anmuthend stellt der Anblick namentlich an der Stelle sich dar, wo die zwei Thürme der Stadt in der Niederung mit dem Castell und den säulengetragenen Bauten auf der

Höhe zu einem malerischen Gesamtbilde zusammentreten. Jedes friaulische Städtchen hat der Kunstgeschichte einen berühmten Malernamen gegeben. Wie Udine seinen Giovanni, Bordenone seinen Gian Antonio, so hat Conegliano seinen Cima.

Von jetzt an überrascht uns die Wahrnehmung, daß die Fruchtbarkeit und Leppigkeit der Gegend sich auffallend vermindert. Die Gewächse werden sparsam und niedrig, bald ist weit und breit kein hoher Baum mehr zu bemerken. Der Boden ist sandig und spröde. Die Maisfelder haben ein verkümmertes Aussehen und erscheinen auf ganz kleinen abgerissenen Strecken, zwischen ärmlichen Wiesengründen eingeschoben.

Der Fluß Piave, den man sofort überseht, ist ganz von der Art des Tagliamento. Nichts Wunderlicheres als diese friaulischen Flüsse. Ihre Bette sind unabsehbare, oft stundenbreite Sandgebiete, durch welche vereinzelte Gewässerchen fadenartig hinschleichen. Aber siehe da, es tritt Regenwetter ein, vom Gebirg her stürzen die Bäche, und unsere Piave, unser Tagliamento, unser Torrente, unser Isonzo, die wir vorgestern schier mit der Lupe suchen mußten, sie sind zu brausenden Seen angeschwollen, die ihre gelben Hochfluthen unbarmherzig über die halbe Provinz wälzen. Meilenweit sind dann oft die Felder überschwemmt: zum Mindesten säumen die Wasser, neue Bahnen suchend, Wiesen und Felder wie mit Kanälen ein, tanzen in breiten Cascaden über gestuftes Terrain, und sammeln sich in den Niederungen zu Teichen und Sümpfen, aus welchen die Bäume nur mit halbem Stamme hervorragen.

Unser friaulischer Wanderflug geht seinem Ende zu. Wir eilen an Treviso vorüber, das mit seinem prächtigen Bahnhof, mit seinen Stadtmauern, mit seiner Kathedrale das Auge nicht übel anspricht; auch die Gegend zeigt sich von da an wieder fruchtbar. Landhäuser stehen zahlreich zwischen reichbebauten Gründen im Gebüsch.

Jetzt erscheinen allmählig kleine Wasserstrecken in der Ebene, und ehe wir uns dessen versehen, sind wir von den erst kleineren, zerstreuten, dann meerebreit ergossenen Spiegelflächen der venezianischen Lagunen umgeben, und die Riesenbrücke trägt uns, wohl eine Viertelstunde lang, über die Gewässer den Thürmen zu, mit welchen die vielberühmte Stadt herüberwinkt.

Schöne blühende Bezirke waren es zum größten Theil, die wir durchflogen; aber sollten wir noch länger im friaulischen Lande verweilen, so würde es uns nicht länger dulden in der Ebene; wir würden uns hinaufflüchten zu den Bergen, deren Gipfel und Hänge Tag für Tag so schön aus dem sich zertheilenden Morgennebel hervortreten. Nichts überfättigt das Auge so bald als eine weite Ebene, sei sie noch so üppig, besonders wenn sie durchwegs nur mit Einer Fruchtgattung, wie hier mit Mais, bepflanzt ist. Trägt der Reisende ein deutsches Gemüth im Busen, so wird er müde der grasgrünen, hoch in's Kraut geschossenen Natur, der langgestreckten Auen, der sprudelnden Wasser und der quackenden Frösche; er sehnt sich nach Bergen und Wäldern, nach Felsen und Schluchten, nach Moos und Heidekraut. Auf diesen Gründen mag eine heitere, freie Behaglichkeit des Daseins sich entwickeln, und wer hier geboren, verlangt es

vielleicht niemals anders; um dessen Wiege aber Fichtenwälder gerauscht haben, der würde hier, wie sehr auch angezogen, doch kaum gefesselt werden für immer, und er fänge zuletzt vielleicht selbst im reizenden Bordenone, wie einst Pyrker in Venedig, „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen.“

Ralph und Blanca.

Ein Capriccio.

Ein junges Bagabundenpaar, Ralph und Blanca, von einer eben zu Grunde gegangenen umherziehenden Schauspielergesellschaft, wanderte in der Frische des thauigen Morgens durch einen rauschenden Gebirgswald. Die Beiden waren erst seit ein paar Tagen verheirathet, also in den Flitterwochen, darum wundervoll gelaunt und übermüthig, obgleich sie ihr bißchen Habe in den Händen hartherziger Wirthe hatten zurücklassen müssen. Ihr Beilager hatten sie in einer Scheune gefeiert und erwachten am andern Morgen, von der kalten Schnauze eines Kindes angeschnauht. Aber der ganze Sternenhimmel hatte von oben durch die Löcher und Spalten des Scheunendaches auf sie hereingesehen: Venus, Jupiter, Mars, Orion, Herakles und so zu sagen alle olympischen Götter und Halbgötter hatten wie geladene Gäste das Brautlager des jungen Paares umstanden und ihren Segen dazu gegeben.

Eine geraume Zeit wanderten die beiden jungen Leute noch in der walbigen Niederung einen Bach entlang, an dessen Ufern zwischen Weiden und Erlen das Kräuticht baumhoch sproßte. Der Waldesgrund begann sich auch schon mit den

Boten der Spätsommerzeit, den langen Wedeln der großblumigen, asklepiadeischen Genzianenart zu bedecken.

Es hatte die Nacht hindurch geregnet; nun aber dampfte der Wald im Morgenglanze, die Luft war schwül, und es war, als ob in dieser schweren, schwülen Luft die Vögel auf allen Bäumen noch lauter und feurriger als gewöhnlich schmetterten. Spitzohrige Hasen liefen über die Lichtungen aus einem ins andere Dickicht, und an einer etwas versumpften Stelle, wo die riesigen Föhren- und Fichtenstämme grün angelaufen waren wie von Schimmel oder Rost, stieß Blanca mit dem Fuße auf einen Igel, der versteckt im hohen Grase lag.

Mit der gegen den Zenith steigenden Sonne gelangten sie auf den Kamm des mäßigen Gebirgsrückens, über welchen die Landstraße mitten durch den dichten, hochstämmigen Wald führte.

Sie waren ganz allein in der Abgeschlossenheit des Bergwaldes; höchstens daß sie, soweit sie der Straße folgten, manches mal an einem Fuhrmanne vorbeikamen, dessen müde Gäule, staubbesudelt und hungrig, am grünen Laub der Bäume oder Sträucher zu beiden Seiten des Weges rupften und naschten.

Manches mal schweiften sie mit Absicht seitwärts und verloren sich in der noch traulicheren Verborgtheit einer kräuterduftigen Waldwiese. Denn jetzt begann es in der grünen Einsamkeit verlockend zu duften. Der heiterste Sommerglanz lag über dem Walde. Gelbe Schmetterlinge flogen hoch und gaukelten munter bis hinauf zu den Wipfeln der Tannen und Föhren. Alles sproßte doppelt üppig in der Waldstille; die Engelwurz stand so hoch ins Kraut geschossen

da, daß sie mit den jungen Steineichen neben ihr sich messen konnte.

Wie that dem Bärchen, das aus der Welt der Schminke herkam, die unverfälschte Gottesnatur so wohl!

Selbender im grünen Walde! in den Flitterwochen! jung und kerngesund! — Nirgends sind Küsse würzig-süßer als im Walde. Wie angenehm wird eine liebeheiße Wange durch den mit stärkendem Nadelholzdunst geschwängerten Waldeshauch gefühlt!

Freilich geschah es unserem Bärchen, daß, während Ralph eben seinen Arm um die lächelnde Blanca schlang, etwa ein Eichhörnchen von der hohen Tanne, unter welcher sie saßen, heruntersprang, dem jungen Weibchen gerade in den Schooß, und in ebenso hastigem Sprunge wieder enteilte, oder daß gar die Gestalt eines Jägers in ähnlichem Momente auf einmal aus dem Dickicht brach und in einiger Entfernung vorüberging. Dann erschrak Blanca, aber Ralph beruhigte sie. „Fürchte nichts!“ sagte er; dem Wildschützen Amor thut der Jäger nichts zu Leide. Und Liebespaare gehören so gut zur Fauna der grünen Wälder als Hasen, Eichhörnchen, Ringelnattern, Schmetterlinge u. dgl.“

Nachdem die jungen Vermählten wieder aufgebrochen, erreichten sie, behaglich schlendernd, nach geraumer Zeit einen erhöhten Punkt, wo sich ihnen die Aussicht auf den im Sonnenglanz strahlenden Spiegel eines großen Sees, sowie auf die Stadt in der Niederung, nebst einem weiten Kranze der schönsten Landhäuser und Gärten eröffnete.

Sie gelangten dann unmittelbar vor eine dieser Villen, welche, am Abhange liegend, mit der Rückseite sich an

den Wald lehnte, an weit umschauender bedeutender Stelle.

Ralph und Blanca ließen sich an diesem fesselnden Punkte ins Gras nieder und genossen die Rundschau, soweit sie nicht durch das breit hingelagerte Landhaus und die lange Gartenmauer gehindert war, auf deren Rand zur Abwehr eingefetzte, scharfzackige Glasstücke bedrohlich in der Sonne funkelten.

„Da sieh' nur!“ sagte Ralph; „ist es nicht ärgerlich, daß gerade an dieser schönsten Stelle, wo man den freiesten Ausblick und den ungestörtesten Naturgenuß haben möchte, Jemand eine Villa hingebaut und den Platz für sich allein in Beschlag genommen hat? So geht es mit allen reizendsten Punkten in der Welt: man baut die größten Landsitze und Schlösser an Orten, wo sie Weg und Aussicht für Andere versperren, und läßt sie dann wohl gar noch — um das Maß der Sünden voll zu machen — leer stehen, just wie die Paläste in der Stadt auch, die oft gar nicht oder nur einen Theil des Jahres hindurch bewohnt sind, während in schlechten Hütten sich das Volk zusammendrängt —“

„Und sich oft sogar mit einer Scheune begnügen muß,“ fiel Blanca lächelnd ein, „wie wir vorgestern.“

„Gestehe nur, Blanca,“ versetzte Ralph, „daß wir trotzdem so gut wie auf Eiderdunen ruhten! — Freilich aber hätte es uns begegnen können, daß wir uns am Morgen in der Krippe des Kuhstalles wiedergefunden hätten, in welche eine schlaftrunkene Magd mit dem Heu, auf welchem wir schliefen, uns hätte werfen können.“

„Ach, wenn wir nur wenigstens bessere Kleider hätten!“ seufzte Blanca.

„Der Himmel kleidet zwar die Rosen und die Lilien auf dem Felde, aber nicht die Vagabunden!“ versetzte Ralph achselzuckend.

„Drei Tage lang,“ fuhr Blanca fort, „habe ich meine Haare nicht mehr gekämmt!“

„Daran thatest du Unrecht,“ sagte Ralph; „schon wegen der Fichtennadeln, die dir im Haar hängen geblieben. Sie compromittiren dich, liebes Kind, diese Fichtennadeln!“

„Nicht mehr als dich die grünen Grassflecken und die Spuren zerdrückter Heidelbeeren in deinen Kleidern!“ gab Blanca zurück.

„Du hast Recht,“ sagte Ralph; „wir müssen nächstens wieder einmal Toilette machen, liebe Blanca! Aber das Allerdringendste für den Augenblick wäre doch ein guter Imbiß — meinst du nicht?“ „Siehst du,“ fuhr er fort, „wir hungern, und da drinnen sind vielleicht die riesigsten und leckersten Vorräthe aufgehäuft bei Leuten, die Alles haben, nur keinen Hunger!“ —

In diesem Augenblicke kam aus dem Landhause ein Diener, erblickte die Beiden und grüßte sie im Vorbeigehen.

Der unerwartete Gruß und das etwas einfältige Gesicht des Burschen belustigte den munteren Ralph, und er machte sich den Spaß, demselben zuzurufen: „Geda, guter Freund, könnten wir nicht einige Erfrischungen haben?“

Er hoffte sich an der Verblüffung des Menschen zu weiden und war auf nichts Anderes als auf eine schnöde Abtrumpfung gefaßt.

Aber der Diener verbeugte sich und sagte: „Haben Sie nur die Güte, einstweilen einzutreten; mein Herr ist ausgegangen und wird in ein paar Stunden zurück sein.“

Er hatte nämlich von seinem Herrn, einem alten Sonderling, der die Villa mit ihm und einer betagten Haushälterin bewohnte, gehört, ein gewisses Ehepaar aus der Nachbarschaft werde vielleicht zum Besuch kommen, und so nahm er die beiden jungen Leute für die Erwarteten.

Ralph und Blanca sahen einander lächelnd an, und nachdem sie einen Blick des Einverständnisses, einem so hübschen Abenteuer nicht aus dem Wege zu gehen, gewechselt, traten sie, munter der Dinge, die da kommen sollten, gewärtig, mit dem Diener in das Haus.

An einem Kettenhunde vorüber, einem Köter von abschreckender Häßlichkeit, der bellend und zähnefletschend aus seiner Hütte gegen sie ausfiel, durchschritten sie den Hofraum, wo ein Truthahn umherstolzirte, dem seine Jungen auf den Rücken kletterten, während ein Pfau auf dem Dache saß und einen häßlichen Schrei um den anderen ausstieß.

Als sie zur inneren Thür des Wohnhauses gelangten, war die alte, taube Haushälterin eben beschäftigt, die Ansätze eines Schwalbennestes über dem Thürein gange wegzufegen. Dabei warf sie einen mißtrauischen Blick auf die beiden Fremden, die mit unbewußter Scheu dem geschwungenen Besen auswichen, als könnten auch sie wie die zudringlichen Schwalben mit hinweggefegt werden.

Sie wurden von dem Diener in einen geräumigen Saal geführt.

Hier saß ein kleiner, schäbiger Affe auf der Spitze seiner Kletterstange und sah mit grimassirendem Gesicht auf einen jungen Hund herunter, der ihm beständig nach dem lang herabbaumelnden Schweif schnappte und vor Aerger darüber, daß er ihn nicht erreichen konnte, von Zeit zu Zeit ein kurzes Geknurr oder Geheul ausstieß.

Im Winkel saß ein alter Papagei, der wunderlicherweise immer „Bum! Bum!“ rief.

Nachdem der Diener Speise und Trank herbeigebracht und das Pärchen in schweigender Hast dem dringendsten Bedürfniß einigermaßen Genüge gethan, fragte Ralph, wie denn der Vogel zu diesem sonderbaren Ausruf gekommen.

„Dies ‚Bum! Bum!‘“ versetzte der Diener, „hat er von der Zeit her, wo er mit der Familie, welcher er angehörte, in einer vom Feinde belagerten und fleißig mit Kanonen beschossenen Stadt zu Hause war. Tag für Tag hörte er da nichts als Bum! Bum! Bum! und machte es bald nach, und hat darüber Alles, was er früher wußte, vergessen. Nur den Namen des kleinen Töchterchens seiner damaligen Besitzerin wiederholt er noch manchmal, aber sehr selten.“

Jene ehemalige Herrin des Vogels, erzählte der Diener auf weiteres Befragen, sei eben bei der erwähnten Belagerung Wittwe geworden, indem ihr Gatte, der Commandant besagter Stadt, bei der Vertheidigung derselben ums Leben kam. Diese Frau aber, fuhr der Diener fort, indem er dabei auf eines der im Halbdunkel an der Wand hängenden bestaubten und halb verblichenen Familienbildes wies, eben diese Frau sei die Schwester des jetzigen Besitzers der Villa gewesen. Nachdem auch sie gestorben und ihr Töchterchen

mitten in den wildesten Kriegswirren gleichfalls verdorben und gestorben, sei dieser Bruder in den Besitz des Landhauses und des ganzen schwesterlichen Vermögens gekommen.

„Und der lebt da nun so müßig hin als alter Hagestolz?“ fragte Ralph. „Womit verbringt er denn seine Zeit? Spaziert er fleißig im schönen, grünen Walde?“

„Das nicht!“ entgegnete der Diener; „und wenn er es thut, so geschieht es nur, um Lannenzapfen in die Tasche zu stecken, mit welchen er hernach den Ofen heizen läßt.“

„Er ist also ein Bischen knauserig, dein Herr?“ fuhr Ralph zu fragen fort.

„Wie man's nimmt! Küche und Keller sind immer wohl bestellt und sich selber gönnt er das Beste.“

„Und was ist denn eigentlich seine Hauptbeschäftigung, sein Zeitvertreib?“

„Seine Hauptbeschäftigung ist, so zu sagen, der Fliegenfang; denn er haßt die Fliegen, daß es nicht zu sagen, besonders die Brummfliegen, weil diese ihn nach Tische, wenn ihm eine davon durchs Fenster oder durch die Thür ins Zimmer gerathen ist, mit ihrem Gesumse im Mittagschläfchen stören. Er will aus diesem Grunde auch kein Fenster öffnen lassen, so daß die Luft in seinen Gemächern immer dumpf und verdorben ist. Und da giebt er sich denn auch beständig damit ab, allerlei neue Fliegenklatschen zu erfinden, sowie auch allerlei Gifte zu brauen, um dem verdammten Geschmeiß, wie er sagt, den Garaus zu machen. Ferner sind da unten im Garten alle Bäume voll Schlingen und Fallen für die Vögel, die er ebenfalls nicht leiden mag, weil sie schon am frühen Morgen vor seinem Fenster zwitschern und lärmen.“

Nachdem Ralph und Blanca sich hinlänglich gestärkt und der geschwätzige Diener sie vorläufig sich selbst überlassen hatte, gingen sie daran, heiter angeregt durch die ausgesuchten Erfrischungen, die sie genossen, sich in den Räumlichkeiten, in welchen sie sich befanden, ein wenig umzusehen.

Eine anfröstelnde, gemüthlose Pracht herrschte in den Gemächern. Die Einrichtung war altväterisch, unbequem: schmale Sessel mit hochgethürmten Lehnen, steife Sophas, Schränke mit Zierrathen, welche Fragengefichter vorstellten.

An einer wunderbarlich gestalteten Uhr schlich der silberne Perpendikel plump und träge hin und her.

Daneben hing das Philister-Möbel, der Barometer, in riesigen Dimensionen, dessen Zeiger soeben, wie wahrscheinlich immer, um sich nicht zu compromittiren, auf „Veränderlich“ wies.

Ein kostbares, aber jungfräuliches Tintenfaß, in welchem niemals ein Tropfen Tinte gewesen, stand auf dem schnörkelhaft verzierten Schreibtische.

Von Büchern war nur ein einziges zu sehen; es hatte einen sehr schönen Einband; als aber Blanca es neugierig öffnete, so erwies es sich als eine Tabakbüchse.

Eine Menge alter, verblichener Familienportraits, überkrustet mit den Spuren der Fliegen aus früheren Jahrzehnten, bedeckte die Wände.

Ausländische Gewächse mit großen, aber schadhafte Blättern standen in der Fensterische wie gelangweilt da, so zu sagen gedankenlos, geistesabwesend.

Blickte man durchs Fenster in den Garten hinab, so sah es auch dort nicht frischer und anziehender aus: ein

schnörkelhaftes, steifes, seelenloses Ansehen hatte auch dort Alles. Das Ganze erschien in ein so nüchternes Licht getaucht wie die Scenerien eines Guckkastenbildes. Und doch war der Garten groß und reich angelegt, und über den Garten hinweg sah man hinaus in eine bezaubernde Ferne.

Ralph öffnete in seinem Uebermuth einen großen Kleiderschrank. „Da sieh!“ sagte er zu Blanca, „der alte Gauch besitzt ein halbes Hundert Röcke und ein halbes Hundert Beinkleider; ohne Zweifel auch eben so viele Schnallenschuhe oder langröhrige Stiefelpaare.“

„Wie moderig es hier duftet,“ sagte Blanca, „wie dumpf! Der Bursche hat Recht, es gelangt kein frischer Hauch in diese Gemächer!“

„Herein, ihr verbannten, schwer verfolgten Brummfliegen!“ rief der fröhliche Ralph. „Summt und brummt heut' einmal hier nach Herzenslust!“

Damit öffnete er die Fenster weit, und herein kamen die Brummfliegen und brumnten und summten lustig. Sogar ein Schwalbenpaar verflog sich herein und flatterte eine Weile zwitschernd in den Gemächern hin und her. Zuletzt kam gar ein Falter geflogen und setzte sich zutraulich auf den Strauß, den Blanca im Walde gepflückt und vor die Brust gesteckt hatte.

Schon mit seinem Eintritt hatte das junge Paar einen frischeren Hauch durch diese Räume verbreitet; und nun verschwand bald alles Dumpfe völlig unter den würzigen, ziehenden und wehenden Lüften.

Einmal schwang sich Ralph auf einen Stuhl, um die Bilder, die im Halbdunkel an einer vom einfallenden

Tageslichte abgekehrten Wand hingen, genauer anzusehen. Er wischte den Staub von dem Bilde einer Frau, betrachtete es und sprach dann nachdenklich vor sich hin:

„Diese Frau habe ich schon einmal gesehen; ich weiß nur nicht, ob in der Wirklichkeit oder im Bilde — poh Bliž! wo hab' ich die nur gesehen?“

Blanca achtete nicht darauf, denn sie war eben beschäftigt, den Kafadu zu necken und sich von ihm in den Finger beißen zu lassen.

Hernach entdeckten die Beiden, ihre kleine Durchmusterung des Hauses fortsetzend, das Schlafgemach des Alten, in welchem ein altväterisches, aber von weicher, glänzender Seide strotzendes Himmelbett ragte.

Auf einem Tischchen in der Ecke fand Blanca neben allerlei Leckerbissen einen kleinen Flaschenkorb gefüllt mit, einer Weinsorte, deren prachtvolle, goldgelbe Farbe sie nicht genug bewundern konnte.

„Das ist Tokayer!“ sagte Ralph. „Heraus aus dem Kerker, in welchem der alte Harpagon dich hielt, feuriger Ungar!“

Er entkorkte eine Flasche, dann tranken die Beiden einander zu, setzten sich dabei an den Rand des Himmelbettes und kosteten und plauderten.

„Wenn jetzt der Alte käme!“ sagte Blanca.

„Wir ließen ihn gar nicht herein!“ erwiderte Ralph. „Es fängt an, mir hier zu gefallen! Wenn wir nur acht Tage hier hausten, wie würde sich Alles in diesen Räumen verändern! Ich schlage vor, daß wir hier bleiben, Blanca, so lange es geht! Setzen wir uns da fest, verschließen wir

die Thüren, vertheidigen wir uns und übergeben wir den Platz erst dann, wenn er durchaus nicht mehr zu halten ist! Ich möchte zur Abwechslung einmal in diesem seidnen Bette schlafen. Wär's nicht schön, da zu überwintern? Die holde Sommerzeit, wo es lustig zu wandern ist, wird bald vorüber sein. Siehst du," fuhr er fort, durchs offene Fenster hinausdeutend, „die großen Bappeln da vor dem Gartenthore streuen schon ihre Wollflocken durch die Luft umher, und die Ranken des Weins sind schon ganz über die Mauer bis zum Fensterrande heraufgekrochen. Ueberwintern wir, wiederhole ich, und sperren wir den Alten hinaus; er verdient nichts Besseres, als im Winter mit den Krähen draußen im Schnee herumhüpfen zu müssen.“

Blanca lachte. „Wenn aber zuletzt doch der Augenblick kommt, wo wir die Festung nicht länger behaupten können, was dann? Meinst du, man wird uns freien Abzug gewähren? Ich glaube, wir werden uns schmähdlicher Weise gefangen geben müssen!“

„Ganz und gar nicht!“ versetzte Ralph. „Wir entschlüpfen im letzten Moment nöthigenfalls durch die Hintertür in den Garten und von da in den Wald hinaus.“

Nun setzten sich die Beiden an das altmodische Piano; es war entsetzlich verstimmt, seit Jahren unberührt; aber die beiden lustigen Leuten spielten doch und sangen und lachten, führten Duette und ganze Theater-scenen mit-sammen auf und trieben dann wieder anderen Muthwillen.

Sie durchstöberten, erprobten, verkosteten und genossen Alles, was in den Händen des alten Harpagon ein ungenützer und unfruchtbarer Besitz war.

„Da wir nun thatsächlich die Herren dieser Villa sind,“ scherzte Ralph, „so müssen wir erwägen, wie wir es uns einrichten wollen. — Künftig, liebes Kind, mußt du goldene Nadeln im Haar tragen, statt der Fichtennadeln, die du gegenwärtig darin trägst! — Hol' mich der Geier, wenn ich nicht am liebsten alle Sterne des Himmels zu einer Perlenchnur für dich reihen und den goldenen Mond selber als Broche dir vor die Brust heften möchte!“

„Wie prachtvoll,“ sagte Blanca, durchs Fenster hinausblickend, „muß dort über dem See die Sonne untergehen! und wie angenehm müßte sich's wandeln in der Abendstunde, Hand in Hand, auf diesen idyllischen Matten!“

„Und Welch ein Ausblick!“ fügte Ralph hinzu. „Vor uns der weithin leuchtende Wasserspiegel, hinter uns die traulichen Waldberge, in reizendem Halbrund um das Landhaus gelagert! Auf allen diesen Höhen werden die Gluthen unserer Liebeswonne wie Freudenfeuer empor schlagen“...

„Schwärmer!“ warf Blanca lachend ein. „Der Alte wird unserer Liebeswonne schwerlich Zeit dazu lassen.“

„Nichts mehr von dem Alten!“ sagte Ralph. „Wir machen Ausfälle, wir vertheidigen uns, wir jagen den Alten meilenweit in die Flucht, wir verproviantiren uns, wir schaffen herein, was uns beliebt!“

„Vor Allem,“ sagte Blanca, „muß ein neuer, wohl besaiteter Flügel hereingeschafft werden, zu dessen Klängen wir Duette singen können — und die schönsten Romane, die wir einander vorlesen — und die neuesten Komödien, die wir da zusammen aufführen — und für Haus und Garten alle möglichen Blumen und die erlesensten Singvögel“...

„Und Kaninchen,“ fügte Ralph hinzu, „und Reitpferde, und Turteltauben, und Hunde.“

„Ein Windspiel mindestens!“ rief Blanca. „Ich liebe die Windspiele — sie stehen so gut auf Gemälden neben stolzen Damen in schwarzen Seidengewändern. Und dann, weißt du, lieber Ralph, so eine große, zierliche, schön geschliffene, goldberänderte Glaswanne müssen wir auch haben, mit herzigen kleinen Molchen und Salamanderchen und drolligen Schildkrötchen“ . . .

„Da haben wir's!“ rief der junge Mann. „Bis vor kurzem pflegtet ihr Frauenzimmerchen hell aufzuschreien, wenn euch eine Maus über den Weg lief, fielet vor einer Kröte in Ohnmacht und littet kein Gethier um euch als etwa ein Hündlein oder Käzchen oder einen Kanarienvogel im Bauer, und jetzt hätschelt ihr Molche und Drachen und was weiß ich für klebriges, glitschiges Gezücht!“

„Schweig' still, Ralph, das verstehst du nicht!“ entgegnete Blanca ernst; „die kleinen Molche sind recht artige Thierchen! Und diese alten, steifen, schnörkelhaften Möbel,“ fuhr sie fort, „die werfen wir ins Feuer und richten es uns wohnlich und traulich ein; ganz einfach, aber behaglich. Nur mein Schlafgemach, das muß zum mindesten so prächtig sein wie dieses da!“

„Ganz recht,“ sagte Ralph, freudig zustimmend; „das wollen wir zu einem kleinen Paradiese gestalten. Und das reserviren wir für uns ganz allein. Da hinein darf niemals ein Dritter den Fuß setzen. Da vereinigen wir Alles, was schön und prächtig ist. Da trägst du Purpurhemden und Schlafkröcke von gelber Seide. Tausend und eine Nacht muß

da verwirklicht werden, und alle Glückseligkeiten des Schlaffenlandes dazu!"

Bis ins Kleinste wurden die Herrlichkeiten des Wundergemachs und das ganze übrige Hauswesen und Familienleben besprochen und festgestellt.

Dazwischen hatte der Papagai von Zeit zu Zeit sein „Bum! Bum! Bum!“ vernehmen lassen. Jetzt aber begann er plötzlich denselben Ruf so laut herauszustößen, daß es durchs ganze Haus schallte, und daß die Beiden ihr eigenes Wort nicht mehr hörten.

Durchs Fenster blickend, sah Ralph einen Alten, wie ihn der Diener beschrieben, von der Stadt her den Berg heraufkommen.

Es war ein ausgedörrtes Männchen mit einem grobknochigen, faltigen, stark grimmassirenden Gesicht und kleinen, boshaft zwinkernden Augen.

Ralph verließ das Gemach, und nach wenigen Augenblicken zurückgekehrt, sagte er, zufrieden lächelnd: „So! Nun sind die Thore der Festung geschlossen, die Zugbrücke ist aufgezogen, die beiden Verbündeten des Feindes sind durch einen listigen Handstreich hinter Schloß und Riegel gesetzt und unschädlich gemacht, die Mauern sind fest und die Besatzung trotz jeglichem Angriff!“

So sprechend, nahm Ralph aus dem Kleiderschranke des Alten einen großgeblümten Schlafrock und eine Sammtkappe und bekleidete sich damit, während Blanca aus einem Schranke, der in einem Vorgemache stand, und in welchem die Kleider der Haushälterin aufbewahrt wurden, sich ebenfalls in entsprechender Weise verummte. Nachdem so jener

dem alten Harpagon, diese der Haushälterin so ähnlich als möglich sich herausstaffirt, wobei ihnen die schauspielerische Uebung zu statten kam, traten sie beide auf den Balcon hinaus und nahmen dort gemächlich Platz, Ralph aus einer langen Pfeife rauchend, die er gefunden, Blanca sich in eine gleichfalls dem Schranke der Haushälterin entlehnte alte Postille vertiefend.

Der herankommende Alte erblickte die Fremden auf dem Balcon und erschraf. Und war das nicht gar eine Art v Spiegelbild seiner selbst und seiner alten Veronika? Einen Augenblick blieb er starr vor Erstaunen, dann wollte er hastig ins Haus eintreten. Aber die Thür war verschlossen. Er pochte stark. Niemand öffnete.

„Kaspar! Veronika!“ schrie er ungeduldig, indem er fortfuhr, giftige Blicke nach dem Balcon hinauf zu werfen.

Aber Kaspar und Veronika fanden ihre eigene Thüre von außen versperrt, konnten ihm nicht helfen.

Wieder pochte er, und als dies nichts nützte, rief er zuletzt die auf dem Balcon Sitzenden an, deren schweigende Ruhe ihn empörte. Was dies bedeuten solle? fragte er. Mit welchem Rechte sie sich's so unverschämt bequem machten in seinem Hause?

„Mein Herr,“ gab Ralph zurück, sich vom Balcon herunterbeugend, „ist dies die Manier eines gebildeten Mannes, die Gastfreundschaft eines anständigen Hauses in Anspruch zu nehmen? Statt ruhig an die Thür zu klopfen und Ihre Karte abzugeben, lärmen und schreien Sie draußen wie ein Betrunkener, der in später Nacht Einlaß fordert an der Thür einer schon geschlossenen Kneipe!“

„Dies ist mein Haus!“ kreischte der Alte, begann neuerdings zu toben und drohte, nach dem Polizeihause zu gehen.

„Thun Sie das,“ sagte Ralph, „und erkundigen Sie sich dort nach der Nummer Ihrer Wohnung, die Sie vergessen zu haben scheinen. Sie werden erfahren, daß Sie im Irrthum sind, wenn Sie glauben, daß“ . . .

„Kaspar! Veronika!“ schrie der Alte dazwischen, lief in dürem Zorn wie eine Bachstelze umher und grimassirte entsetzlich.

„Mein Herr,“ sagte Ralph, „ich wiederhole Ihnen, daß wir Niemanden empfangen. Lassen Sie friedliche Leute ungestört, die nichts verlangen als Ruhe für ihre Flitterwochen!“

Neues Poltern an der Thür. „Kaspar! Veronika! ins Teufelsnamen, öffnet, oder ich“ . . .

„Verehrungswürdiger Greis!“ begann Ralph von Neuem; „kommen Sie der Thür nicht zu nahe! unser Kettenhund ist bissig, und unsere Hausmagd führt einen scharfen Besen; sie versteht sich darauf, zudringliche Schwalben, die durchaus hier zu Hause sein möchten, hinwegzufegen!“

„Weg da von meinem Balcon!“ rief der Alte, außer sich vor Wuth; „weg da, freches Gesindel, oder ich werfe euch diesen Feldstein da an die Köpfe!“

„Nur zu, zornige alte Hummel!“ gab dem erbohten Harpagon von unten der Harpagon von oben zurück. „Wir haben tüchtige Fliegenklatschen dahier und werden uns gegen deinesgleichen zu vertheidigen wissen.“

„Das mir, dem Besitzer des Hauses?“ schrie der Harpagon von unten und spuckte vor Grimm um sich.

„In Ihren Jahren noch solche Fastnachtscherze!“ rief lachend der Harpagon von oben. „Schämen Sie sich, Herr! Entfernen Sie sich! Sie sehen, es herrscht hier keine Geneigtheit, auf Ihre plumpen Späße einzugehen!“

„Bei allen Teufeln, wer treibt plumpe Späße, Herr, Sie oder ich?“ schrie der Harpagon von unten. „Deffnen Sie! zum letzten male sei es gesagt!“

„Sie heulen ja,“ entgegnete mit kaltem Hohne der Harpagon von oben, „Sie heulen ja um Einlaß, als ob es draußen stürmte und hagelte! Was wollen Sie bei diesem prachtvollen Wetter? Sie können getrost Ihren Weg im Freien noch eine Weile fortsetzen, ohne fürchten zu müssen, sich einen Schnupfen zuzuziehen!“

Der Harpagon von unten sagte nichts mehr. Wüthend stürzte er von dannen, um die Hülfe der Polizeibehörde und der Nachbarsleute in Anspruch zu nehmen.

„Schade, daß wir kein Publicum da hatten!“ sagte Ralph zu Blanca. „Wir haben, glaub' ich, das Stückchen Komödie gut gespielt, am besten aber der Alte.“

Das lustige Paar hatte also noch eine kleine Frist. Es benützte dieselbe dazu, den Eichhörnchen zuzusehen, die vom Walde herunterkamen und einen Zaun entlang tanzten, von wo sie sich auf einen alten großen Nußbaum schwingen, um ihn zu plündern und seine Früchte für ihren Wintervorrath hinwegzutragen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kam der Alte zurück, einen dickleibigen Herrn an der Seite, an dessen Amtsrock

die metallenen Knöpfe in der Sonne funkelten, und der sich mit einem großen farbigen Tuche den Schweiß vom kahlen Vorhaupt wischte. Es war der Polizeibeamte. Vor ihm schritten ein paar bewaffnete Diener der öffentlichen Sicherheit; eine Anzahl von Nachbarnleuten, wie sie auf die Nachricht von diesem wunderlichen Vorfalle zusammengelaufen waren, schloß sich an.

Ein angeblich blinder Bettler, der in der Nähe an einer Brücke saß, schlug sich hinter die Büsche, als er die Organe der Geseßlichkeit herankommen sah. Aber Harpagon zog ihn beim Kragen hervor und denuncierte ihn dem Polizeibeamten als Landstreicher.

Jetzt war die Truppe vor dem Hause angelangt. Ein stämmiger Mann in Hemdärmeln, mit berußtem Gesicht, trat hervor und begann mit Eisengeräth am Schloß der Thür zu hantiren.

Der Augenblick konnte nicht fern sein für die beiden lustigen Vögel, sich in der beabsichtigten Weise durch die Hinterthür gegen den Wald hin aus dem Staube zu machen.

Während sie in der That sich anschickten, das Gemach zu verlassen, kreischte es auf einmal hinter ihnen: „Blanca! Blanca!“

Es war, als ob sie Jemand eindringlich zurückriefe.

Erstaunt wandten sie sich um; es war Niemand da als der alte Papagei, dem es in diesem Augenblicke wieder einmal gefiel, statt seines gewöhnlichen Lieblingsrufes jenen älteren, halb vergessenen hören zu lassen. Er wiederholte denselben, hin- und herhüpfend, mit großer Lebhaftigkeit immer von Neuem.

Betroffen blickten Ralph und Blanca sich an.

Plötzlich that Ralph einen kurzen Schrei, und Blanca mußte nicht, ob er toll geworden oder was es sonst sei, daß er auf sie zustürzte, ein Medaillon an sich riß, das sie am Halse trug, es öffnete, einen Blick darauf warf, zuletzt mit einem Freudenschrei Blanca ungestüm an den Händen faßte und, ohne weiter ein Wort zu sagen, wie verrückt mit ihr im Gemache umhertanzte.

„Weißt du, was ich entdeckte?“ stieß er endlich hervor, still stehend, als ihr der Athem ausging. „Wer ist diese Frau?“ fuhr er fort, auf das im Medaillon enthaltene Miniaturbild weisend.

„Meine Mutter!“ erwiderte Blanca.

„Gut! Nun betrachte das Bild hier an der Wand!“

Er faßte sie und hob sie mit kräftigen Armen empor, bis sie im Stande war, das stark beschattete Bild genau ins Auge zu fassen.

„Wer ist das?“ fragte Ralph.

Blanca glitt fast ohnmächtig aus den Armen Ralphs auf den Boden herab.

„Gott im Himmel, wir träumen doch nicht etwa?“ rief sie mit vor Aufregung zitternder Stimme.

„Nun wäre ja mit einem male erwiesen,“ fuhr sie fort, „daß“ . . .

„Daß du die rechtmäßige Erbin und Herrin dieses Hauses bist!“ fiel Ralph ein; „gewiß! und daß Harpagon“ . . .

„Vor der Thür bleiben muß,“ ergänzte Blanca, „wenn ich ihn nicht begnadige, den alten Sünder, der, wie mir nun klar ist — alte, längst verblaßte Erinnerungen tauchen in

meiner Seele wieder auf — die kleine Blanca bei Seite schaffte, sie dem Director einer wandernden Schauspielertruppe übergab" . . .

„Ja, und ohne Zweifel durch bestochene Zeugen ihren Tod erhärtete, um das ganze schwesternliche Erbe an sich zu bringen.“

„Nun bleiben wir, Ralph!“ —

Er faßte sie wieder um den Leib und schwang sie hoch empor vor Freuden, nahm sie dann auf seine Arme wie ein Kind und küßte sie zärtlich.

Jetzt aber eilten die Beiden hinunter an die Pforte des Hauses, öffneten die Flügel derselben weit und standen so mit einem mal vor den Einlaß-heischenden freundlich lächelnd da, wie bereit zum Empfange werther und willkommener Gäste, worüber der Alte und der Polizeibeamte ganz betroffen waren und einen Moment zögerten, einzutreten, so daß sie von den nachdrängenden Neugierigen fast über den Haufen gestoßen wurden.

In diesem Augenblick aber flog auch schon Blanca dem Alten an den Hals mit dem Ausruf:

„Kennst du mich denn nicht, Onkelchen? — Ich bin ja dein Mühmchen — dein Mühmchen Blanca — die so lange verloren geglaubte und nun wiedergefundene Blanca!“

So rief sie, und wie früher mit Ralph, so tanzte sie jetzt mit dem Alten toll umher. Diesem aber versagten die Kniee. Mit schlotternden Gliedern ließ er auf einen Stuhl sich nieder, und er wäre in Ohnmacht gesunken, wenn nicht Blanca mit dem Zuruf: „Herzensonkelchen! ich bin's ja, dein liebes Mühmchen!“ ihn immer wieder geweckt und aufgerüttelt hätte.

Was sollte er thun? Sie war es! Sie lebte! Sie wußte Alles!

Er schloß, immer wieder auf seinen Stuhl zurücksinkend, die Augen und überlegte.

Dabei scholl immerfort durchs Haus der gellende Ruf des Vogels: „Blanca!“

Zuletzt erhob sich der Alte hüstelnd, würgte mühsam einige begrüßende Worte hervor und erklärte mit sauersüßer Miene den Anwesenden, der ganze Vorfall beruhe auf einem Scherz der beiden jungen Leute, seiner Verwandten, Alles habe sich nun hinlänglich aufgeklärt.

Dabei sah er den beleibten, müden Polizeibeamten scheu und mißmuthig von der Seite an, als wünsche er ihn zu allen Teufeln. Dieser wischte sich neuerdings mit seinem großen Tuche den Schweiß von der Stirn, und da er nicht recht wußte, was er denken sollte, so dachte er gar nichts.

Die anderen Mitgekommenen standen gaffend da und sahen aus wie Leute, die geneigt sind, an der Theaterkasse ihr Geld zurückzufordern, nachdem das Stück, welches auf dem Zettel gestanden, abgesagt worden.

Mit kurzem Danke wollte sich der Alte von seinen herbeigerufenen Helfern verabschieden.

Aber das muntere junge Weibchen unterbrach den Stammelnden, indem es an alle Anwesenden im Namen seines „lieben Onkelchens“ die freundliche Einladung richtete zu einem kleinen Imbiß und Freudentrunke, wozu denn auch der Alte, wollend oder nicht, gute Miene machen mußte, während sie selbst sofort aus den Borrathskammern das Nöthige herbeischaffte und in freigebigster Weise die Wirthin machte. —

Harpagon fügte sich in sein Schicksal. Blanca überließ ihm insgeheim einen Theil des ihr zufallenden mütterlichen Erbes. Das Landhaus mußte er räumen und durfte nichts mit sich fortnehmen als den Kettenhund Mordag und die alte Haushälterin. Das junge Bärchen aber richtete sich's ungefähr so ein, wie es bei der Flasche goldgelben Tafayers war verabredet worden. Die Liebe, der Genuß, die Jugend, die Poesie waren mit ihnen eingezogen. Lüfte des frischesten Lebens durchwehten von jetzt an die früher so dumpfen Gemächer. Die morgendlich zwitschernden Vögel und selbst die Brummfliegen wurden gelitten, und am Thore nisteten ungehindert die Schwalben.

Der alte Papagei blieb, wie sich von selbst versteht, bei dem glücklichen Paare.

Als ein Jahr verstrichen war, schenkte Blanca ihrem Kalph einen rofigen Knaben, und der Vogel begrüßte festlich das Erscheinen desselben mit hundertundeinmal hinter einander ausgestoßenem „Bum!“ wie die Geburt eines Kronprinzen.

D a n t e.

(1865.)

Se mai continga chè 'l poema sacro
Al quale ha posto mano e cielo e terra,
Si chè m' ha fatto per più anni macro,
Vinca la crudeltà, che fuor mi serra
Del bello ovile ov' io dormii agnello,
Nimico a' lupi che gli danno guerra;
Con altra voce omai, con altro vello
Ritornèrò poeta, ed in sul fonte
Del mio battesimo prenderò 'l capello.

Paradiso C. XXV..

Sollte es wahr sein, was der berühmte französische Romantiker, der kürzlich ein geistreiches Buch über Shakespeare schrieb, in den letzten Kapiteln seines Werkes mit so großem Nachdrucke verkündigte: daß die Helden der rohen Kraft, der eigennützigen, ehrfüchtigen That, gegen die Männer des Gedankens, die Helden des Geistes in den Hintergrund treten sollen; daß die Menschheit nicht mehr besessen, sondern geführt werden, daß der Weise vor dem Helden den Vorrang haben, die „Horde der Flammen“ vor der „Legion der Lichter“ weichen soll; daß die Geschichte künftig weniger von den „coups de sabre“ als von den „coups d'idée“ Notiz nehmen soll; daß, während die Plejade der Männer

der That sich zum Untergange neigt, erblickend im Gefühl des halbigen Versinkens, am anderen Ende des Horizonts, im tiefen Azur des Zukunftshimmels die geheiligte Gruppe der wahren Sterne emportaucht: der Denker, der Dichter, der Künstler, der großen Erfinder, der Wohlthäter des Menschengeschlechts? Dürfen wir eine Bestätigung dieses Dichterworts in den Nationalfesten erblicken, mit welchen man im letzten Decennium angefangen hat, den Cult des Genius zu feiern, die stillen Unsterblichen zu ehren, deren Licht, wie uns die Astronomen vom Licht der höchsten Sterne berichten, noch Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende fortleuchtet, nachdem sie selbst schon lange dahin sind? Freilich ist es nicht die Person des großen Mannes, die bei solchen Gelegenheiten gefeiert wird. Träte der gefeierte Todte plötzlich wieder lebendig unter den Festreigen derjenigen, auf deren Lippen sein Name so eben begeistert schwebt, um unter ihnen aufs Neue zu wandeln, zu wirken, der Enthusiasmus würde bald erkalten, und man überließe den eben Vergötterten bald wieder seinem schnöden menschlichen Schicksal. Wir dulden nur Steinbilder auf den Postamenten, kein lebendiges Bild. Damit aber gibt wohl auch der Genius sich zufrieden: erblickt er doch selbst sein tiefinnerstes Wesen nicht in seiner Leiblichkeit, sondern in dem Bleibenden, das er außer sich hinstellt, losgetrennt von seinem hinfälligen Ich.

Nie völlig dunkel war in Italien die Nacht der Barbarei, die den Tag der alten Cultur vom Anbruche der neuen schied und die Morgenröthe der neuen Zeit floß Jahrhunderte lang mit der Abendröthe der alten zusammen. In diesem Zwielicht stand der große Florentiner Dante, der erste

Italiener und der letzte Römer zugleich. In seiner Seele lebte der große Gedanke des alten Römerweltreichs fort; er träumte sich ein Italien unter kaiserlichem Scepter; im Schwert des Imperators erblickte er das einzige Gegengewicht gegen die weltlichen Uebergriffe der Tiara, und vielleicht nicht mit Unrecht mochte er hoffen, daß, wäre nur ganz Italien vereint unter dem römisch-deutschen Kaiserscepter, der Schwerpunkt des Reiches wieder nach Italien fallen würde. Mit genialem Blick erfaßte der große Ghibelline die Grundübel seiner Zeit, und die für jenes Jahrhundert einzig denkbaren Mittel der Abhilfe. Wehe dem Genie, das in böser, verderbter Zeit zugleich ein großer Charakter ist! Dante war beides. Er hatte das Unglück, sich die Nichtswürdigkeit seiner Epoche zu Herzen nehmen zu müssen; er besaß jenen leidenschaftlichen Eifer für das Gute und Rechte, der zu den unglücklichsten Gaben gehört, die das Geschick einem Menschenkinde verleihen kann, denn er foltert das Herz mit schmerzlichen Wahrnehmungen des Weltlaufs, an welchem die Andern kalt vorübergehen. Menschen wie Dante sind prädestinirt, zu Tode geheßt zu werden. Seine Landsleute, die Florentiner, warfen ihn ins Exil.

Verbannt irrt er von einer italienischen Stadt zur andern, die Seele erfüllt vom aufreibenden Widerstreit einer glühenden Liebe für seine Heimat, und eines ebenso glühenden Hasses. Er brennt vor Sehnsucht nach ihr, aber er beugt sich nicht und schleudert, immer theilnehmend an ihren Geschicken, furchtbare Pfeile in Schrift und Rede gegen sie: sie antwortet mit verschärften Decreten ewiger Verbannung. Der Flüchtling durchirrt immerzu die italienischen Pro-

vinzen, ruhelos, unstät; jetzt weilt er in den Klöstern des Apennin, jetzt in den Alpenthälern der Lombardei, jetzt an der Etsch, jetzt am Sfonzo. Er lernt als Flüchtling ganz Italien kennen, und studirt an Ort und Stelle die localen Schattirungen der Erbärmlichkeit seiner Zeit. Er ist kein bloßer Parteimann, kein bloßer Politiker, er ist ein vollbeseelter Mensch von großer, tiefer Empfindung: ihn quält nicht bloß der Parteienhader, ihn quält die Rohheit, die Unwissenheit, die Schlemmerei, alle Verkehrtheit und Verderbtheit, die er schauen muß. Aber im Stillen bereitet er eine furchtbare Rache vor: aus stahlfesten Terzinen schmiedet er sich einen Himmel und eine Hölle, realer und ewiger vielleicht als die wirklichen, und hält ein Weltgericht über Alles, was seine Seele verbittert hat.

Dante ist der Poet des erhabenen Bornes, und wahrlich, es gibt keine bessere Wehmutter der Dichtung, als ein hochaufgefammelter erhabener Born in der Dichterbrust — in solcher Esse werden Apollon's schärfste Pfeile geschmiedet; in Widerwärtigkeiten muß das Dichtergemüth gereift sein; gequält muß der Dichter sein von allen Nadelstichen und allen Keulenschlägen des Schicksals; verlassen, verstoßen muß er hinwandeln, verfolgt von den Dämonen des Hasses, der Verkennung und der leiblichen Drangsal; empört muß er sein in tiefster Seele von kleinlichen Gefinnungen um sich her, von schmähhlicher Selbstsucht, von unseliger Halbheit und Apathie, von Gefinnungslosigkeit, von Habgier und Genußsucht, von eitlen, principlosen Parteigezänk der Zeitgenossen, von Zerfahrenheit der Bestrebungen, die unfähig ist, Einen großen Gedanken fest im Auge zu behalten, und

die alles Große vereitelt oder nur halb gelingen läßt. Zu tief durchdrungen muß er vor Allem sein vom Wehe des Vaterlandes in jenem lebendigen Vaterlandsgefühl, das keinem echten Manne fehlt, — denn Mangel an diesem Gefühl ist immer der sicherste Prüfstein der Charakterlosigkeit. Ja, der Dichter bedarf des Schmerzes, bedarf des Jorns; der echte Dichter ist stets ein Richter und jedes Weltgedicht ein Weltgericht.

Ein solches Weltgedicht und Weltgericht im höchsten Sinne aber ist Dante's „Göttliche Komödie“ — von jenen unvergänglichen Werken eines, wie sie in Jahrtausenden nur einmal der poetische Geist in seiner Vollkraft mit einer jungfräulichen Sprache zeugt. Dies Gedicht umfaßt die Lebens-elemente jener ganzen Zeit in einer organisch-lebendigen Durchdringung, die man anstaunt als ein Wunder: Liebe und Haß, Empfindung und Gelehrsamkeit, Theologie und Politik, Religion und Freiheit — das Alles ist ineinander gewachsen, und doch tritt jedes für sich wieder so energisch hervor, als wäre es das Hauptprincip des Gedichts. Alle Stimmen erklingen in diesem Pandämonium: die Lobgesänge der Seligen und das Winseln der Verdammten, das Waffengeklirr der Welfen und Ghibellinen und die Harmonie der Sphären. Dante's Werk ist das erhabenste, das kühnste, das tieffinnigste, das gelehrteste, das abstrufeste, wenn man will, das je geschrieben worden; wie ein Wunder steht es in der heiteren Literatur des romanischen Südens; als ein gothischer Dom thürmt es sich auf im sonnigen Lande der einschmeichelnden Melodien, im Lande der Goldorangen — mit der Macht des Genius die eigenen Landsleute des

Dichters zwingend, anzuerkennen, was sie nicht immer anerkennen: das Erhabene, das Tieffinnige, und sie daran gemahnend, daß die italische Seele einst nicht bloß der Mutterchooß des Schönen, des Zierlichen, des Gefälligen, sondern auch des Großen und des Gewaltigen war.

Ein halbes Jahrtausend ist verflossen, seit der Wanderer Dante müde zusammensank, um fern der Heimat den Todesschlaf zu schlummern. Aber horch — die Zeit ist um, es erklingen die Glocken von Florenz, vom Dantegrab in Ravenna schwebt ein unsichtbarer Geisterzug nach der Arnostadt. Der Verbannte, der Flüchtling Dante kehrt endlich heim, und die Verheißung erfüllt sich, die wir aus seiner Dichtung an die Spitze dieser Zeilen gestellt: am Quell, der ihn getauft, empfängt er den Kranz der höchsten Ehren.

Und diese Festglocken von Florenz, sie finden ein Echo überall, und mehr vielleicht als irgendwo finden sie es in deutscher Brust. Freudigen Antheil nimmt, der Tagesfehde vergessend, das deutsche Volk an der Festfreude des Landes, das doch immer jedes edel gestimmte deutsche Gemüth am meisten liebt nach dem eigenen. Zu den Gräbern, über welchen deutsche und italische Hand sich freundlich und friedlich im Geiste begegnen soll, gehört das Grab des großen Ghibellinen, das Grab des Dante.

Bogumil Goltz.

(1866.)

Es gibt keine verkannten Genies. Wenn Verstandniß und Urtheilskraft unter den Menschen auf ein kleinstes Maß geschwunden, so wirkt noch leise ein gewisser Instinct für das Bedeutende. Laßt die Beurtheiler sich in Absurditäten gegen ein echtes Werk der Dichtung oder der Kunst erschöpfen, es macht sich doch zuletzt, wie in der Geschichte und im Leben, so in der Werthschätzung des Bedeutenden ein Gesetz des Ausgleichs geltend, und man weiß oft ebenso wenig, wie das bescheidene Gute, das man zu übersehen schien, zu der ihm gebührenden Rangstufe gelangt ist, als man angeben kann, wohin die geräuschvoll ansetrommelte Mittelmäßigkeit geschwunden ist. Oft bleibt ein tüchtiger Mann mit seinem Verdienst Jahrzehnte lang im Hintergrunde. Er zählt einzelne Verehrer, aber im Ganzen spricht man wenig von ihm. Wir geben ihn verloren; aber eines schönen Morgens erblicken wir ihn auf hohem Piedestal, bestrahlt vom vollen Lichte, und wir sehen, daß er nichts versäumt hat.

Wer hat bis vor wenigen Wochen in den Blättern der österreichischen Capitale auch nur ein einziges mal den Namen Bogumil Goltz gelesen? Welches seiner Werke ist

von einem dortigen Kritiker gewürdigt worden? Man mußte glauben, er sei dort wenig gekannt, und er war es vielleicht auch. Aber das erwähnte Gesetz des Ausgleichs machte sich geltend. Der rechte Augenblick war gekommen. In drei Tagen wußte die ganze Residenz, Bogumil Goltz sei ein berühmter Mann.

Freilich, man merkte es den Lobrednern an, daß sie von der Bedeutung des Gastes, der plötzlich unter ihnen erschien, waren überrumpelt worden. Er electricirte sie bei der ersten Berührung mit den am meisten zu Tage liegenden Seiten seines Wesens: sie wollten ihm gerecht werden und ersetzten durch Enthusiasmus für die Totalität dieser Erscheinung die noch mangelnde Kenntniß des Details. In der Eile geschah es auch, daß sie den neuen Wein auf Flaschen mit alten Etiketten zogen. Sie nannten den Gast einen Humoristen, ihn, den ernsthaftesten Schriftsteller von ganz Deutschland. Sie fanden ihn witzig und geistreich, ihn, der über die „Unausstehlichkeit der Geistreichen“ ein langes Capitel in einem seiner Werke geschrieben. Um geistreich zu sein, besitzt Bogumil Goltz zu viel Herz, und um Einfälle zu haben, ist er zu gedankenvoll.

In diesem Augenblick ist Goltz der bedeutendste unter den deutschen Prosaiskern. Wodurch errang er sich diese Stellung? In Bezug auf die Form seiner Werke dadurch, daß diese spontan und überall durch die Sache bestimmt ist; in Beziehung auf den Inhalt seiner Werke dadurch, daß sie einen wirklichen Inhalt haben. Woran es immer am meisten gebricht, sind originelle Geister, Schriftsteller, die wirklich etwas zu sagen haben, die einem innern Drange

folgen, die aus einer einheitlichen, sichern und dabei bedeutenden Weltanschauung, Ueberzeugung und Stimmung heraus-schreiben. Einen solchen Schriftsteller haben die Franzosen noch an Michelet, die Amerikaner an Emerson, die Deutschen an Bogumil Goltz. — Männer dieser Art haben ihre Schwächen. Man wirft ihnen vor, sie wiederholten sich in ihren Werken. Ja, sie thun es, und würden sich gern noch viel öfter wiederholen, denn sie finden, daß man sie, trotz dieser beständigen Wiederholungen des Wesenhaften, nur halb versteht. Sie sind einseitig, sagt man; aber sie sind es mit halber Absicht, weil sie die Betonung, die sie auf das legen, worauf es ihnen für den Augenblick am meisten anzukommen scheint, nicht abschwächen wollen durch eine pedantische Gerechtigkeit in der Vertheilung von Accenten, und weil sie sich als geistige Kräfte fühlen, die, wie die mechanischen, es nur dann zu einer großartigen Wirkung bringen können, wenn sie unablässig in einem Sinne, in einer Richtung wirken.

Goltz hat, wie Emerson, spät angefangen, für die Deffentlichkeit zu schreiben. Es konnte dies nicht anders sein bei Männern, deren Bestes in der wunderbarsten Beherrschung und Vergeistigung des Erfahrungsmäßigen beruhen sollte. Nachdem Goltz als Oekonom sein Mannesalter verlebt, ging er auf Reisen, und entladet jetzt, als rüstiger, frischer, liebenswürdiger Greis, die geistige Electricität, mit der er sich in der Atmosphäre des Lebens gesättigt, in kräftigen Strömungen und Geistesblitzen.

Unser Zeitalter ist ein im höchsten Grade unphilosophisches. Dies geht so weit, daß alles Gedankenhafte, selbst

wenn es gar nicht speculativer Natur ist, auf die Köpfe der Zeitgenossen verwirrend und befangend wirkt. Wenn überdies Gleiches nur durch Gleiches, Verwandtes durch Verwandtes erkannt wird, so würde es, bei der Verschiedenheit der Goltz'schen Denkart von der landläufigen und modernsten, mit der Anerkennung unseres Denkers ohne die Nachhilfe jenes „Instinktes für das Bedeutende“ übel bestellt sein. Sind es doch die ewigen Rechte des Herzens, des Gemüthes, für die er eintritt in einer Zeit des vorwiegenden Profanverstandes und der Schulvernünftigkeit. Der Gegensatz von Natur und Geist, von Sinnlichkeit und Vernunft, von Barbarei und Civilisation, von Naturalismus und Schematismus, von Divination und Wissenschaft — diese Mächte und ihr Widerstreit, ihre Polarität und ihr beständiger Ausgleich, auf welchem die Geschichte und das Leben beruht, sind der Mittelpunkt seines Gedankensystems. Er begreift sie nicht in ihrer speculativen Tiefe, denn er gewinnt, ein Antäus, seine Stärke durch die Berührung mit dem mütterlichen Boden der Erde, der Empirie; aber er erfaßt und deutet von diesem Standpunkte aus mit genialem Blick das Kind und den Erwachsenen, das Weib und den Mann, das Volk und die Gebildeten, die Völker des Südens und des Nordens, und stattet seine Charakteristiken mit einem so immensen Reichthum scharfsinniger Beobachtungen und geistiger Beziehungen aus, daß man gezwungen ist, die Goltz'schen Werke von dieser Seite als eine nicht bloß in der deutschen, sondern in der gesammten Literatur einzige Erscheinung zu bezeichnen.

Eigenthümlich ist das Verhältniß, in welches sich Goltz zur Kunst und Poesie stellt. Er hat ein wunderbares Ge-

fühl für die unmittelbare Poesie der Natur und des Lebens, aber die durch Vers und Reim, durch Klang und Farbe vermittelte betrachtet er im Ganzen mit mißtrauischen Augen. Er wirft den Poeten und Literaten vor, daß sie die heiligen Herzensmysterien schamlos profaniren und ausplaudern, und schämt sich zuweilen auch für seine Person, daß er Schriftsteller ist. Goltz ist eine ganz specifisch norddeutsche Kernnatur: herb und streng, gemüthsvoll, aber nicht phantastisch erregbar, nicht ästhetisch gestimmt, nicht angehaucht von der Klang-, Farben- und Formenfreude des Südens, wie sie schon im südlichen Deutschland, an den Schwellen der romanischen Kunstatmosphäre sich ankündigt . . .

Wir können diese Zeilen, geschrieben in dem Augenblicke, in welchem der Held derselben sich eben anschickt, als Vorleser leibhaftig vor unser Publikum zu treten, nur mit der Aufforderung an die geneigten Leser schließen: Gehet hin und ihr werdet einen Mann finden, der euch wirklich etwas zu sagen hat. Dieser wird euch nicht vorlesen, was ihr auch im Conversationslexikon oder in einem andern Buche findet. Aber wenn ihr ihn gehört und gesehen, so laßt euch durch den Menschen für den Denker, durch den Vorleser für den Schriftsteller begeistern; und wenn euch der Becher gemundet, so sucht den Keller auf und erquickt euch aus dem Vollen am „Buch der Kindheit“, am „Jugendleben“, an den Büchern von den „Frauen“, vom „Volke“, von den „Deutschen“, von der „Bildung und den Gebildeten“, an den „Typen der Gesellschaft“, an den „Feigenblättern“.

Ueber den Pessimismus im Stadium der Tobsucht.

Dr. Lanner hielt vor Jahren eine Vorlesung in einem Berliner wissenschaftlichen Verein, in welcher er sagte: „Unsere Generation hat zu viel Nerven und zu wenig Nerv.“ In der That, wir sind ein sehr nervöses Geschlecht geworden. Mit dem Pessimismus ist bei uns eine krankhaft gereizte Stimmung eingerissen, und mit der gereizten Stimmung die Schrulle.

Eine gewisse Classe von „nervösen“ Polterern nimmt erstaunlich zu. Wem sind sie nicht im täglichen Verkehr schon unzähligemal begegnet, jene Gereizten, jene Verbitterten, jene rasenden Rolande des Weltschmerzes und des Pessimismus, welche den arglosen Mitmenschen unter den Katarakten ihrer Beredsamkeit begraben, unablässig donnernd gegen die Verderbniß der Zeiten, gegen Gott und die Welt im Allgemeinen und gegen alles Mögliche im Besonderen?

Eine Zeit lang hört man sie mit Vergnügen; denn sie besitzen nicht selten Geist und Suada: sie sagen manches Treffliche, dem man gerne zustimmt. Allmählig aber geht das Pathos ihrer Rede in ein leidenschaftliches Lärmen und Toben über; man sieht zuletzt mit Bedauern, daß sie von

ihren Gedanken besessen, dämonisch besessen sind, daß sie einseitig sind im höchsten Grade, und daß sie die Fähigkeit verloren haben, auf einen Gegenstand, oder auf einen Gedanken, der nicht gerade in der Strömung der ihrigen liegt, unbefangen und ruhig einzugehen. Jedes Empfinden erhitzen sie so lange im Glutofen ihrer kranken Subjectivität, bis es fast nur mehr ein pathologisches Interesse hat, und jeden Gedanken treiben sie so lange einer paradoxen Spitze zu, bis er zur Schrulle wird.

Wie in den persönlichen Umgang, so schleicht ein gereizter, polternder Ton dieser Art sich hie und da auch in die Journalistik ein. Man findet namentlich in süddeutschen Blättern Theater- und Bücherrecensionen, deren Leidenschaftlichkeit in der That schon ein wenig an Tobsucht grenzt.

In unserer Literatur ist das Beispiel dieser Heftigkeit des Tons zuerst durch Schopenhauer gegeben worden. Ihn hat in der Kunst des Scheltens und Polterns seither kaum einer übertroffen; und mit dem leidenschaftlichen Tone geht auch bei ihm die Schrulle Hand in Hand. Es genügt ihm z. B. nicht, die schon an sich ziemlich schrullenhafte Ansicht auszusprechen, daß man lateinische und griechische Autoren nicht mit deutschen, sondern nur mit lateinischen Anmerkungen herausgeben dürfe; er findet nöthig, deutsche Noten zu alten Classikern als eine „Schweinerei“ und eine „Infamie“ zu bezeichnen, und daß man sie duldet, ist ihm eine „rückfichtsvolle Niederträchtigkeit“. (Barerga II. § 261.) Es genügt ihm nicht, einfach zu sagen, daß er eine Idiosynkrasie gegen den Bart habe: er wüthet an verschiedenen Stellen der „Barerga“ gegen denselben, und an einer dieser Stellen

behauptet er, nicht im Scherz, sondern in bitterem Ernst, der Bart sei „obscön“, als „Geschlechtsabzeichen mitten im Gesicht“, und die Polizei solle ihn verbieten (§ 238). —

Im Grunde sind wir Zeitgenossen alle von dieser Nervosität angekränkt, und wir theilen uns nur mehr in solche, die sich gehen lassen, und in solche, die sich noch ein wenig beherrschen.

Wohin käme es, wenn der Autor die Briefe, die er in der ersten Aufwallung an böshafte und leichtfertige Recensenten schreibt, wirklich absendete, statt sie zu zerreißen, und wenn der Dichter die Epigramme, die er auf pöbelhafte oder vertrackte Gesellen macht, veröffentlichte, statt sie in sein Pult zu verschließen? —

In der That es käme zu weit, wenn wir nicht der Mäßigung uns umsomehr befließigten, je mehr wir uns der nervösen Reizbarkeit und Schwäche des Gemüthes bewußt sind.

Ich verlange nicht, daß wir Leisetreter sein sollen. Wer entledigt sich nicht gern einmal durch ein Kernwort, selbst durch einen Cynismus einer drückenden Stimmung? Aber eben weil die Versuchung so nahe liegt, sollen wir ihr zu widerstehen trachten, um ihre Befriedigung nicht zur Gewöhnung, zur Manier entarten zu lassen. Man lasse einer Kraftphrase freien Lauf, wo sie durchaus hingehört; man vertheidige mit scharfer Waffe die reine gesunde Wahrheit, aber nicht jede Schrulle: zur Schrulle aber wird, wie schon gesagt, selbst die Wahrheit, wenn man sie mit leidenschaftlichem Uebereifer auf eine paradoxe Spitze treibt.

Ich bewahre in meiner Erinnerung das Bild eines ehrwürdigen und sympathischen Mannes, bei welchem die

Erscheinung des „tobsüchtigen Pessimismus“ nicht einen widerwärtigen Eindruck machte, weil sie nicht aus egoistisch-persönlichen Leidenschaften hervorging, sondern aus einem Zwiespalt der inneren Natur — weil sie zur Symptomatik einer Krankheit gehörte, die weder den Intellect noch den Charakter compromittirte.

Ich meine den verstorbenen Bogumil Golz, mit welchem ich nur kurze Zeit, aber in um so lebhafterem persönlichen Verkehr stand.

Ist es erlaubt, den Inhalt eines mündlichen Verkehrs der Oeffentlichkeit preiszugeben? Ein ehrlicher Mensch darf es. Gewissenhafteste Treue — und nur diese — kann solchen Mittheilungen Werth und Berechtigung verleihen. Ich stieß kürzlich wieder auf das Manuscript meiner Tagebücher aus jener Zeit (1866), und diesen entlehne ich wörtlich die folgenden Blätter, mit Auslassung desjenigen, was durchaus vertraulicher Natur war.

Golz war, um Vorlesungen zu halten, auch nach Graz gekommen, wo ich eben ein paar Sommermonate zubrachte. Erfreut, den Autor, der mich gerade damals so sehr fesselte, daß ich seine Werke im Reisekoffer mit mir führte, persönlich nahe zu wissen, schrieb ich ein Feuilleton über ihn in der Localen „Tagespost“.

Noch denselben Tag erhielt ich einen Besuch von ihm.

Er trat bei mir ein mit den Worten: „Ich heiße Golz.“

„Wie komme ich zu der Ehre?“ fragte ich, angenehm überrascht, aber in einiger Verlegenheit.

Vielleicht war der Ausdruck ungeschickt. Aber Menschen welche zur Zurückgezogenheit verurtheilt sind, finden eben nicht

immer gleich das rechte Wort, wenn ein Fremder unversehens in ihre Stube fällt.

Golz blieb sofort, hoch aufgerichtet, an der Thüre stehen, begann sich zu ereifern, und kanzelte in unaufhalt-samem Redeflusse mich herunter ob jener „conventionellen Redensart“, wie er es nannte, sich dergleichen verbittend.

Während ich ihm den Sitz anbot, sagte er, er komme zu mir, weil er gehört, daß ich mich für ihn interessire, und weil er meinen „Ahasver in Rom“ auf der Reise kennen gelernt.

Er hatte kaum sich niedergelassen, so war er auch schon in mediis rebus. Er lief wie ein siedender Kessel über. Anfangs ergözte es mich, die kernige Suada, die ich aus den Büchern des Mannes kannte, nun mündlich sich ergießen zu sehen. Immer mehr aber entfernte der sprechende Golz sich von dem gedruckten, den ich kannte. Er ließ sich gehen. Er zeigte sich im Negligée seiner Gedanken. Immer gewagter wurden seine Behauptungen, immer drastischer seine Ausdrücke, immer leidenschaftlicher seine Geberden.

Er gesticulirte lebhaft, schnalzte mit den Fingern auf eine eigenthümliche geräuschvolle Weise, schlug sich eben so geräuschvoll klatschend vor die Stirn, kniff den Mund ein, drückte die Augen zu, zog die Stirnhaut in eine einzige Falte zusammen. Dabei entwickelte er die ganze Kraft seiner gewaltigen Stimme. Er sprach vom ersten Augenblick an ohne Unterbrechung fort, und sprang beständig, ohne ersichtlichen Zusammenhang, von einem Thema zum andern über.

Auf unsere deutsche Literatur kommend, bezeichnete er sie ganz und gar als einen „Scandal“, und analysirte zu-

nächst die Werke Goethe's und Schiller's, zeigend, daß sie „bar alles gesunden Menschenverstandes“. Von Goethe ließ er noch die Lieder gelten, aber die Dramen und Romane desselben Dichters verurtheilte er aufs Unbarmherzigste. Es sei darin kein einziger wirklicher Mann zu finden; Alles, was geschehe, sei rein absurd, unwahr; Personen, die uns der Dichter als gescheidt vorführen wolle, sehe man durchaus unsinnig, unzweckmäßig, unmotivirt und lächerlich handeln. Auch den Faust bezeichnet er als einen „Sammerkerl“: nachdem er sich durch einige schöne Redensarten eingeführt, bestehe seine ganze weitere Thätigkeit darin, daß er dem Gretchen zu einem Kinde verhelpe. . . . Im zweiten Theil bringe der Dichter die hellenische Welt in die deutsche hinein, was „nicht den geringsten Sinn“ habe. In formeller Beziehung sei das Alles recht hübsch, dem Inhalte nach aber über die Maßen absurd. Goethe habe sich hier ins Allegorisiren verloren, was der größte Mißbrauch sei, den Einer von seinen Dichtergaben machen könne. Was Schiller betrifft, so sei es dieser, von welchem unsere moderne poetische Sprache, unsere Redensarten, unser Pathos stammt; aber der Mann sei nicht im Stande gewesen, eine einzige Figur zu individualisiren. Auch bei ihm sei Alles „Unsinn“: keine Spur von Lebenswahrheit, von Menschenkenntniß. Seine ideale Richtung sei schätzbar, aber den ideellen Gehalt in den natürlichen Dingen aufzuzeigen, den höheren Sinn und Geist derselben zu deuten, das habe er nicht im Geringsten verstanden.

Ich fragte ihn, warum er noch niemals in seinen gedruckten Werken so freimüthig über Dichter und Dichtwerke sich ausgelassen? Er erwiderte, noch sei die Zeit für ihn

nicht gekommen, mit solchen Dingen öffentlich herauszurücken; für den Augenblick gelte es, ein wenig „politisch“ zu verfahren. Erst solle man ihn selber anerkennen; wenn er die gebührende Stellung errungen, dann werde er mit seinem Donnerwetter dareinfahren und die ganze Misère unserer Literatur schonungslos aufdecken. Er werde damit anfangen, zu zeigen, wie erbärmlich es gerade um unsere Besten bestellt ist.

Mit etwas mehr Achtung als von diesen unseren „Besten“ sprach er von Hamann und von Jean Paul, den er gründlicher als irgend Einer gelesen zu haben versicherte.

Wir kamen auf sein autobiographisches Idyll, „Ein Jugendleben“, das schönste und lebenvollste seiner Werke, zu sprechen. „Sehen Sie,“ sagte er, „dies Buch habe ich mit meinem Blute, mit meinem „Nahrungssafte“ geschrieben. Es hätte 10 Auflagen erleben sollen; aber wissen Sie, welches Buch statt seiner die zehn Auflagen erlebt hat? Freitag's „Soll und Haben“. Nicht einmal die jetzt erschienene zweite Auflage hat der Verleger aus eigenem Antriebe veranstaltet. Ich war eben in Leipzig, als Marggraff starb, da hielt ich für seine Hinterbliebenen, die nicht so viel hatten, ihn zu begraben, eine Vorlesung, die achtzig Thaler einbrachte. Da B. hierdurch günstig für mich gestimmt war, so benutzte ich die Gelegenheit und interpellirte ihn: „Was ist's? Sie haben mein „Jugendleben“ fünfzehn Jahre; ist denn noch keine Rede davon, es dem Publikum neu vorzuführen? Meine Stellung hat sich doch inzwischen verändert; ich bin berühmter geworden!“ Aber der Mensch, der natürlich ganz nur Buchhändler ist, machte Schwierigkeiten; es seien noch 300 Exem-

plare auf dem Lager. Da versprach ich ihm das Werk umzuarbeiten; er solle ein förmlich neues Buch erhalten, das ganz gewiß ziehen werde. Zuletzt stellte er 600 Thaler Honorar in Aussicht, knüpfte aber die Auszahlung auch noch an die Bedingung, daß erst 600 Exemplare der neuen Auflage abgesetzt sein müßten.“ —

Es klang besser und die Summen rundeten sich stattlicher, wenn er von den Zeiten sprach, wo er noch nicht geistiger Arbeiter war, sondern als Dekonom das Feld mit Kindern pflügte. Seine Frau, erzählte er, sei die Tochter eines Millionärs gewesen; mit 100,000 Thalern habe er seine Landwirthschaft begonnen; einen Theil des Vermögens habe er gerettet, aber er habe für viele Verwandte zu sorgen und einige Nichten auszustatten. Nun sehe er sich genöthigt, als Schriftsteller und Vorleser materielle Erfolge anzustreben. Das Bewußtsein, durch seine Schriften sich einen Namen zu machen, oder durch sie auf die Menschen zu wirken, genüge ihm nicht mehr, besonders da er diese Wirkung selbst sehr gering anschlage. Dreißig Jahre nach seinem Tode werde man es freilich beklagen, daß ein Kerl wie er nicht mehr lebe, aber was habe er davon?

Es sind harmlose Aeußerungen, die ich da wiedergebe, aber auch sie wurden mit leidenschaftlicher Wärme vorgebracht, und mit so lauter Stimme, daß die Fensterscheiben klirrten und die Personen in den Nebengemächern Nervenzufälle bekamen.

Nach einstündigem Verweilen sich erhebend, um ins Theater zu gehen, äußerte Golz, das Schauspiel sei ihm Bedürfniß; er studire da, was auf die Leute wirke, und wie

es wirke. Auch seien ihm die localen Arten des Humors, wie sie in der Pöppe sich ausdrücken, besonders interessant, weil neu.

Als ich ihn hinausgeleitete und wir ein Gemach durchschritten, in welchem eben meine Mutter mit einer befreundeten Dame sich aufhielt, stellte ich ihn den beiden Frauen flüchtig vor. Aber der von geistiger Electricität vollgeladene Goltz entlud sich überall im Vorbeigehen wie eine wandelnde Gewitterwolke. In einem Schwall von Donnerworten begann er zu klagen über die „Verkehrtheit“, über die „Absurdität“, mit welcher man in Wien ihn aufs Aeußerste geärgert hatte bei Einladungen zum Mittagessen und sonstigen Bewirthungen. Da habe man beispielsweise die „grenzenlose Dummheit“ begangen, ihm unmittelbar nach der Suppe nicht etwa ein warmes Stück Fleisch, sondern etwas Kaltes vorzusetzen. Nun frage er, ob man einem „alten Kerl“, wie ihm, zumuthen könne, nach der warmen Suppe sogleich einen kalten Bissen zu schlucken, und sich den Magen jämmerlich zu verderben? Und wenn er sich auf irgend eine Speise gefreut, so habe man ihn zuvor mit allen möglichen Dingen abgefüttert, und erst nachdem man ihm den Magen bis zur Ueberladung vollgestopft, erst nachdem er schon die sämmtlichen Schüsseln, und die Einladung, und die Hausfrau selber zum Teufel gewünscht, dann erst habe man aufgetragen, worauf er sich gefreut und woran er gewöhnt sei. Er frage nochmals, ob dies die Art sei, einen alten Kerl zu behandeln?

Wie humoristisch hätten diese Klagen aus dem Munde eines gutmüthigen Polterers geklungen! Goltz sprach sie

mit dem Ernste eines düstern Fanatikers. Mit seiner hohen Gestalt, den blitzenden grauen Augen, den finsternen Brauen, stand er da wie ein predigender Wiedertäufer, etwa wie der „Bäcker von Harlem“, der Graubart

„Mit dem erglühenden Aug', den getniffenen Lippen, der mächtig
Sich aufwölbenden Stirn,“ —

für dessen Gestalt im „König von Sion“, (welcher mich zu jener Zeit beschäftigte) ich in der That die äußeren Züge von Goltz entlieh.

Diese vorläufigen Herzensergießungen waren, wie sich später zeigte, dem Inhalte nach nur unbedeutende Präludien gewesen — Präludien, an welchen nichts auffallend war, als das Mißverhältniß zwischen den Dingen und dem für den Ausdruck derselben aufgewendeten Ungeftüm. Und doch fühlte ich, nachdem Goltz sich entfernt hatte, eine Abspannung, die kaum größer sein konnte. Goltz eine Stunde lang sein Herz ausschütten zu hören, ließ auch den Gesunden seine Nerven empfinden. Das beständige Peroriren wie auf der Kanzel oder Bühne, das heftige Schreien, das sprunghafte Aufgreifen aller möglichen Gegenstände, die paradoxe Uebertreibung, das Alles verwirrte, betäubte, ermüdete um so mehr, je größer der Antheil war, den man dem Manne entgegenbrachte. Das Gefühl des Mitleids kam dazu, ein edles Gemüth, einen gedankentiefen Geist sich unablässig in leidenschaftlichen Paroxysmen krümmen und winden zu sehen.

Goltz hatte mich eingeladen, ihn Abends nach dem Theater noch in seinem Hotel zu besuchen. Ich hatte dies ablehnen müssen, hielt es aber um so mehr für meine Pflicht, am folgenden Morgen zu ihm zu gehen. Er hatte mir gesagt,

daß er bis 10 Uhr Morgens zu treffen sein würde. Ich ging also vor Ablauf dieser Stunde hin. Als mir beim Eintreten ein Wort von „schuldigem Gegenbesuch“ entchlüpfte, begann er sogleich wieder über die „leidige Convenienz“ zu fluchen, und über die „Unsitte der Gegenbesuche“ im Allgemeinen, zu welcher sich Jeder, auch ohne, wie ich, ausdrücklich aufgefordert zu sein, verpflichtet glaube. In dem kleinen Zimmerchen könne er ja Niemand recht empfangen, auch sei des Morgens nicht aufgeräumt u. s. w.

Ich hatte mich bei Goltz mit dem Vorsatze eingefunden, mich seinen Ergüssen gegenüber nicht mehr so passiv wie bei der ersten Unterredung zu verhalten, sondern zu erproben, wieweit man denn wohl durch besonnene Gegenrede auf ihn beruhigend einzuwirken vermöchte. So sagte ich ihm denn jetzt in halbem Scherz, derjenige, der zumeist auf Convenienz halte, sei er selbst, sonst würde er sich nicht so sehr darüber ereifern, seine Besucher nicht mit größerem Ceremoniell empfangen zu können.

Er achtete nicht darauf und versuchte von anderen Dingen zu sprechen bis er völlig in eine donnernde Standrede gegen die „Gelehrten“ sich verlor. Ich wandte ein, Gelehrte müsse es geben. „Nein! tausendmal nein!“ rief er doppelt gereizt; „es muß keine Gelehrten geben!“ — „Ein Bursche“, fuhr er fort, „der es fertig bringt, hinzugehen, sich in die Wissenschaften zu vergraben und eine Gelehrten- oder Lehrerlaufbahn einzuschlagen, den vermöge er nimmermehr für einen rechten Menschen zu halten.“

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es nicht Allen in jungen Jahren so gut würde, wie ihm selbst, mit 100,000 Thalern

Fonds den freien Herrn auf eigener Scholle zu spielen, daß schon um des Erwerbes willen Mancher den Beruf des Gelehrten und Lehrers zu ergreifen genöthigt sei. Das fuhr er fort aufs Heftigste zu bestreiten. Durch gar nichts in der Welt dürfe der Mensch sich zu einem solchen Berufe verleiten lassen; eher müsse er verhungern. Er für seine Person, erzählte er, sei einmal in seiner Jugend, als Jemand ihn veranlassen wollte, eine Beamtenkarriere einzuschlagen, in die furchtbarste Wuth gerathen, und habe den Rathgeber allen Ernstes bedroht, wenn er ein Wort dieser Art noch einmal über die Lippen lasse, werde er ihm den Bauch von unten bis oben aufschlißen.

Auch dies erzählte Goltz nicht etwa mit der ruhigen Ueberlegenheit, mit welcher der Greis auf eine jugendliche Tollheit zurückblickt, sondern mit der ganzen wiedererwachten Erregtheit jenes längst entschwundenen Augenblicks und mit den Geberden eines Tobsüchtigen.

Er erzählte hierauf aus seiner Jugend noch andere Beispiele von Heftigkeit und wilder Leidenschaftlichkeit, namentlich aus seinen landwirthschaftlichen Lehrjahren, wo er den Vorgesetzten gegenüber mit den fürchterlichsten Drohungen des „Niederstechens“ und „Bauchausschließens“ immer zur Hand war. „Ich habe“, sagte er, „unzählige Duelle gehabt, habe meinem Lehrer einen Stoß gegen die Herzgrube gegeben, habe einen Kerl einmal mit lauter Reden zum Umsinken gebracht. Ich bin auch einige male auf der Festung gefessen.“ Ich möge also von ihm nicht verlangen, daß er zahm und ruhig von Dingen rede, die ihn empören, und über die er verrückt werden könnte.

Ich warf ihm ein, daß man doch wohl mehr die Natur und das Schicksal als die Menschen anklagen müsse; diese könnten sich ja den Bedingungen des Lebens nicht entziehen, und wenn beispielsweise der Stand der Gelehrten der Art sei, daß er das naive Leben der Seele beeinträchtige, so sei dies um so schlimmer für die Gelehrten selbst, man müsse sie bemitleiden, es sei ja doch nicht ihre Schuld . . .

„Ich weiß es!“ rief er; „es ist auch nicht die Schuld der Wanze, daß sie stinkt und doch stinkt sie. Wenn ich z. B. sage, der Schauspieler ist ein schamloser Lump, ein Mensch, der seine Eingeweide dem Publikum vorzeigt, da antworten die Leute ebenfalls: „Ja, es muß doch auch Schauspieler geben!“ Nein, sage ich, in des Teufels Namen, es muß keine geben! — Und wenn ich sage: Eine Tragödie ist im Grunde der crasseste Unsinn, den man sehen kann, so meinen die Leute ebenfalls ganz erschrocken, es müsse doch auch Tragödien geben! Nein! es muß nicht, es muß nicht, es muß durchaus nicht!“ —

„Seien Sie“, gab ich scherzend zurück, „nicht intoleranter als der liebe Gott selber, der die Gelehrten und die Schauspieler und die tragischen Poeten alle mit einander nicht bloß duldet, sondern sogar erschaffen hat!“ —

„Toleranz!“ schrie er auf; „Toleranz! was ist Toleranz? Was ist Liebe, von der wir so viel Aufhebens machen! Unsinn! Verdammtter Unsinn! und dabei die niederträchtigste Heuchelei! Ich sage Ihnen, Alles ist Heuchelei: Liebe, Glaube, Alles! — Da verlangt man z. B. von mir, ich solle an die Gottheit Christi glauben, und die meisten Menschen heucheln, und stellen sich als ob sie daran

glaubten. Aber kann das ein vernünftiger Mensch? Kann ich einen Menschen für Gott halten, von dem ich innerlich überzeugt bin, daß ich in vielen Punkten geschiedter bin als er? Ich glaube an nichts, an gar nichts; weder an eine Unsterblichkeit der Seele, noch an einen Gott, wie ihn die Leute sich denken — obgleich mir die Bibel die liebste Lectüre ist.“

Wieder kam er sodann auf die Literatur, insbesondere auf Schiller zurück. „Ist es nicht zum wahnsinnig werden,“ zeterte er mit heftigen Geberden, „daß es Leute gibt, die Schiller für einen Dichter halten? Wenn man die Goethe'schen Lieder für Poesie hält, was sie wirklich sind, wie ist es möglich, auch „Zu Macheu in seiner Kaiserpracht,“ oder „Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich“ für Poesie zu halten? Das ist nichts als Phrase, Pathos, Spiel mit poetischen Formen.“

Lessing, der vielgerühmte Lessing, kam noch übler weg. Ich hob die Klarheit dieses Classikers hervor. „Ja, Klarheit!“ schrie Goltz; „ein klarer Dummkopf war Lessing; ein klarer Kopf aus Seelenlosigkeit!“

„Ich bin der wahre Faust des Jahrhunderts!“ sagte er mir dann u. A., „nicht der Goethe'sche. Der ist nichts, der hat nichts gethan, als einem Mädel ein Kind gemacht. Das kann ich auch. Heute noch. In Goethe's „Faust“ ist nichts Geschiedtes, als was der Teufel sagt, und das ist Herr Goethe, wenn er Hämorrhoiden hat . . .“

„Ich beglückwünschte Goltz zu dem Erfolge, den er kurz vorher in Wien gehabt. Er schüttelte den Kopf und sagte, ich könne mir nicht vorstellen, was er dort für Nerger habe

schlucken müssen. Es seien je 200—300 Personen zu seinen Vorlesungen gekommen, aber was wolle dies sagen bei einer Bevölkerung von 700,000 Menschen? Uebrigens hätten die Wiener und ihre Lebensweise ihn empört, vornehmlich ihr naturalistisches Treiben und ihr Carneval. Er habe ihnen gesagt: „Sechs Wochen Carneval wollt ihr haben und freut euch darüber und tänzelt und springt? Sechs Wochen Carneval — und seid doch das ganze Jahr hindurch Hanswürste und oberflächliche Nacker!“ — Das tolle Wesen auf Maskenbällen habe ihn krank gemacht. Er habe gefürchtet den Kopf zu verlieren. Er sei in einen schrecklichen Zustand gerathen, wenn man ihn irgendwohin mitgeschleppt.

Ich fragte ihn, wie ihm die dortigen Journalisten gefallen hätten?

„Das ist eine Gewissensfrage!“ meinte er. Ich wünschte insbesondere über ein paar dortige Feuilletonisten, die ihm wohlwollten und die sich öffentlich stark für ihn verwendet hatten, seine Meinung zu hören. Er antwortete mit ein paar ganz treffenden Bemerkungen.

Ich wagte noch eine „Gewissensfrage“: wie er es bei seinen herben, schroffen Gesinnungen doch fertig bringe, Personen gegenüber, die auf seinen Erfolg Einfluß hätten, und die er nicht immer wirklich achte, den Gemäßigten zu spielen, ihnen seine „Aufwartung“ zu machen, auf höflichem Fuße mit ihnen zu verkehren?

Eben dies, erwiderte er, daß er um des Zweckes willen, den er sich vorgesetzt, nämlich für liebe Angehörige zu sorgen — 9000 Thaler habe er schon beisammen, er

wolle nur die 10,000 vollmachen — die Menschen oft schonen müsse, ja daß er mitunter sich verstellen, lügen müsse — das eben reibe ihn innerlich auf, und er entschädige sich für den auferlegten Zwang durch die Ausbrüche die ich an ihm kennen gelernt . . .

Immer mehr übermannte ihn wieder sein gährendes Gemüth, immer tiefer sprach er sich wieder hinein in Grimm und leidenschaftlichen Eifer, wobei seine ungemein wuchtige rechte Hand immerfort convulsivisch zitterte.

Zwischendurch wurde er auf Augenblicke plötzlich weich, zog mich einmal sogar an sich und küßte mich, ohne daß ich den Grund seiner Rührung hätte errathen können. In einem solchen weicheren Momente versicherte er mich auch, daß er trotz seiner Verbissenheit und Heftigkeit doch nicht von bössartiger Natur sei. Er thue Niemand etwas zu Leide. Seine Frau, die ein „Prachtweib“ sei, und die er sich aus innigster Neigung erkoren, habe in manchen Augenblicken, wenn ihn die Eigenthümlichkeiten der Weibernatur reizen, viel von seiner Heftigkeit auszustehen; immer aber suche er sie dann wieder zu versöhnen, indem er sie versichere, daß es ja nicht so böse gemeint gewesen, worauf sie zu antworten pflege: „Wenn du mir einmal in deinem Zorn den Kopf abreiße, kannst du mir ihn vielleicht wieder aufsetzen?“ —

Nachdem Golz während dieser Gespräche seinen Anzug völlig beendet hatte, verließen wir gemeinsam den Gasthof. Die Dienstleute des Hauses, welchen das Loben und Schreien im Gemache des wunderlichen Fremden nicht entgangen sein konnte, standen verblüfft da und grüßten mit

scheuen, lauernden Blicken, aber auch mit einem nicht ganz verhaltenen Lächeln auf den Lippen. Er dankte in einer schroffen, schier unfreundlichen Art, wie er denn überhaupt in seinem ganzen Wesen gegen die „Leute“ etwas äußerst Herbes und Strenges hatte.

Auf dem Wege sprach er davon, daß er eine unglaubliche Menge von Manuscripten fertig habe, aus welchen er ein Buch über das andere herstellen könnte; gerade das Eigenthümlichste und Tiefste seiner Anschauungen habe er noch gar nicht veröffentlicht.

Wiederholt war ich in den folgenden Tagen noch mit Golz zusammen. Immer höher stieg das psychologische Interesse, das er mir einflößte, immer höher das Mitleid mit seiner leidenden Natur.

Die Grazer und das österreichische Volk überhaupt, ich meine die untere, ungebildete Classe, erfreute sich seines Beifalls nicht. „Das ist ein Gemisch“, sagte er, „von allen möglichen Rassen; das hat gar keinen Typus, keinen Charakter; die brauchen noch ein Jahrhundert, bis sie schlechte Menschen werden — denn jetzt sind sie noch Biester!“ —

Damit meinte er vermuthlich bloß die Diener seines Hotels, denn sonst verkehrte er ja nicht mit den unteren Classen, und sein excentrisches Wesen, sein Todtenrichtergesicht, sein immer zornsprühendes, rollendes Auge, das Alles mußte so zu sagen versteinern, wie ein Medusenhaupt, auf die Volksseele wirken, wenn er irgendwo ihr einmal gegenübertrat.

Die materielle Arbeit des Jahrhunderts fand an ihm einen nicht weniger strengen Beurtheiler als die geistige.

„Gehen Sie zu einem Goldarbeiter,“ sagte er mir einmal, „zu einem Optiker und sehen Sie, was die Menschen Feines auszuführen im Stande sind. Ist es nun nicht zum rasend werden, daß eben dies erfindungsreiche Menschengeschlecht noch nicht dahin gelangt ist, eine Art von Knöpfen zu erfinden, die am Gewande festsitzen und nicht schon nach ein paar Tagen wieder zu baumeln anfangen?“ — Mit nicht geringerem Grimme donnerte er gegen die allzu niedrigen Sophas der Gegenwart, und gegen die verkehrte Art, die Wäsche zu reinigen, und gegen hundert andere Dinge des täglichen Bedarfs und Lebens.

Erreichte die Aufregung bei Goltz den höchsten Grad, so entlud er sich in Cynismen, und es gab dann Augenblicke, wo ihm kein Gegner mehr seiner Pfeile würdig schien als der liebe Gott selber. Dann erging er sich in Ausdrücken, die nicht wiederzugeben sind, und für welche man selbst bei Fischart oder Scarron sich vergeblich nach Parallelen umsehen würde. Er belegte dann Gott — den „Gott der Leute“ natürlich — mit Titeln, welche nicht einmal ein Sterblicher auf sich sitzen läßt, so lange es ein bürgerliches Gesetzbuch gibt; er ertheilte in Beziehung auf ihn dem Teufel Aufträge, die dieser schwerlich auszuführen den Muth haben wird, und jenem selbst muthete er Dinge zu, deren verblühten Ausdruck man höchstens in alten Ritterstücken entschuldigt. Im Uebrigen wollte er den Gott sich nicht nehmen lassen, und zwar bestand er auf dem persönlichen. „Ich würde keinen Gott respectiren,“ sagte er, „der keinen St— hätte. Ich würde ihn fragen, wie er sich unterstehen könne, ohne das nothwendige Organ des Thronens zu existiren?“

Der Cynismus und zwar gerade der haarsträubendste, ist ein so allgemeines, so wesentliches, so charakteristisches Ingrediens jener Art von tobsüchtiger Verbitterung, die hier geschildert wird, daß es die Natur fälschen hieße, wollte ich diesen Pinselstrich aus dem Gemälde hinwegwischen.

„Was sagen die Leute von mir?“ rief Goltz einmal aus. „Die Einen halten mich für einen Halbgott, die Andern für verrückt, noch Andere für gar nichts, und sie alle zusammen . . .“ Natürlich lief der Satz wieder aus in eine cynische Spitze.

Die Lizenzen und Extravaganzen, durch welche eine arme Seele, eine innerlich gequälte Natur sich Luft zu machen sucht, erinnern ein wenig an die Ungeberdigkeiten des Kindes, daß sich im Zorn auf den Boden hinwirft und mit den Füßen um sich schlägt. In der Regel haben sie wenig gemein mit eigentlichem Titanenstolz und prometheischem „Göttertroß“ . . .

Als Goltz einmal die Aeußerung fallen ließ: „Ja, die Welt ist eine Puscherei!“ so war ich gewissermaßen überrascht. Er schalt und tobte gewöhnlich nur über Dies und Das, über ganz bestimmte Dinge, wobei die Dinge so ziemlich alle nach einander an die Reihe kamen. Aber eine eigentlich pessimistische Aeußerung über das Weltganze war aus seinem Munde eine Seltenheit. Längst hatte ich bemerkt, daß er vom Gefühl des allgemeinen Weltelends zwar innerlich durchdrungen, ja beherrscht, besessen, aber viel zu sehr Naturalist und Empiriker, viel zu wenig des Abstrahirens und Speculirens fähig war, um sich zu dem philosophischen Gedanken des Pessimismus zu erheben. Er fühlte als

Pessimist; aber er dachte nicht eigentlich als solcher, wenigstens nicht immer und nicht mit klarer Bewußtheit.

Anknüpfend an jene erste allgemein-pessimistische Aeußerung, die ihm mir gegenüber entschlüpft war, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß doch er selbst in seinen Büchern, ganz besonders aber in seinem „Buch der Kindheit“, das Poetische, Schöne, Beglückende der Welt und des Daseins, wie kaum ein Anderer gepriesen und verherrlicht habe. Darauf gab er zur Antwort, es seien in ihm „sechs bis sieben“ verschiedene Personen, welche seine Werke schreiben. Alles, was er geschrieben, sei wahr und unwahr, Weisheit und Unsinn zugleich, wie die Bibel, die das absurdste und zugleich das göttlichste aller Bücher sei . . .

Mit diesen Worten rückte er schon dem eigentlichen Geheimniß seines innersten Wesens näher.

In der That, es war der Widerspruch in ihm selbst, was ihn unglücklich, unwirsch, ungeberdig machte. Es war das vergebliche Ringen, einen Ausweg zu finden aus dem Labyrinth der Gedanken, die in seinem Gehirne sich kreuzten. Man muß sich da vor Allem an das unerschöpfliche, immer wiederkehrende Thema seiner Schriften erinnern. Das große Problem der Civilisation, der Gegensatz von Naturalismus und Bildung, von Natur und Geist, von Verstand und Herz — dieser Gegensatz und Widerstreit im concreten Leben beschäftigte Bogumil Goltz unablässig und ausschließlich, wie Jeder weiß, der die Goltz'schen Bücher kennt. Und dies Problem blieb ungelöst, dieser Widerstreit unausgeglichen in seiner Seele.

„Bilde ich mich“, rief er einmal in seiner drastischen Weise aus, „so bin ich ein Hundsfott; bilde ich mich

nicht, so bringt mich wieder die Natur um — und so kommen wir aus der Verlegenheit nie heraus! —

Das war's: er donnerte gegen den Naturalismus des „Volks“, und wieder donnerte er gegen die „Bildung“ und die „Gebildeten“, er donnerte gegen die Renommisterei des Verstandes, und wieder gegen die Schwärmerei des Herzens: aber die rechte Mitte wußte er nicht anzugeben, weil er sich selbst nicht darüber klar geworden war. Nicht mit den Extremen hatte er es zu thun, sondern mit den Gegensätzen als solchen, und diese erschienen ihm unverföhnlich. Seine, wie schon gesagt, der Abstraction unfähige, durchaus nicht speculative Natur blieb stecken im Concreten und im Widerspruche desselben; versagt war ihm der Trost einer ideellen Versöhnung. Der Wirbel von Gedanken in ihm, die er als gleichberechtigt empfand, und die sich doch widersprachen, verwirrte ihn und nährte in ihm das ungestüme Feuer, das ihn verzehrte.

Es würde zu weit führen, auf diesen Punkt hier näher einzugehen. Hier handelte es sich ja nur um die Schilderung einer gewissen typischen Eigenart des äußeren Gebahrens. Wer für sich den Umriss des merkwürdigen Mannes, von welchem ich spreche, ergänzen will, der greife nach den Schriften desselben, die zu dem wirklich Tiefen und Gehaltvollen gehören, was wir in der Gattung reflectirender Prosa aufweisen können und dessen nicht allzu viel ist, denn wir Deutsche haben Geist fast nur in Feuilletons, selten in Büchern.

In dem, was ich von Goltz hier mitgetheilt, wird man vielleicht manches Kraftwort ergötzlich finden; das Krank-

hafte der Uebertreibung, die leidenschaftliche Maßlosigkeit der Form wird man entschuldigen, wenn man sieht, wie der Mann gelitten als ein geistiger Kämpfer und Krieger, dem es schier den Kopf verrückte und das Herz brach, daß die dialectischen Widersprüche und „Antinomien“, welche schon im Bereich der reinen Begriffe von Vielen für unlöslich gehalten werden, im Bereich des realen Lebens nur noch greller hervortreten.

Wendet man von dieser innerlichst gequälten, leidenschaftlichen Seele sich zu Denjenigen, bei welchen die Verbitterung nicht, wie hier, durch den inneren gedanklichen Zwiespalt einer edlen und tief angelegten Natur hervorgerufen ist, sondern durch kleinliche persönliche Leidenschaften, durch äußerliches Mißgeschick, durch ungestillten Ehrgeiz, vermißte Anerkennung, Haß, Neid, Aerger über fremden, wirklich oder vermeintlich unverdienten Erfolg, so wird man auch diese Classe von polternden Pessimisten noch des Mitleids werth, ja fast zu entschuldigen finden — tout comprendre c'est tout pardonner —, aber ein weit unerquicklicheres Schauspiel gewähren sie doch, und ganz unleidlich werden sie, wenn sie das öffentliche Richteramt in literarischen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Dingen an sich reißen. Ob jene persönlichen Gefühle berechtigt sind oder nicht, ist dabei gleichgiltig. Im einen wie im andern Falle werden solche Gemüther über die Schranken der Gerechtigkeit hinausgerissen werden und zu ruhiger, unparteiischer, vorurtheilsloser Abwägung fremder Leistungen unfähig sein. Wessen Geist und Gemüth verbittert und vergrämelt und verschroben ist, der lege, wie „geistreich“ er auch im Uebrigen sein mag,

die kritische Feder bei Seite; wer befangen ist von Leidenschaften und nicht fähig in das Gedanken- und Empfindungsleben eines Andern einzugehen, der mißtraue seiner nervösen Natur und halte sich nicht für unfehlbar; er tobe, wie Goltz, sich aus zwischen seinen vier Wänden, aber er gebe die Ausbrüche seiner verbitterten, vergrämelten oder verschrobener Subjectivität nicht öffentlich von sich als Orakelsprüche kritischer Weisheit.

Die Waldsängerin.

I.

Ich war — erzählte mir ein Freund — noch ein junger Mensch von wenig über zwanzig Jahren, Studiosus der Philosophie, aber schon als Lyriker in ein paar Almanachen hervorgetreten, und hatte mich soeben über die Sommerferien bei einem Better in der ländlichen Umgebung der Hauptstadt K. eingemietet, in einem Dachstübchen, das schmale Fensterchen, aber aus diesen schmalen Fensterchen eine weite prächtige Aussicht hatte.

Eines Abends spät wollte ich nach einem ermüdenden Gebirgsausfluge mich eben zu Bette begeben, als ich Jemand ungestüm die schwanke hölzerne Treppe heraufpoltern und an meine Thür klopfen hörte.

In demselben Augenblick stürzte, ohne mein „Herein!“ abzuwarten, auch schon ein blonder Jüngling von ungefähr gleichem Alter mit mir selbst, aber durch sprühende Augen und eine Art von Mähne ausgezeichnet, die seinem Kopfe etwas Löwenartiges gab, mit leidenschaftlicher Hast in mein Gemach.

Ich erkannte in ihm einen alten Schulkameraden wieder, den ich seit Jahren aus den Augen verloren, und der, wie

ich inzwischen vernommen, mit dem Feuer seines Naturells, das mir von der Schule her recht wohl erinnerlich war, sich ganz in die Arme seiner Lieblingsmuse, der Tonkunst, geworfen hatte.

„Endlich gefunden!“ rief er athemlos und in Schweiß gebadet, während das dicke hellbraune Gelock in wirren Strähnen um seine Schläfe flog.

„Höre, Freund,“ fuhr er fort, in der Mitte des Zimmers stehend, „Du mußt mir einen großen Gefallen thun! Mach' mich nicht unglücklich und sag' nicht nein! — Einen Text mußt Du mir schreiben! Den Text zu einem großen dramatisch-symphonischen Tonwerke, „Tristan und Isolde“ betitelt. Heute Mittags, nach Beendigung von Immermann's herrlichem Epos, habe ich diesen Plan gefaßt, und den ganzen Nachmittag bin ich umhergelaufen, um Dich aufzustöbern in Deiner Verborgenheit! Mir brennt der Kopf — ich mußte noch heute mit Dir sprechen!“ —

Ich hatte beim Eintritt des jungen Mannes den einen Fuß, mit welchem ich eben das Bett hatte besteigen wollen, zurückgezogen, war während seiner Anrede in die schon abgelegten Beinkleider geschlüpft, und beantwortete nun die hastig hervorgestoßenen Worte des späten Ankömmlings lächelnd mit der Frage:

„Bist Du ein Jude, lieber Freund?“

„Warum?“ sagte er betroffen.

„Weil man,“ versetzte ich, zum Scherz aufgelegt, denn ich fand den nächtlichen Ueberfall drollig — „weil man musikalische Texte nicht für die Ehre schreibt, unter den jugendlichen Componisten Deutschlands aber, wie mir ein Opern-

textschreiber sagte, höchstens die vom Stamme Israels in der Lage zu sein pflegen, ein Libretto gebührendermaßen zur Hälfte voraus, zur Hälfte nach Empfang baar zu bezahlen!"

Er erblaßte. Aber mein schalkhaftes Lächeln beruhigte ihn ein wenig, und nachdem er von dem ersten Schrecken, in welchen mein grausamer Scherz ihn versetzt hatte, sich erholt, erledigte er die Honorarfrage vorläufig dadurch, daß er mir die unerhörtesten Tantiemen zusicherte, die seiner Zeit bei den Aufführungen von „Tristan und Isolde“ als ein goldener Regen sich über mich ergießen sollten.

Dann setzte er mir, lebhaft in dem Stübchen auf- und abgehend, seine Ideen in Beziehung auf den Text und die Composition des geplanten Tonwerks auseinander.

Des Betters Hahn krächte zum dritten Male, als der junge Tonkünstler, nach endlich erhaltenem entschiedenem Jawort von meiner Seite mich begeistert ans Herz preßte und mit demselben Ungestüm fortstürmte, mit welchem er bei mir eingetreten war.

Von diesem Tage an blieb ich mit Othenio — so hieß mein Freund — in lebhaftem Verkehr. Er kam gelaufen zu allen möglichen Stunden des Tages, spät Abends und im Morgengrauen, ja, mehr als einmal erschien er in schwülen, sternenhellen Nächten, wenn eben sein Gehirn auf den Siedepunkt gerathen, oder ihm ein neuer Gedanke für den Text von „Tristan und Isolde“ durch den Kopf geschossen war, vor meiner Behausung, weckte mich mit einer Handvoll Sand, die er gegen die Scheiben des Fensters warf, und ich mußte dann aus dem Fenster eine Stunde lang mit ihm plaudern, oder gar mich ankleiden und im Mondschein mit ihm durch das nahe gelegene Wäldchen schweifen.

Oft besuchte auch ich ihn, in einem Landhause, das er gleichfalls bei Verwandten, in einem romantischen Waldthale, eine halbe Stunde von meinem Asyl entfernt, den Sommer über bewohnte.

Das Landhaus war reizend; an einer breiteren Stelle des Thales gelegen, stand es, obgleich in der Entfernung von einigen hundert Schritten von Wäldern umgeben, fast den ganzen Tag weiß und freundlich im Sonnenschein da. Vom Sopha in Othenio's Stube sah man durchs Fenster hinaus in das dichte lebendige Grün der Gartenbäume und weiterhin des hochstämmigen Nadelwaldes. Das Haupteinrichtungstück der Stube war natürlich ein Flügel, über welchem an der Wand die Bilder Beethoven's, Bach's, Schumann's und Chopin's, der fanatisch verehrten Lieblingsmeister Othenio's, hingen.

In Liebe und Haß ungestüm, sprach Othenio niemals anders als mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit über Kunst und Künstler. Oft spielte er mir auf dem Piano Stücke seiner geliebten Meister vor, überstürzte aber in seinem Feuereifer Alles derart, daß ich selten einen ruhigen und reinen Genuß davon hatte. Er sang mir überdies Lieder, ja halbe Opern vor, entwickelte aber auch hierbei eine solche Leidenschaftlichkeit, daß das angestrengte Organ ihm in der Regel sehr bald den Dienst versagte und der ganze Rest hernach mehr gekrächzt als gesungen wurde. Das heilige Feuer loberte in ihm so stark, daß er mir oft den Eindruck machte, als könne er jeden Augenblick explodiren, und vor meinen Augen in Rauch und Dampf aufgehen. Auch seine eigenen Klavier- und Gesangscompositionen gab er mir zu hören und ich verfehlte nicht, die wildgährende,

wirklich geniale Kraft darin zu bewundern. Aber welchen Anblick bot er selber bei solcher Gelegenheit! „Die ambrosischen Locken wallten ihm vorwärts,“ wie dem Zeus bei Homer, fielen über sein Gesicht und bedeckten es, so daß nur die großen, funkelnden Augen dazwischen hervorlugten. Und war er dann so recht im Zug, so sang er, mit dem ganzen Leibe sich im Takte wiegend, die Oberstimme mit, gab bei jeder interessanten Wendung, wenn es ein Orchesterstück war, die Instrumente an, welche hier eintraten, seufzte und ächzte um die Wette mit dem Pianoforte, unter dessen Gedröhne das stille Waldthal erzitterte.

Sein lebhaftes Künstler-Temperament verrieth sich auch in den zum Theil sehr verwunderlichen Anweisungen, die er für den Spieler unter die Noten seiner Compositionen setzte. Da stand z. B. zu lesen: „entrückt,“ — „mit unbändiger Leidenschaft,“ — „sich wieder gehen lassend,“ — „zuversichtlich,“ — „in tollem Rasen,“ — „schwülwonnig,“ — „schwirrend,“ — „wie gestampft,“ — an einer Stelle sogar: „mit Ekel.“

Er warf seine musikalischen Eingebungen in genialer Unordnung auf einzelne Blätter, und niemals gab er sich die Mühe, irgend eine Titelüberschrift für ein vollendetes Clavierstück zu erfinden, sondern setzte lieber einige Verse darüber, die mit der Grundstimmung des Tonstücks in Harmonie standen.

Eines Morgens saßen wir beide, uns sonnend, auf einem niedrigen Zaun, der den großen Hausgarten von dem mit halbwüchsiger Körnerfrucht bestandenen Ackerfelde des Nachbars schied. Es war ein wundervoller Tag. Wir tranken den Würzduft der hohen Gräser und Kräuter tief in uns, wiegten

uns auf dem Zaune, wie ein paar Hänflinge und sah den Mutterhenne nebst ihren unzähligen, überaus drolligen Küchlein zu, die sich gackernd und glucksend zwischen den dichten grünen Halmen des Feldes tummelten. Jenseits des Ackers stand der Wald den Abhang hinan. Hinter den ersten Bäumen sah man eine Gruppe von Soldaten beisammen stehen, auf Blaseinstrumenten tutend. Sie gehörten dem Musikcorps der städtischen Garnison an und pflegten so ziemlich alle Tage in den Wald zu kommen, um sich da freier zu üben, ohne zu ahnen, daß sie gerade hier einen feinsinnigen Musiker mit ihren nicht immer reinen Tönen in Wuth versetzten.

Othenio runzelte auch schon bedenklich die Stirn, als ein etwa dritthalb Jahr altes Knäblein in Sicht kam, mit einem Kopf, groß und rund wie ein Kürbis, das Söhnlein des Wirthes in einer nahe Waldschenke. Es war in den Garten hereingetrippelt, stand in einiger Entfernung und glözte uns an mit einer Kindertrompete in der Hand.

„Der Bube da,“ sagte Othenio ernst, „ist auch ein Musikgenie!“ — Ich lachte. Othenio fuhr aber lebhaft fort: „Ein Musikgenie! — Jeden Morgen kommt er in mein Zimmer und hört mir sehr aufmerksam zu, wenn ich am Piano sitze und spiele. Findet er mich nicht im Zimmer, sondern etwa im Garten, so wartet er geduldig halbe Stunden lang, steif und stumm auf einem Flecke stehend, wie Du ihn da siehst, die Trompete in der Hand, und läßt mich nicht aus den Augen, bis ich mich anschicke, in meine Stube hinaufzugehen. Dann torzelt er sachte hinter mir drein, die Treppen hinauf, bis ans Piano. Ich spiele ihm hernach

meist Schumann's romantische Phantasie, Op. 17, oder die „symphonischen Etüden“ vor, denn für die tieferen und grandioseren Arbeiten dieses Meisters scheint er eine besondere Vorliebe zu haben.“

Ich lachte wieder. Aber Othenio wiederholte nachdrucksvoll, in gehobenem Tone: „Eine besondere Vorliebe! Er pflanzt sich neben dem Piano auf, horcht zu, guckt mir bald auf die Finger, bald bückt er sich und richtet sein Augenmerk auf meine Füße und auf das Pedal, als ob er darüber ins Klare kommen wollte, wie und wodurch ich denn eigentlich das ganze Tongebrause zuwege bringe. Die Hände auf dem Rücken scheint er ganz Ohr zu sein; plötzlich aber bringt er eine der auf den Rücken gelegten Hände mit der Trompete zum Vorschein, setzt diese ganz sachte an den Mund und versucht bescheidenlich einen einzigen leisen Ton, ohne Zweifel in dem Bemühen, aus seinem Instrumente doch auch so etwas Aehnliches, wie ich aus meinem Tonwerkzeuge, herauszubringen. Dann hört er wieder zu, immer mit so sinniger, verständnißfönniger Miene, — lache nicht, ich bitte Dich, — daß ich überzeugt bin, es ist ihm nicht gleichgültig, ob ich ihm Sachen von Gewicht zu hören gebe, oder leichte Salonwaare. Denn als ich neulich versuchsweise einen gewissen banalen Modewalzer anschlug, begann er unruhig zu werden und flüsterte: „Heimgehen!“ — Ich mußte ihm die Thüre öffnen und er trippelte mit seiner Trompete von dannen. Ich wiederhole es: „Ein feimendes Tongenie! meinen Kopf setz' ich zum Pfande!“ — hier faßte mich Othenio scharf und fest ins Auge, ob ich nicht etwa lächle — „ich habe mich auch bei den Eltern des Knaben schon

erboten, ihn auszubilden für die Kunst. Wenn er nur endlich einmal reden und mich verstehen lernte, der Kunge!"

„Die Muse der Tonkunst scheint also diesem Thale absonderlich geneigt!“ bemerkte ich.

„Ja wohl“, versetzte er. Und nach einer Pause, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, wiederholte er lebhafter und mit einem gewissen mysteriösen Ausdruck: „Ja wohl, lieber Freund, ja wohl! — Du weißt aber noch lange nicht Alles!“

Und nun erzählte er mir mit seinem gewohnten Enthufiasmus allerlei Wunderliches von einer merkwürdigen, geheimnißvollen Stimme, die sich seit einiger Zeit in der Umgegend vernehmen lasse. Von den waldigen Abhängen des Thales herunter und aus den dichtesten Waldgründen heraus, erzählte er, werde zuweilen ein heller Discant vernehmlich, aber nur in abgerissenen Phrasen, oder in lange ausgehaltenen, anschwellenden und verhallenden Tönen, regellos und doch eigenthümlich bestrickend. Diese Stimme mache schon ein gewisses Aufsehen im ganzen Thale; Spaziergänger aus der Stadt, die sie vernähmen, blieben horchend stehen und verlören sich dann im Walde, um dem Ursprunge derselben nachzuspüren. Aber es sei noch Niemandem gelungen, die geheimnißvolle Sängerin von Angesicht zu Angesicht zu schauen, obgleich es auch nicht an wunderlichen, ganz unglaubwürdigen Behauptungen des Gegentheils fehle: die Einen wollten dies, die Anderen Anderes gesehen haben, Holzhauer hätten gar versichert, es sei ein junger Herr, der im Walde so singe und tririlire — er habe sogar schon mit ihnen gesprochen; ein junger Mensch sei es, mit langen blonden Haaren — vermuthlich ein Studiosus.

„Man müßte indessen die Ohren eines Holzhauers haben“, fügte Othenio erregt hinzu, „wenn man das Mädchenhafte jener wundersamen Stimme auch nur einen Augenblick zu verkennen im Stande wäre. Und wenn die Stimme wirklich in Zusammenhang stände mit jenem blondlockigen Jüngling, den die Holzhauer gesehen, was ich dahin gestellt sein lasse — nun, dann ist der Jüngling eben ein verkleidetes Mädchen! Du brauchst den Gesang nur ein einziges Mal zu hören, lieber Freund, um mir vollkommen Recht zu geben!“

Mein eigenes Interesse war durch diese Erzählung in ungewöhnlichem Grade erregt worden, und ich wünschte lebhaft, die räthselhafte Sängerin selbst zu vernehmen, wozu mein Freund mir auch alle Hoffnung gab, wenn ich nur etwas länger bei ihm verweilen wollte.

Er sprach dann wieder viel von seinem dramatisch-symphonischen Tonwerk. Anfangs, sagte er, habe es ihm noch immer an der rechten Inspiration gefehlt. Aber seit jene merkwürdige Stimme sich hören lasse, sei es wie ein neuer Geist über ihn gekommen, sei die Romantik, die Poesie, und fast auch die Liebe bei ihm eingezogen.

Die Sonne war schon hinter den Wipfeln des wie ein grüner Wall jenseits der Thalstraße sich erhebenden Nadelholzwaldes hinabgesunken. Ich war genöthigt aufzubrechen und den Heimweg anzutreten.

Othenio citirte das schöne indische Sprichwort: „Bis ans Wasser muß man geleiten wen man lieb hat!“ und ging mit mir bis an den Steg, der den Bach in der Mitte des Thals hart neben der Straße überbrückte. Da

blieben wir eine Weile stehen, um Abschied zu nehmen, geriethen aber neuerdings ins Plaudern.

Der Abend war überaus mild und angenehm, die Luft würzig und labend. Im Thale lag schon tiefe Dämmerung, aber weiße Wölkchen, von der scheidenden Sonne rosig angehaucht, flatterten über dem schweigenden Walde.

Da stieg plötzlich aus dem stillen Tannengrunde ein heller, süßeinschmeichelnder Ton wie eine Rakete in die Luft.

Wir verstummten, wechselten einen freudigen Blick und tauschten. —

Die seelenvollen Töne wiederholten sich, steigend, fallend, einzelne Liedphrasen, dann wieder Naturlaute wie der Aufschrei eines Vogels, und doch in eigenthümlicher Weise sympathisch anmuthend — ganz wie mein Freund es beschrieben hatte.

Dann war Alles wieder still. „Was hältst Du davon?“ fragte Othenio, nachdem eine kleine Zwischenpause vergeblichen Tauschens verstrichen war.

„Es ist die Stimme eines Mädchens,“ sagte ich mit Ueberzeugung; „daran ist kein Zweifel.“

Othenio lächelte und verabschiedete sich funkelnden Auges mit warmem Händedruck von mir. Und bevor ich noch aus dem dämmernden Waldthal hinausgelangt war auf den breiten Weg in der Ebene, hörte ich hinter mir den Sturm von gewaltigen und leidenschaftlichen Klängen erbrausen, den der erregte Freund, ins Landhaus zurückgekehrt, in den Saiten seines Flügels entfesselte.

II.

Othenio versäumte nicht, im Laufe der nächsten Woche mir fleißig weitere Nachrichten von der Waldfängerin zu geben, und häufig genug klirrte auch der Sandwurf aus seiner Hand an mein Fensterchen in vorgerückter Sommer-nachtstunde.

Seine Versuche, der Geheimnißvollen auf die Spur zu kommen, blieben noch immer vergeblich.

Ließ er an einer einsamen Stelle im Wald sich nieder, so wurde die Stimme oft auf einmal ganz in der Nähe vernehmlich. Oder sie klang aus der Ferne und kam näher und entfernte sich wieder, schien ihn neckisch zu fliehen, sobald er mit ungestümer Hast sich anschickte, sie zu verfolgen. Bald klang sie aus Schluchten oder tiefem Dickicht, bald wieder von sonnebeglänzten, mit niedrigem Gebüsch bedeckten Hängen herunter.

Ganz und gar war sie der schalkhaften Nymphe Echo zu vergleichen, die sich hier und dort vernehmen läßt, die man aber vergebens zu haschen sucht.

Aber daß sich das geheimnißvolle Wesen zu dem jungen Tonkünstler in eine Beziehung setze, war kaum mehr zu bezweifeln.

Aus den abgerissenen Melodiephrasen der Sängerin hörte er unverkennbar Stimmen der Sehnsucht, der Liebe heraus, die sich an ihn zu wenden schienen, die ihm klangen, als würden sie ihm vertraulich ins Ohr geflüstert, und die unmittelbar zu seinem Gemüthe sprachen.

Zuweilen fing er solche Phrasen am Piano auf, ergänzte sie, setzte sie fort, variierte sie, gestaltete sie zu reizenden Phantasien. Wie Schumann sich wohl auch ein Thema von seiner geliebten Clara geben ließ, um es nach allen Regeln der Kunst aufs Schönste auszuarbeiten, so verfuhr Othenio mit Themen seiner geliebten Waldsängerin.

Dafür scholl ihm dann auch manches mal ein warmes „Sei bedankt, du lieber Schwan!“ oder sonst ein entsprechendes Liedfragment zurück, ein hingeworfenes Arienmotiv, aber stets ohne Worte.

Er suchte auch durch ganz besonders herzwinnende, zärtliche Weisen, wenn er die Waldsängerin in der Nähe wußte, die Aufmerksamkeit derselben zu erregen. Das Heinfelt'sche „Si oiseau j'étais“, und die Ges-dur-Stüde (aus Opus 25) von Chopin, sowie die Nummer 2 aus dem zweiten Heft des damals eben erschienen „Buch's der Lieder“ von Robert Volkmann, ließ er mit besonderer Vorliebe bei solcher Gelegenheit von seinem Piano in die Stille des Waldthals hinauserklingen, wiederholt versichernd, diese drei Clavierstücke seien unbedingt die reizendsten, die es gebe, wenigstens für Liebende. Er spielte sie gern in der hier gegebenen Ordnung hinter einander, indem er behauptete, sie bezeichneten aufs Schönste den Stufengang der Liebe: holde Schwärmerei, muthiges, ahnungsvolles Liebewerben, brünstige Liebesentzündung.

Selbstverständlich versäumte er auch nicht, Melodien zu spielen und zu singen, deren bekannter Text zu unmittelbarer Verständigung dienen konnte, so daß er im Stande war, der geheimnißvollen Freundin ganz bestimmte Dinge zu sagen,

und da er seinerseits bald jeden Ton der Waldfängerin zu deuten wußte, so spielte in Fragen und Antworten, Reden und Gegenreden ein kleiner Roman für ihn sich ab, in welchem es sogar an kleinen Eifersüchteleien, an zärtlichem Schmollen und Grollen, an Vorwürfen und Wiederveröhnungen nicht fehlte.

Eines Tages polterte er, wieder athemlos und in Schweiß gebadet, in mein Gemach und berichtete mir, er habe — sie gesehen!

In die Stadt sei er morgens gegangen, erzählte er, und habe, durch die Hauptstraße schlendernd, ein Mädchen erblickt, dessen wunderbares Auge einen Moment lang mit unbeschreiblicher Innigkeit dem Seinigen begegnete, das aber, als er es schärfer ansah, mit sanftem Erröthen sich abwendete und seine Schritte beschleunigte.

„In meinem Herzen“ sagte er, „jubelte es: Das ist die Waldfängerin! Ich konnte nicht einen Augenblick zweifeln. In den Augen dieses Mädchens lag die schöne, unwiderlegliche Bestätigung alles dessen, was mir die geheimnißvolle Stimme im Walde zugerant, zugefungen und zugejauchzt! Es waren dieselben Worte, dieselben Dinge, in die Sprache der Augen übersetzt! — Ich folgte dem Mädchen, sie schlug den Weg gegen den Markt ein, der leider eben von Menschen wimmelte. Plötzlich fuhr mir der Hund einer Hökerin, ein verdammter häßlicher Köter, dem ich im Gedränge vielleicht auf den Schwanz getreten, bellend gegen die Wade und verbiß, als ich mit einem Fußtritt ihn abwehrte, sich in das Tuch meines Beinkleids; die Hökerin selbst erhob ein Gezeter und erging sich zuletzt meinen Flüchen gegenüber in Schmä-

worten, eine dichte Gruppe von Gaffern wuchs aus dem Boden und grinste — es war zum Tollwerden! Endlich brach ich mir Bahn durch die Menge, aber die Spur des Mädchens war verloren, unwiederbringlich verloren — Straßen auf, Straßen ab rannte ich wie besessen — vergebens!“

„Blinder Eifer schadet nur!“ versetzte ich mit der überlegenen Ruhe und skeptischen Besonnenheit, in welcher die Freunde eines Verliebten sich zu gefallen pflegen. Aber Othenio hatte nur ein Lächeln für meinen Gemeinplatz und wiederholte an den folgenden Tagen fleißig seinen Morgen-Spaziergang durch die Straßen der Stadt. Es gelang ihm vorläufig nicht wieder, des Mädchens ansichtig zu werden. Er mußte sich nach wie vor begnügen, ihrer Stimme im Walde zu lauschen, sich in Klängen mit ihr zu unterreden. War er nun doch so weit, daß die Holde ihm überall entgegenkam, aus allen Sternen ihm winkte, aus allen Blumen ihm lächelte, aus allen Wassern ihm rauschte . . .

Süß und schmerzlich war es ihm zugleich, unablässig auf ihrer Spur zu sein, und zuletzt doch immer wieder enttäuscht zu werden, wenn er das schöne Bild haschen wollte.

In meiner Liedermappe fand er einige Strophen, die er mit großer Freude aufgriff, sofort in Musik setzte und nicht müde werden konnte zu singen:

Suchte lange dich im Walde,
Wähnte schon dein Kleid zu sehen,
Doch es war nur einer Taube
Weißer Flügel im Gebüsch.

Wähnte deinen Gruß zu hören;
 Doch es war nur das Geflüster
 Eines Bächleins, das mit Blumen
 Plaudernd, über Kiesel rann.

Zwischen Zweigen sah ich blendend
 Deine gold'nen Haare blinken:
 Doch es war ein Sonnenblitz nur,
 Der sich durch die Wipfel stahl.

Und ich glaubte schon zu wittern
 Deines Odems wonnig Wehen:
 Ach, ein Hauch nur, duftbeladen,
 War's, der von den Linden kam.

Sank zuletzt in süße Träume,
 Träumte deinen Kuß zu spüren:
 Aber ach, es war der Lenz nur,
 Welcher lächelnd mich umfing.

Was der zarte Liebesroman dem jungen Künstler an Zeit raubte, das gab er ihm an Stimmung zurück. Die Composition von „Tristan und Isolde“ nahm bei allem far niente amoroso des Lieddichters einen erstaunlich schleunigen, gedeihlichen Fortgang.

So verstrichen wieder ein paar Wochen, da kam Othenio mit neuer Kunde zu mir, fieberisch erregt wie immer. Er trug einen halbwelken Strauß in der Hand, den er mir von Weitem entgegenhielt.

Gelegentlich wieder die Spur der Sängerin im Walde verfolgend, hatte Othenio einen Jüngling bemerkt, der, vom waldigen Abhange herabkommend, den Thalmweg einschlug, offenbar um in die Stadt zurückzukehren. Dieser Jüngling entsprach auffallend der Beschreibung, welche die Holzhauer

von dem jungen Menschen gemacht hatten, den sie im Walde gesehen, von dem sie behaupteten, daß er der Besitzer jener feinen, hellen Stimme, die man in der Umgegend aus dem Walde heraus vernehme.

Es dunkelte bereits, und Othenio konnte das Gesicht des in ziemlich weiter Entfernung vor ihm Einhergehenden nicht sehen; aber das lange, blonde Haar, die feinen, schlanken, durchaus weiblichen Formen, Gestalt, Größe, Haltung erinnerten ihn an das Mädchen, das er in der Stadt bemerkt und über den Markt verfolgt hatte.

Fest entschlossen, der räthselhaften Erscheinung bis in die Stadt, bis ans Thor ihrer Behausung zu folgen, hielt er sich im Uebrigen absichtlich in der gemessenen Entfernung von ihr, mit Recht besorgend, daß sie, wenn sie ihn gewahr würde, nicht Stand halten, sondern ihm gelegentlich entweichen würde.

Einmal schien es Othenio, als ob der Jüngling sich flüchtig umgesehen hätte, und als ob er darauf seinen Weg mit etwas beschleunigten Schritten fortsetzte.

Nach einiger Zeit ließ derselbe einen Blumenstrauß fallen, den er bis dahin in der Hand getragen hatte.

Othenio's Herz begann zu pochen, und nachdem er die Stelle erreicht hatte, wo der Strauß am Boden lag, bückte er sich und hob denselben mit Andacht auf, wie ein Heiligthum, als ein holdes Liebeszeichen, das, wie er wohl merken mußte, nicht so von ungefähr in den Staub der Straße gefallen . . .

Die Seele geschwellt von Liebesentzücken, blies er den Staub von dem Strauße und steckte ihn vor seine Brust.

Als dann aber wieder sein Blick die Mädchengestalt im Jünglingsgewand suchte, die durch das Thal vor ihm hergeschwebt, da war sie verschwunden.

Sie mußte rechtshin in die Büsche geschlüpft sein, die noch hart vor dem Ausgange des Thales vom Berghang sich bis zum Thalweg herunter erstreckten.

Bergebens warf er sich selbst auch ins Dickicht; die Schatten der sinkenden Nacht vereitelten seine Bemühungen und er mußte nach einer halben Stunde vergeblichen Umherstreifens sich auf den Heimweg machen.

Aber nicht ohne die süße Trophäe des Waldblumenstraußes! — Er zog denselben immer wieder aus seiner Brust hervor, wies mir ihn und küßte ihn vor meinen Augen wiederholt.

„Was zum Teufel aber mag sie veranlassen“, rief er aus, „ihre Person so hartnäckig vor mir zu verbergen? mich anzulocken und sich mir doch stets zu entziehen? Wozu diese geheimnißvolle Vermummung?“

Und nun erging er sich in allen möglichen romantischen Vermuthungen über die Absichten, die das Mädchen haben konnte, sich in männlicher Verkleidung zu zeigen.

„Wenn sie nun einmal die romantische Passion hat“, sagte ich, „singend durch die Wälder und durch die Thäler zu schweifen, so liegt es doch nahe genug, daß sie sich in männliche Kleider steckt, um unbekümmert und unbehelligt zu bleiben!“ —

Ich war recht gespannt darauf, wohin das Alles noch führen sollte.

III.

Ein paar Tage verstrichen, und ich lag eben im tiefsten Mitternachtschlaf, als ein starkes Geklirr des Fensters mich aufschreckte — Othenio stand draußen und diesmal war unter seinem ungeduldigen Sandwurf die Fensterscheibe in Trümmer gegangen.

Aber die Ungeduld des Freundes war diesmal auch mehr als je zu entschuldigen. War er doch in der glücklichen Lage, mir zu berichten, daß er der völligen Enthüllung des Geheimnisses wieder näher, ja ganz nahe gekommen. Soviel erfuhr ich noch am Fenster; jetzt ging ich zu ihm hinunter, wir begaben uns in das nahe monderhellte Wäldchen, und da begann er wie folgt:

„Ich schlenderte,“ sagte er, „von einem unbestimmten, räthselhaften Drange getrieben, wieder in den Straßen der Stadt umher. Plötzlich — denke dir mein freudiges Erschrecken! — erblicke ich dicht vor mir die nun schon wohlbekannte, liebe Gestalt der Waldfängerin in ihrer Verkleidung! fast in demselben Augenblicke aber verschwindet sie auch schon im Thor eines Hauses. Ich schlüpfte rasch in dasselbe Haus, natürlich entschlossen, ihr bis an die Thür der Wohnung zu folgen. Ich trete so leise als möglich auf — sie sieht sich glücklicher Weise nicht um — hatte offenbar keine Ahnung davon, daß ich hinter ihr her sei. So geht es aufwärts, drei Treppen hoch, raschen Schrittes geht sie auf eine Thür zu, die sie öffnet, und hinter welcher sie als-

bald meinen Blicken entschwindet. Ich sehe nach der Nummer der Thür und präge sie meinem Gedächtniß ein. Dann spähe ich nach Personen aus, bei welchen ich nach Namen und Stand der Bewohner des Quartiers, in welchem das verkleidete Mädchen verschwunden war, mich hätte erkundigen können. Ich bemerke Niemand in dem geräumigen, aber ziemlich leeren und öden Hause. Ich sehe mich also, nachdem ich die Treppe wieder hinuntergestiegen, nach der Zelle des Hausbesorgers um, krieche in alle Räumlichkeiten und Winkel des Erdgeschosses, lange vergebens. Endlich gerathe ich an eine steilabwärtsführende, sich in vollkommener Finsterniß verlierende Treppe, auf welcher ich ein paar Duzend Stufen mehr hinunterfiel als ging. Aber in der finstern Tiefe angelangt, erblicke ich von der Seite her einen schwachen Lichtschein, einfallend durch eine schmutzige Glasthür, hinter welcher Gestalten von plebejischem Aussehen in einer engen, raucherfüllten Stube sich wie im Nebel hin- und herbewegen. Ich stürze mich unverweilt in das Gemach, wo ich im Halbdunkel einige sich am Boden wälzende Familien-Sprößlinge zu zertreten Gefahr laufe, und wende mich an ein hegenhaftes Weib, das eben den Boden fegt und mir mit ihrem Besen eine Wolke übelduftenden Staubes entgegenwirbelt:

„Wollten Sie nicht die Gefälligkeit haben, gute Frau, mir zu sagen, wie der Name des Fräuleins ist, das hier im dritten Stockwerk, Nr. 17, wohnt?“

„Im dritten Stockwerk? Nr. 17? warum?“ schnarrte das Weib mit widriger Nasenstimme und maß mich dabei mit stechenden Augen wie einen Verdächtigen.

Ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen schoß, hatte aber doch noch so viel Geistesgegenwart, meine Geldtasche hervorzuziehen, und dem herenhaften Weibe die darin befindlichen drei kleinen Silberstücke auszuliefern.

„Nummer 17? im dritten Stockwerk?“ schnarrte sie wieder, aber ohne die stechenden Blicke, „da wohnt das Fräulein Mathilde . . .“

Sie war, glaub' ich, im Begriff, auch den Familien-Namen des Mädchens zu nennen, aber in diesem Augenblick hatte der größere von den beiden verwünschten Rangen, die sich am Boden balgten, sich aufgerafft und leerte mir mit tückischem Lachen ein Gefäß mit Asche oder Sand oder was es war, in den Hut aus, den ich, mit der Oeffnung nach oben, in der Hand hielt! Gleichzeitig brach das übrige Kindergezücht aus allen Winkeln der Stube in ein so infernalisches Hallo, Gelächter und Gelärm aus, daß ich allen Muth verlor, noch weitere Fragen zu stellen und schleunig meinen Rückzug antrat. — Aber ich bin im Allgemeinen doch zufrieden, sehr zufrieden mit den Ergebnissen und Fortschritten dieses Tages! — Ich kenne ihren Aufenthaltsort — ich weiß ihren Namen! Mathilde! Schon dieser Name macht mich glücklich — unbeschreiblich glücklich! — Alles Weitere ergibt sich nun von selbst, und ich wüßte nicht, wie sie meiner Annäherung jetzt noch länger ausweichen könnte!“ —

Othenio war auch nicht träge, sich seine letzte Errungenschaft und Entdeckung zu Nuze zu machen. Er ging unzählige mal an jenem Hause vorüber und blickte nach dem Fenster des Quartiers hinauf, das die Geheimnißvolle barg.

Wiederholt hatte er die Freude, den Kopf des Mädchens zwischen den Blumentöpfen am Fenster zu erblicken, und er schwelgte im Anblicke von geliebten Zügen, die er freilich nur sehr undeutlich, nur im allgemeinen Umriß sah, die aber sein liebendes Herz ohne Mühe ergänzte und wonneselig ausschmückte mit dem Zauber der glühendsten Farben.

Als ich Othenio kurz darauf besuchte, spielte er mir eine Reihe von wahrhaft genialen Clavierstücken vor; die er in wenigen Tagen componirt hatte, und die mich durch Originalität sowohl als Gefühlstiefe entzückten. Er zeigte mir auch eine besonders zierliche Abschrift davon in prächtigem Einband; sie trug auf dem Titelblatte, von Waldblumen-Arabesken umrahmt, die Widmung:

„Meiner geliebten Mathilde!“

„Das Heft ist bereits in ihren Händen!“ sagte er mir am nächsten Morgen mit leichtem Erröthen, während zugleich ein gelindes Zittern der Erregung und der gespannten Erwartung ihn überlief.

„Du hast es ihr gesendet?“ fragte ich.

„Nichts selbstverständlicher als das!“ versetzte er. „Ich sandte das Heft „an Fräulein Mathilde“, mit genauester Bezeichnung ihrer Adresse. Und — es wurde auch angenommen! Es lag aber auch ein Schreiben dem Hefte bei — ja ein Schreiben an Mathilde, liebster Freund, nicht zu wenig sagend von idealen, und nicht zu viel von profaischen Dingen; ohne Nennung von Namen; die Antwort erbeten unter der Chiffre „L. B. poste restante“. Sie soll nur selbst errathen, daß der Ubersender identisch mit dem Freunde aus dem romantischen Waldesthal! Und nun

kann jeder Augenblick mir die ersehnte Antwort bringen! —
Du begreifst — ich glühe! ich lodere!“ —

Ich besuchte jetzt Othenio fast täglich selbst, weil er mir nicht bloß vorschwärmen, sondern auch vormusiciren wollte. Die Sommertage, so lang sie waren, vergingen rasch.

Eines Tages aber hinderte mich am Ausgehen der gewitterdrohende Himmel, der nach einem äußerst schwülen Vormittage sich ganz mit finsterem Gewölk umzog. Bald darauf entlud sich auch die Spannung der Luft bereits in Blitzen und krachenden Donnereschlägen, während zugleich der Regen prasselnd niederging.

Mitten in diesem Toben der Elemente klopfte es an die Thür meines Dachstübchens und — Othenio trat herein.

Seine Kleider troffen von Regen.

„Sie hat geantwortet!“ rief er und fuhr mit der Hand in die Brusttasche seines Rockes, wie um etwas daraus hervorzuholen — zog sie aber im selben Augenblicke leer wieder zurück, erblaßte, erröthete und zeigte eine Miene, in welcher die äußerste Bestürzung und leidenschaftlicher Aerger sich malte, während zugleich ein gelinder Fluch seinen Lippen sich entrang.

„Was ist Dir?“ fragte ich betroffen.

„Ich glaubte den Brief zu mir gesteckt zu haben,“ stieß er hervor, „und habe ihn in der Eile des Aufbruchs auf meinem Pulte liegen gelassen!“ —

„Nun, so erzähle mir indessen nur mündlich . . .“ begann ich beschwichtigend.

„Du mußt ihn lesen!“ rief er, griff nach meinem Regenschirm, der in der Ecke stand, stürzte sich mit demselben

hastig in den prasselnden Gewitterregen hinaus, und ich fand gar nicht Zeit, ihm zu sagen, daß an den Schirm ein paar Stäbe gebrochen und derselbe im Augenblicke gar nicht zu gebrauchen sei.

Nach einer halben Stunde kam er zurück, den Brief in der erhobenen Rechten.

„Lies!“ rief er, und übergab mir das Papier.

Ich las. Es war ein überschwänglicher, räthselhafter Brief. Es kostete mich einige Mühe, mich in die Stimmung hineinzuversetzen, aus welcher heraus derselbe geschrieben war. Er lautete:

„Lieber, Herrlicher! Die Seufzer aus meiner Brust haben ein Echo erweckt, das mich verhöhnt. Du bist es nicht, der mich verhöhnt, aber das Schicksal. O, gewiß ist Alles nur ein Traum! Oder nicht? Warum kamst Du, ach, so spät, Du Theurer, Wunderbarer? Zwar mir lebtest Du schon lange, und so herrlich-schön lebtest Du mir, lange bevor Du kamst, und nie warest Du mir ein Fremder! Und nur durch Dich ist seit Langem die häßliche Zeit mir lieb und schön. O Deine Töne — Deine Melodien! Du Reichster, ist nicht arm ein Feder, der Dir naht — und nun erst ich? Ich würde mit Lust vor aller Welt zu Deinen Füßen hinknieen, könnte ich Dir so zeigen, wie heilig Du mir bist! Die Töne sind zwischen uns hin- und hergegangen, lange bevor Du kamst, und ich schwelge in ihnen Tag und Nacht, Du Wunderbarer! Aber ich bin sehr unglücklich, weil Deiner viel zu wenig werth, und rettungslos schmacht' ich im schnöden Joche des Alltagslebens. Ich kränze mich mit Blumen als Deine Braut, aber ich verschmachte, welke und sterbe früher noch,

als die Blumen, wenn Du mich nicht rettetest durch Deine Liebe, Du Hoher, Herrlicher! Das Leben ist hart und könnte so wonnereich sein und köstlich!

Ewig Deine Mathilde."

„Ist das Wahnwitz," sagte ich kopfschüttelnd, nachdem ich den Brief erst still, dann laut für mich gelesen; „ist's Wahnwitz, oder ist's Poesie?"

„Liebe ist's," versetzte Othenio und sein Auge flammte.

„Sehr überspannt!" warf ich ein. „Du hast ihr's angethan, mit Deinem Pianofortenspiel inmitten der Waldstille, mit Deinen Tristan- und Isolde-Phantasien, mit Deinen „Tönen," wie sie es Dir angethan hat mit den ihrigen. Aber das Schreiben bleibt doch immer höchst sonderbar und räthselhaft, an manchen Stellen geradezu unverständlich."

„Aber sind darin nicht Urlaute tiefster, idealster Empfindung?" fragte Othenio; „ist das Alles nicht durchweht von einem ganz wunderbaren, feeliſchen Arom?"

Ich gab es zu. Ein origineller, wunderbarer Gemüthston klang unleugbar hier und da aus dem seltsamen Schriftstück.

Jetzt begann Othenio die einzelnen Ausdrücke des Schreibens zu commentiren, Charakter und Schicksal der Schreiberin daraus zu entziffern. Der fast bis zum Wahnwitz gesteigerte Liebesenthusiasmus des Mädchens machte ihn schwindeln, ihre Schwärmerei für seine Kunst, für seine Tonphantasien, für sein Pianospielel berauschte ihn. Und ihre seltsamen Klagen zerrissen ihm das Herz! Daß sie in schnöden Banden seufzend nach Erlösung schmachte — das legte der Brief ihm nahe genug.

„Sie seufzt nach Erlösung“, rief er, indem er mit großen Schritten im Gemache auf und nieder ging, bald zu mir gewendet, bald wieder wie im Selbstgespräch — „Wenn ich sie nicht rette, nicht retten kann — o, ich schaudere es zu wiederholen, was sie selber sagt: sie stirbt! — Sie liebt mich, daran kann ich nicht zweifeln, schwärmerisch, abgöttisch! — Ich schwöre darauf, sie ist das edelste Frauenwesen, das je geathmet! Und denken zu müssen, daß sie vielleicht auch das unglücklichste ist! — Diese Begeisterung für mich, für meinen Genius, was ist sie anders, als ein Beweis innigster, wunderbarster Seelenverwandtschaft? — Kein göttlicheres Entzücken kann ich mir denken, als einmal ein Weib in meinen Armen, an meinem Herzen zu halten, das mich als Künstler enthusiastisch verehrt, anbetet, dessen Seele mit der meinigen himmlisch ineinanderschmilzt! — Und ich sollte nicht Alles daran setzen, daß Mathilde mein werde? Alles will ich zum Opfer bringen, Jugend, Freiheit, Unabhängigkeit, für sie! — Wär' ich schon Herr des Wenigen, was mir von dem Tage meiner Großjährigkeit an zufällt, sie wäre vielleicht zu retten! — Und sie muß gerettet werden!“ —

„Wie aber?“ wagte ich hier ihn zu unterbrechen.

„Habe ich mich das nicht auch gefragt?“ versetzte er, und warf sich neben mir auf einen Stuhl nieder. „Ich bin in acht Tagen erst zwei und zwanzig Jahre alt — ich bin mittellos . . .“

„Das ist's!“ sagte ich. „Deine Absicht ist schön und groß. Aber kannst Du . . . darfst Du . . .“

„Ach was, dürfen! können!“ — rief er und sprang heftig wieder auf, „ich muß, Freund, ich muß — verstehst

Du? Ich bin genöthigt — o, es klingt so abscheulich prosaisch, und doch muß es sein — ich bin genöthigt Geld zu schaffen! Wir wollen ja leben, leben! Bisher schwärmte ich so hin in sorgenloser Existenz — das ist zu Ende. Ich muß fort, muß einen Beruf ergreifen . . .“

„Aber welchen?“ warf ich wieder ein.

„Dafür,“ gab er zurück, „ist mir nicht bange. Die Welt steht mir offen. Hundert Möglichkeiten bieten sich mir statt einer. Ich kann als Musik-Kritiker bei einem großen Blatte Stellung suchen, oder als Liedertafel-Dirigent, oder als Hofcapellmeister in einer kleinen deutschen Residenz, oder als Dozent für Musikgeschichte an einer Universität, und im Nothfall, das schwör' ich, werde ich mich lieber als Musiklehrer verdingen, oder als Geiger im nächsten besten Theater-Orchester unterkriechen, als Mathilden schmachten lassen in unwürdigen Banden!“

Von so übereilten Entschlüssen suchte ich ihn zur Besonnenheit zurückzuführen; aber er ließ nicht mehr mit sich reden.

Tagelang saß er am Piano und phantasirte über Themen wie: „O Mathilde!“ „Reich' mir die Hand mein Leben!“ und dergleichen.

Er schrieb noch einmal an die Geliebte. Er drang in sie um weitere Enthüllungen. Aber seine Herzergießungen mögen nicht weniger wunderbar, nicht weniger unklar ausgefallen sein, als die er zur Antwort erhielt, und aus welchen noch immer nicht mehr zu entnehmen war, als daß dem „Hohen, Herrlichen“ der volle Strom fast mystischer Innigkeit aus einer schwärmerischen und von Leid gebeugten weiblichen Seele entgegensäumte.

So ging noch etwa eine Woche hin, als die Sache plötzlich eine andere, sehr traurige, ja tragische Wendung nahm.

Ich erhielt ein paar, mit zitternder Hand flüchtig hingeworfene, kaum lesbare Zeilen von Othenio. Er war krank, bat mich eiligst zu kommen, hatte mir eine niederschmetternde Nachricht mitzutheilen.

Ich eilte zu ihm und fand ihn im Bette, vom Fieber geschüttelt.

„Sie ist todt!“ sagte er.

„Mathilde?“ rief ich erschrocken.

Er wandte sich ab. Thränen erstickten seine Stimme und eine lange Zeit verstrich in düsterem Schweigen.

„Sie ist todt!“ wiederholte er nach einer Weile, richtete sich im Bette halb empor und warf sich, als ich in herzlicher Theilnahme mich zu ihm neigte, von Neuem schluchzend an meine Brust.

Hiernach begann er, noch immer halb aufrecht, erst in mattem Tone, bald aber mit der gewohnten Lebhaftigkeit zu erzählen.

„Als ich gestern Nachmittags,“ sagte er, „an jenem Hause wieder vorüberging, um zum Fenster hinaufzusehen und von ihr, wo möglich, etwas zu erspähen, fand ich vor dem Eingange eine Anzahl von Leuten wie zu einem Begräbniß versammelt.“

Ich benutzte diesen Anlaß, gleichfalls vor dem Hause stehen zu bleiben, und hörte gleichgültig die Reden der Leute rings um mich.

Plötzlich schlugen die Worte an mein Ohr:

„Das arme Fräulein Mathilde!“ —

Es war eine ältliche, ärmlich gekleidete Frau, die zu einer andern diese Worte sprach.

Ich horchte hoch auf, während mir ein krampfhaftes Beben durch den Körper lief.

„Nun ist sie erlöst!“ fuhr die Frau fort.

„Gingegangen zu einem besseren Leben, nachdem sie in diesem wenig Gutes genossen!“ sagte die andere.

„Ueberspannt war sie freilich immer,“ begann wieder die erstere, „aber ein gutes Herz hatte sie, ein engelgutes Herz. Wie hat sie gedarbt und gesorgt und sich geopfert für den jungen Menschen, ihren Verwandten, der leider zu nichts Rechtem taugt!“

„Der einzige Trost, den sie hatte, war die närrische Liebe zu ihrem Musikus“ . . .

„Ja wohl, aber diese närrische Liebe gab ihr auch den Rest, so daß sie nur noch so hinschmachtete und zuletzt plötzlich verlöschte wie ein Licht!“

So ging das Zwiegespräch noch eine Weile hin und her. Ich erstarrte förmlich, und zugleich war mir, als fühlte ich plötzlich das Drehen des Erdballs unter meinen Füßen . . .

Jetzt wollte ich die Stiege hinaufsteigen, — da brachte man sie schon getragen.

Der einfache Sarg wurde auf die Bahre gehoben, und als ich mich umwandte, sah ich auch schon den Priester im Chorrock dastehen, und den Küster an seiner Seite, und es begann die Einsegnung unter den ernst und feierlich klingenden Sprüchen des Ritus. Die wenigen, meist ärmlich aussehenden Leute standen still und stumm dabei, nur einen

jungen Menschen hörte ich laut schluchzen, er stand aber so entfernt von mir, mitten unter den Uebrigen, daß ich nur seinen Kopf sehen konnte und nicht einmal sein Gesicht, denn er verbarg es unter strömenden Thränen mit seinem Taschentuch.

Nun erklang's aus dem Munde des Priesters zum Schluß:

„Et lux aeterna luceat ei!“

Worte, die auf mich von jeher, wegen ihres schönen und tiefen Sinnes, immer einen eigenthümlichen, ergreifenden Eindruck machten.

Diesmal aber rührten und erschütterten sie mich so sehr, daß mich nach der Betäubung, ich möchte sagen Erstarrung, in der ich mich bis dahin befunden, ein plötzlicher Krampf des Schluchzens erfaßte, welcher die verwunderte Aufmerksamkeit der Leute um mich her erregte.

Ich stürzte hinweg, und zugleich kam mir der Gedanke, schleunigst einen Immortellenkranz zu kaufen, dann dem kleinen Trauerzuge nachzueilen, und diese letzte Spende auf das Grab der geliebten Todten zu legen.

So einfach im Uebrigen das Leichenbegängniß war, fehlte es doch nicht an einer kleinen Musikkapelle, und der Trauermarsch, unter dessen Klängen sich der unansehnliche Zug in Bewegung setzte, erscholl hinter mir her, während ich die nächsten Straßen durcheilte. Dünn und armselig klang die Musik, aber in mir baute, während ich so hinlief, um einen Kranzladen zu erreichen, das Thema sich auf zur gewaltigsten Schmerzessymphonie. Ich glaubte den Trauermarsch noch immer zu hören, als ich längst außerhalb des

Bereichs der Töne war, und so großartig erweiterte und befeelte sich mir das einfache Motiv, daß es Beethoven'schen Riesenschwung gewann, aber freier und freier gestaltete es sich, verwandelte sich in neue gewaltige Tongebilde, bis zuletzt das hehre „Et lux aeterna luceat ei“ als wunderbarer Riesen-Choral meinem inneren Ohre erscholl, wie der berühmte Hymnus am Schlusse der „neunten“ . . .

Ich erreichte endlich den Laden, erstand einen Kranz, warf mich in einen Wagen, fuhr auf den Friedhof und legte die Todtenspende auf das Grab in dem Augenblicke, als eben die Schollen auf den Sarg hinuntergekollert waren und sich darüber zum Hügel gerundet hatten. Aber die blöde Verwunderung der Umstehenden trieb auch von da mich alsbald wieder fort, und nur erst zu Hause, in meinem Gemache angelangt, war ich im Stande, dem ungeheuren Schmerze ganz und ohne Rückhalt mich hinzugeben.“

So erzählte Othenio.

Mir war es klar, daß diese ganze Schicksalswendung, ob auch erschütternd, doch segensreich und fruchtbar für meinen Freund ausfallen müsse. Ich sagte ihm das mit warmen herzlichen Worten. Ich führte ihm zu Gemüthe, daß die Weihe der Entfagung und des Schmerzes sein Künstlerthum läutern und verklären werde.

Othenio war nicht unempfänglich für diesen Trost. Der starre, herbe Schmerz löste, während ich zu ihm sprach, sich in Rührung und Wehmuth auf und in einer linden Thränenflut machte sein gepreßtes Herz sich Luft.

Dann raffte er sich plötzlich auf, sprang vor meinen Augen vom Lager herab und erging sich in begeisterten

Plänen, wie er das Andenken der Theuren verherrlichen wolle, wie er sich verwandelt, gehoben, gereift fühle in seinem tiefsten Innern durch dieses Erlebnis.

Wir sprachen noch lange von dem, was die nächste Zukunft bringen sollte. Er wollte zunächst sein großes, dramatisch-symphonisches Tonwerk vollenden, dann auf Reisen gehen, die Welt sehen, Verwandte in Rußland besuchen.

IV.

Ich machte mich auf den Heimweg. Der Sonnenball hing nur mit seinem obersten Rande noch über den Wipfeln. Sinnend schritt ich durch das Gehölz einen rauhen und ziemlich abschüssigen Weg empor. Es war ganz still und einsam um mich, nur der Abendwind säufelte in den Espen zu beiden Seiten des Weges.

Ich schlenderte langsam so hin, das Haupt gesenkt, in tiefen Gedanken an Othenio.

Auf einmal drang zur Rechten aus dem Walde, und zwar aus ziemlich weiter Entfernung, wie es schien, ein Ton zu mir, leise beginnend, allmählig wachsend — dann einzelne hohe Töne mit fast klagendem Accent, wie Rufe eines nächtlichen Vogels ausgestoßen, leise verzitternde wie Aeolsharfontöne — dann seltsame, abgerissene Tonfolgen und Melodiephrasen.

Ich horchte hoch auf . . . War denn das nicht die Stimme der Waldfängerin?

Genau ihre Stimme war's und ihre Weise! Ich horchte wieder und wieder Kein Zweifel — Die Stimme Mathildens! — Aber die war ja todt und begraben?

Einen Moment durchrieselte mich etwas wie ein gelinder Schauer. Die Stimme hatte fast etwas Gespenstisches für mich.

Wenn Othenio es hörte! — Doch nein! die Gegend des Waldes war schon zu entlegen von der Behausung des Freundes, als daß die Töne zu ihm hätten dringen können.

Mein Erstaunen, meine Betroffenheit war grenzenlos.

Der regellose Gesang nahm indessen mit kleinen Pausen seinen Fortgang.

Nun schwur ich mir aber, nicht zu rasten, bevor ich dem Räthsel, das, kaum gelöst, in neuer Gestalt wieder auftauchte, völlig auf den Grund zu kommen, koste es auch, was es wolle.

Ich folgte der Spur der nun doppelt geheimnißvollen Stimme und stürzte mich in das Innere des Waldes nach der Richtung, woher sie kam. Immer hinter den Tönen her, und stillstehend, so oft und so lang sie verstummen, gelangte ich an eine steil abfallende, dichtbewach'sne Schlucht, aus welcher sie mir schon ganz nahe zu kommen schienen. Aber als ich unten stand in dem Gesenke, merkte ich, daß ich geirrt, und daß die Stimme vom andern Rande der Schlucht herüberklang. Unverdrossen kletterte ich also den entgegengesetzten Hang empor. Die Stimme klang wieder ganz nahe — aber doch nicht näher als zuvor, ich folgte sacht, immer vermeinend, hinter den nächsten dichten Bäumen

müßte die räthselhafte Quelle der Töne meinen Blicken sich zeigen. Aber so kam ich an die zweite, und an eine dritte, quer den Weg versperrende Schlucht und überall widerfuhr mir das Gleiche.

Endlich war ich bis zu einer Stelle vorgedrungen, wo diese Folge von bewaldeten Hebungen und Senkungen des Bodens ein Ende nahm, und auf ebenem Grunde durch die lang hingestreckte Gartenmauer eines Försterhauses eine Art von Wall gebildet wurde. Diesseits des Försterhauses lief ein breiter, leidlich gut gebahnter Waldweg hin. Auf diesem Plane, der, hoch und frei gegen Westen gelegen, die letzten Lichter des scheidenden Tages auffing, während die Thäler schon im tiefsten Schatten lagen, klang mir jetzt aus einer Gruppe von Bäumen, die ziemlich dünn standen, plötzlich wieder die Stimme.

Ich schlich mich näher, wohl bedacht, Geräusch zu vermeiden, als die Töne wiederum einhielten.

Jetzt sah ich einen jungen Menschen in leichtem Sommeranzug zwischen den Bäumen auf- und abgehen. Ich achtete anfangs nicht auf ihn, denn ich suchte die Sängerin.

Plötzlich erklangen die Töne von Neuem. Aber sie kamen von der Stelle, wo der Jüngling auf und niederwandelte. Ich rückte mein Augenglas zurecht — „Alle Wetter! die Stimme kommt doch nicht etwa von dem jungen Menschen im lichten Sommeranzug dort?“ so fragt' ich betroffen.

Allerdings — sie kam von ihm.

Es war ein Bürschchen, fast weibisch von Ansehen, blondhaarig, bartlos, und doch nicht allzu jung. Gleich

wieder schoß mir's durch den Kopf: ein verkleidetes Mädchen! —

Ich war mittlerweile dem Sänger in den Rücken gekommen, hatte ihn umgangen; jetzt wendete er sich zufällig, und gleich darauf sah ich ihn auf dem Punkte, zwischen den dichteren Bäumen sacht zu verschwinden. Aber ich benutzte meine Position und versuchte ihn gegen den gebahnten Weg hindrängen, den er dann wirklich einschlug, wie mit einer Art von Resignation, als merke er, daß ich ja doch nicht mehr, wohin er sich auch wende, von seiner Spur abzulassen gesonnen sei.

Ich wollte, ich mußte ein Gespräch mit ihm anknüpfen.

Das seltsame Persönchen ging nun nicht mehr singend, sondern, als wollte es seine frühere Schüchternheit durch um so größere Dreistigkeit vergessen machen, pfeifend seiner Wege.

Jetzt war ich dicht hinter ihm — jetzt an seiner Seite. Ich bot ihm lächelnd einen guten Abend und machte ihm ein Compliment über den schönen Sopran, über den er verfüge, und der Alle hier in der Gegend seit geraumer Zeit in Verwunderung, Zweifel und Unruhe versetze.

Der junge Mensch erröthete tief, in großer Verlegenheit, was ich begreiflich fand. Ich fand das Erröthen ganz mädchenhaft; aber ich durfte, obgleich ich etwas wie Mitleid fühlte, keine Schonung üben; ich war es meinem Freunde schuldig, die letzte Hülle von diesem verschleierten Bilde zu reißen.

Ich ergriff die Hand des Jünglings und flüsterte ihm ins Ohr: „Fräulein Mathilde?“

Ein verwunderter Blick war die Antwort. Ich wiederholte noch einmal: „Fräulein Mathilde?“

Er erröthete jetzt wieder, aber mehr verblüfft und unwillig als verlegen, und sagte: „Sie spotten meiner, Herr! und ich muß mir das gefallen lassen. Ich weiß recht gut, daß meine Stimme etwas ganz merkwürdig Weibisches hat, und daß man mich darum für ein Mädchen halten kann. Ja, ich weiß, daß ich durch ein seltsames Spiel der Natur einen förmlichen Discant besitze, und daß man mich darum oft verlacht. Deshalb gehe ich auch lieber in den Wald und suche die Einsamkeit auf, um zu singen, denn ich habe eine große Neigung für Musik; die ist mir angeboren, aber meine musikalische Ausbildung ist leider sehr mangelhaft.“

„Also nicht Fräulein Mathilde?“ sagte ich mit einem ungläubigen, ernstern, forschenden Blicke in das unbärtige, mädchenhafte Antlitz.

„Sie halten mich also wirklich für ein verkleidetes Mädchen?“ fragte er mit einem herben, fast traurigen Lächeln. „Das bin ich nicht, lieber Herr, ich bin und heiße wie es hier geschrieben steht.“

Damit nahm er eine Visitenkarte aus seiner Briefftasche, und reichte sie mir. Mein Blick überflog sie eilig. Sie enthielt den Namen:

Vincenz Brechelmeyer.

„Mathilde,“ fuhr der junge Mensch nun fort, „war der Name meiner unverheiratheten Tante, bei welcher ich nach dem Tode meiner ursprünglich begüterten, später aber verarmten Eltern lebte. Vor ein paar Tagen ist diese meine mütterliche Erzieherin auch dahingegangen. Ganz auf mich selber angewiesen, habe ich mich nunmehr nach einer Stellung umsehen müssen, und es ist mir gelungen, eine solche zu finden.

Morgen werde ich als Praktikant eintreten beim hiesigen Stadtamte, so daß es mit meinem Umherschweifen im Walde ein Ende haben wird, weshalb ich heute noch einmal herausgekommen bin und mich zum Abschied von der lieben Waldeinsamkeit recht ausfingen wollte. Ohnedies würde ich mich jetzt, nachdem ich entdeckt bin, nicht mehr hier in der Gegend hören zu lassen getrauen.“

Ich unterlasse es, meine Betroffenheit bei diesen Eröffnungen des jungen Mannes zu schildern . . .

Nun brachte ich das Gespräch auf seine Tante Mathilde.

Sie habe ihn mühselig mit ihrer Hände Arbeit ernährt und aufgezogen, sagte er, und erzählte mir ungefragt ihre ganze Geschichte.

Als junges Mädchen war sie Braut eines Mannes gewesen, der sie verließ, als ihre Eltern plötzlich durch einen Unglücksfall ihr Vermögen einbüßten. Sie verfiel in Trübsinn aus unglücklicher Liebe. Anfangs hatten die Symptome ihrer Geistesstörung noch etwas Harmloses, Poetisches, Opheliaartiges an sich: sie begnügte sich, mit Blumen und Kränzen geschmückt, auf dem Fensterbrette ihrer Behausung im vierten Stockwerk zu sitzen und lächelnd in die schwindelnde Tiefe hinabzublicken, oder Tage lang am Piano zu singen und zu musizieren, und die Büste ihres Lieblings Beethoven zu bekränzen, denn sie war immer eine enthusiastische Freundin der Musik gewesen. Als sie aber einmal in später Nacht anfing, die Möbel ihres Gemachs, Stühle, Tisch, Nachtkästchen u. s. w., eins nach dem andern vom Fenster des vierten Stockwerks in den Hofraum hinabzuwerfen, so daß sie unten donnernd zerbarsten, zum Schrecken des ganzen

Haufes, da übergab man sie Tags darauf einer Irrenanstalt. Nach Jahresfrist schien sie leidlich wieder hergestellt und wurde entlassen, aber sie behielt doch immer etwas Schwärmerisches, Absonderliches; dabei verarmte sie gänzlich, ließ sich aber, fast zur Bettlerin geworden, nicht abhalten, das von begüterten Verwandten verlassene Kind ihrer verstorbenen Schwester — eben den kleinen Vincenz Brechelmeyer — zu sich zu nehmen, zu pflegen und aufzuziehen. Im Laufe der Zeit hatte sie dann und wann auch wieder kleine Anfälle von Irrsinn und ihre Schwärmerei für den großen Beethoven wurde zur Manie. Da fügte es überdies der Zufall, daß wie der junge Mensch in seiner Erzählung sich ausdrückte — „ein anonymes junger Musiker sich den grausamen Scherz machte, mit ihr in einen geheimnißvollen brieflichen Liebesverkehr zu treten“ — sie bildete sich ein, Beethoven, ihr geliebter Meister, sei noch am Leben und er sei es, der an sie schreibe . . . Man dachte eben daran, sie der Irrenanstalt zurückzugeben, als ein Herzschlag ihrem Leben ein plötzliches Ende machte und sie befreite aus aller irdischen Drangsal . . .

Unter dieser Erzählung des jungen Mannes waren wir aus dem Wald hinaus und auf die große Straße gekommen, die gegen die Stadt hinlief.

Ich wußte genug — und fand es dringend gerathen, so spät es war, stehenden Fußes umzukehren und meinen Freund heute noch einmal aufzusuchen.

Ich verabschiedete mich von dem jungen Menschen und lenkte ungesäumt meine Schritte rückwärts durch den Wald zur Behausung Othenio's.

Es war indessen vollkommen dunkel geworden.

Vor der Thür von Othenio's Gemache angelangt, hörte ich, daß er auf dem Piano mit großer Leidenschaftlichkeit phantasirte. Soviel ich merkte, war er mit der Composition des grandiosen Trauermarsches beschäftigt, der, wie er mir früher gesagt, sich symphonisch gestalten und zuletzt in einem großartigen Choral „Et lux aeterna luceat ei“ ausgehen sollte.

Ich lauschte eine Zeit lang ergriffen den ernstesten Klängen, die aus dem tiefsten Gemüthe des jugendlichen Meisters sich losrangen. Niemals in meinem Leben hatte ich so etwas Ergreifendes gehört. Mein Auge füllte sich mit Thränen. Mir war, als sähe ich meinen Freund zum Genius geworden, der vor meinen Augen auf Adlerschwingen zum Himmel emporsteige.

Wie hätte ich es über mich gewinnen können, in diesem Augenblicke zu ihm einzutreten und ihn aus der höheren Welt einer schmerzlichen, doch weisevollen und schaffensfreudigen Stimmung herabzuschleudern in den Bereich der profaischen Wirklichkeit, als deren Bote ich zu ihm zurückgekehrt war! —

Hatte die Seele des kunstbegeisterten Freundes sich nicht so ganz in seine hohen und schönen Illusionen eingelebt, daß es unmenschlich gewesen wäre, sie ihm nun auf einmal zu entreißen? Sollte ich jetzt plötzlich vor ihn hintreten und sagen: Deine Mathilde, deren Verlust du so schmerzlich betrauerst, war ein betagtes, geistverwirrtes Frauenwesen, und die Stimme im Walde, die dein ganzes Herz gefangen nahm, war die eines hartlosen Jünglings, Vincenz Brechelmeyer geheißten, den die Natur in seltsamer, aber durchaus nicht

beispielloser Laune zum halbweiblichen Discantisten gestempelt? Sollte ich jetzt ihn belehren, daß alle die wunderbaren Beziehungen und Zusammenstimmungen zwischen der Waldsängerin und ihm, sowie alle Aehnlichkeiten, die ihn verlockten, nur Spiele des Zufalls oder Gaukeleien seiner erhitzten Phantasie gewesen?

Ich ließ ab von der Thürklinke, die ich unschlüssig einige Minuten lang in der Hand gehalten; ich machte Kehrt ohne einzutreten und ging stillsinnend den langen Waldweg im Dunkel noch einmal, fest entschlossen, so lange es anginge, in dem Gemüthe des Freundes ungestört die Saaten reifen zu lassen, deren Samenkörner ein wesenloser aber edler Schmerz darin ausgestreut hatte.

Das Schicksal trennte uns unerwarteter Weise schon in den nächsten Tagen. Othenio wurde durch eine Familienangelegenheit genöthigt, unverweilt zu entfernten Verwandten abzureisen.

Er vollendete nichtsdestoweniger binnen Kurzem sein großes Tonwerk und brachte es mit außerordentlichem Erfolg zur Aufführung.

Dann ging er ins Ausland und ich hörte und las noch Manches von den Triumphen, die er überall mit seiner Schöpfung, und später noch mit einigen andern errang.

Aber kein späteres Werk, so hieß es allgemein, erreichte die Frische und Lebendigkeit, den hinreißenden Schwung der Empfindung jener jugendlichen Tondichtung des Meisters, die ich unter so seltsamen Umständen hatte werden und wachsen sehen.

Das Glück blieb ihm indessen getreu und überschüttete ihn mit seinen Gaben.

Als Componist, und fast mehr noch als gefeierter Virtuose auf dem Piano erntete er neben dem unfruchtbaren Lorbeer auch den klingenden Lohn seines Talents und seiner Kunst in reichlichem Maße.

Er war beständig auf Reisen, glänzte in Paris, in London, in Petersburg, sammelte Dollars jenseits des Oceans, und das Letzte, was ich von ihm vernahm, war, daß er sich eine Villa am Comer See gekauft.

So verging eine lange Reihe von Jahren. Ich hatte Othenio nicht wiedergesehen, denn mich fesselte ein bescheidenes Loos an den Ort unseres früheren Verkehrs und er war niemals dahin zurückgekehrt.

Aber eine lang geplante und zuletzt doch ins Werk gesetzte Reise nach dem Süden entführte mich endlich der Abgeschlossenheit meines vieljährigen Aufenthalts.

Eines Tages machte ich auf der Reise Halt in einem Städtchen des südlichen Tirol, das auf der großen Verkehrsstraße der Touristen liegt. Ich saß im Gasthose beim Mittagstisch, und beachtete nur wenig die Gruppen von Kommenden und Gehenden, die sich rings um mich in dem großen Saale bewegten.

Auf einmal sah ich einen Mann eintreten von auffallend stattlichem und vornehmem Aussehen — eine Gestalt, ein Antlitz, in welchem aus neuer und allerdings sehr fremder Umhüllung mich alte, vertraute Züge begrüßten.

Ich konnte nicht lange im Zweifel bleiben: Othenio stand vor mir. Unser Wiederfinden war — man kann es sich denken — das froheste und herzlichste; wir feierten es bei perlendem Schaumwein und langem traulichem Gespräch.

Othenio stand im besten Mannesalter: aus dem ungestümen, sprudelnden Jüngling war, wie das so manches mal zu geschehen pflegt, ein würdevoller Mann von vornehm gemessenem, ruhigem Wesen geworden. Seine stattliche Figur hatte eine behagliche Wohlbeleibtheit angeeignet. An den Fingern trug er ein paar Brillantringe, Geschenke regierender Fürsten.

Ich mußte aber immer und immer wieder an den jugendlichen Enthusiasten zurückdenken, an den mächtigen, genialen Künstlerkopf mit den feucht-glühenden Augen und der dichten Lockenmähne über der fieberhaft unruhigen, schwächtigen Gestalt, an den blinden und tollern, ins Blaue hinein liebenden und schwärmenden Freund der mythischen Mathilde; an den Componisten von „Tristan und Isolde“!

Wie weit lag das Alles nun hinter ihm und mir!

Wahrhaftig, die Zeit war da, ihn ohne Schaden aufzuklären über eine verschollene wunderliche Episode seiner Jugendzeit.

Ich brachte das Gespräch auf Mathilde und schloß damit, ihm bis ins kleinste Detail zu erzählen, was ich an jenem Abende erlebt und erfahren, unmittelbar nachdem er an meiner Brust sich in heißen Thränen über den Tod Mathildens ausgeweint.

Er lächelte, ein leichtes Erröthen übersog seine Wangen, als schämte er sich seiner einstigen Thorheit. „Die Sache ist gar nicht so wunderbar,“ sagte er; „mir sind seither ein paar ganz ähnliche Beispiele von geborenen männlichen Discantisten vorgekommen.“ Er sprach mit der kühlen Objektivität des reifen Mannes von der Sache, gab aber zu,

daß der Eindruck jenes Jugenderlebnisses lange bei ihm lebendig geblieben, und daß der Born künstlerischer Inspiration ihm niemals reicher und schöner gestossen, als zu der Zeit, da die närrische Liebe zur geheimnißvollen Unbekannten und dann der Schmerz über ihren Verlust in seinem Gemüthe gährte und wetterte.

Wir saßen bis tief in die Nacht beisammen, und ehe wir schieden, erhoben und leerten wir die schäumenden Becher auf das Andenken der mythischen Waldsängerin!

„Im Grunde,“ sagte er zuletzt in seiner jetzt so ruhigen und kühlen Weise, „im Grunde war es mir von Anfang an auffällig und für mein musikalisches Gefühl fast unangenehm, daß die geheimnißvolle Stimme immer nur in so regellosen Tönen und abgerissenen Phrasen sich vernehmen ließ. Ich glaub' es gern, daß der junge Mensch nicht ordentlich singen gelernt hatte, und wenn ich jetzt dergleichen hörte, so würde ich mir vielleicht die Ohren zuhalten. Ich sehe jetzt, es war nicht der seltsame, mädchenhafte Discant, der mir's angethan, sondern mein junges Herz, und der Wald, mit dessen Zauber verwebt jene Stimme so merkwürdig, so ergreifend zu meinem Thalhause aus den stillen Tannengründen herüberklang.“

Ball-Gespräche.

I.

Ist es Galanterie oder Scherz, daß Sie den Frauen so entschieden den Vorrang vor Ihrem Geschlechte einräumen?

Weder das Eine noch das Andere, mein schönes Fräulein; ich spreche meiner Erfahrung und innersten Ueberzeugung gemäß.

Und doch wüßte ich nicht, was wir eigentlich vor den Männern voraushaben sollten; es müßte nur dies sein, daß wir etwas gewissenhafter sind und uns Vieles als Verbrechen anrechnen lassen, was die Männer oft nur allzu leicht zu nehmen pflegen.

Allerdings stehen die Frauen in der Moralität weit höher, als das starke Geschlecht. Jedoch nicht aus dem Grunde, den Sie, mein Fräulein, so eben angaben, sondern vielmehr darum, weil die Frauen schon seit uralten Zeiten begriffen, daß, genau genommen und wohl verstanden, „Sei schön!“ der oberste Grundsatz aller Moral ist.

Wie viel aber muß das Weib dem Manne zugestehen, worin eben nur er sich zu bethätigen und auszuzeichnen ein Recht hat?

Das wäre?

Z. B. im Kriege, als Eroberer, als siegreicher Held.

Sie machen mich staunen, mein Fräulein; ich wußte nicht, daß die Frauen in der Eroberungskunst etwas zu wünschen übrig lassen. Und was die „siegreiche Heldenschaft“ anlangt, so bitte ich doch nicht zu vergessen, wie viele Barbaren die zarte Hand der Frauen gezähmt, nachdem die Eisenfaust der Helden erfolglos an ihnen erlahmt war!

Ich habe von einem Römer gelesen, der seine Hand ins Feuer streckte und verkohlen ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen. Wo fände sich je bei einem Weibe ein solcher Muth, eine solche Standhaftigkeit in der Ertragung von Schmerzen?

Was ist die That jenes Römers gegen den Heroismus, mit welchem die Frauen zuweilen ihr Herz im Feuer verzehrender Liebe verkohlen lassen? Auch sah ich einmal ein Mädchen, das nicht etwa seinen Arm, sondern sein „Liebsteß auf Erden“, die Haarlocke des einstigen Geliebten, auf Begehren ihres Bräutigams ins Feuer hielt und verknistern ließ, ohne eine Miene dabei zu verziehen.

Ich glaube gar, Sie fallen bereits aus der Rolle und werden satyrisch! Um so sicherer ist mir der Sieg in diesem Streite. Sagen Sie mir doch gefälligst, sind nicht alle wichtigen Erfindungen von Männern gemacht worden?

Nicht alle. Gerade die einflußreichsten und wirksamsten rühren von Frauen her.

Die wären?

Das Schmollen, die Migräne, die Kofetterie, die Kunst in jedem beliebigen Augenblick einen gelinden Strom von Thränen zu vergießen

Spötter! Am Ende geben Sie uns auch noch in der Gelehrsamkeit den Vorzug?

Warum nicht? Die Frauen sind geborne Philologen; denn abgesehen von einer gewissen natürlichen Beredsamkeit und Sprachgewandtheit, die man ihnen mit Recht zuschreibt, besitzen sie z. B. eine erstaunliche Kenntniß der Augensprache, ohne jemals eine Grammatik derselben in Händen gehabt zu haben. Was die Physik betrifft, so weiß Jedermann, wie gut sie sich namentlich auf die magnetischen und electrischen Wirkungen verstehen; als Heilkünstlerinnen thun sie bekanntlich Wunder und in der Astronomie haben sie sich namentlich durch den Eifer ausgezeichnet, mit welchem sie sich dem Studium des Mondes widmen. Ja, noch mehr: die tiefsten Geheimnisse der Magie, unerfaßt vom heutigen Wissen der Männer, bewahren die Frauen noch immer und üben sie mit zarten und doch kräftigen Händen. Im Mittelalter, als nur Alte und Häßliche sich mit dieser Kunst befaßten, verbrannte man diese als Hexen; seit aber die Jungen und Reizenden sich ihr zugewendet, pflegt man die Sache nicht mehr so strenge zu nehmen.

Ich erkläre mich noch lange nicht für geschlagen. Die großen Räthsel der Welt und des Lebens, über welchen so viele Weise gebrütet und noch brüten — wie wenig haben sich an ihrer Lösung die Frauen betheilig!

Verlangen Sie eine solche Betheiligung nicht, mein Fräulein! Die Frauen haben es fürwahr nicht nöthig. Auf das ewige „Woher?“ der Philosophen finden sie eine sehr nahe liegende Antwort. Sie sehen gar nichts Wunderbares im Wesen und Wirken der Natur; das Geheimniß derselben

wiederholt sich in ihnen selbst so schön, mit so vergeistigtem Reiz umkleidet, daß sie an keine weitere Fragen denken. Das Ei des Weltrathsels ist für sie von keiner Kalkschale umgeben, die sie erst zu bebrüten und zu durchbrechen hätten . . . Doch, Vergebung, ich verliere mich da schon ein wenig ins Mystische . . .

So viel verstehe ich doch, daß Sie mich aus allen meinen Verschanzungen drängen wollen. Werden Sie nicht wenigstens zugeben, daß es weit mehr Künstler und Dichter, als Künstlerinnen und Dichterinnen gegeben hat?

Alle Kunst der großen Maler, Bildhauer und Architekten verschwindet gegen die der Frauen: sich selbst zum Kunstwerke zu machen. Nicht mehr wie Künstler an rohem, äußerem Stoffe, sondern am eigenen Leibe verkörpern sie, wie selige Götter, das Ideal der Schönheit. Und was die Poesie betrifft, die Gabe, poetisch zu empfinden und wunderbare Gemüthstiefen in holder Rede zu offenbaren, da sagen Sie mir ja nichts mehr, mein schönes Fräulein, von einem Vorrang der Männer. Denn bei diesem Punkte mußte ich den letzten Anhauch von Scherz und Ironie abstreifen und meine Bewunderung der Frauen mußte doppelter Ernst werden. Ich kannte ein Mädchen, daß nach langem Weinen über den Verlust des Geliebten, der sie verlassen, sich endlich mit den Worten tröstete: „Wenn er auch nicht so oft an mich denkt, wie ich an ihn, zuweilen wird er doch an mich denken!“ Dieses einfache Wort entzückte mich.

Mag sein, daß wir Frauen das besitzen, was Sie Gemüthstiefe nennen; ganz gewiß aber fehlt uns der Witz

der Männer, die schönen Gedanken und geistreichen Einfälle, worin diese, namentlich Damen gegenüber, sich überbieten, freilich oft auf Kosten der Wahrheit.

Nicht einmal das kann ich Ihnen zugeben, mein Fräulein. Ein junges Mädchen hatte mir eine Rose geschenkt. Nach einigen Wochen sagte ich ihr: „Ihre Rose blüht noch immer. Wissen Sie warum?“ — „Nun?“ — „Weil sie von Ihnen ist.“ — „Nein,“ sagte sie, „weil sie bei Ihnen ist!“ — Auf diese Rede ging ich nach Hause, durchmusterte einige Duzende von Sammlungen Iyrischer Liebesdichter, und beschloß, da ich im Suchen bald ermüdete, die nächsten tausend Ducaten, die ich erübrigen würde, als Preis für Denjenigen auszusetzen, der aus sämmtlichen erotischen Gedichten, gedruckt in diesem Jahr, einen hübscheren Einfall nachwies, als derjenige war, mit welchem jenes Mädchen mich überraschte. —

II.

Ach, Sie wollen mich außer Athem tanzen!

Um Gotteswillen, nichts weniger als das, mein liebes Fräulein! Im Gegentheile, ich wünschte nichts sehnlicher, als daß Ihr Athem noch ein volles Jahrhundert fortfahre, die zarte Woge Ihres Herzens so anmuthig zu heben und zu senken, wie er es heute thut.

Ein volles Jahrhundert? Nein, das wünschte ich nicht!

Auch dann nicht, wenn gütige Götter den Liebreiz des jugendlichen Alters der Matrone bewahrten?

Was nützte mir das, wenn doch mein Herz alterte und das, was etwa von Verstand mir der gütige Himmel bescheert hat?

Ich habe oft sagen gehört — und namentlich alle älteren Frauen behaupten es, meist im Tone elegischer Rührung — das Herz der Frauen altere niemals. In Betreff des Verstandes erlauben Sie mir nur darauf hinzuweisen, wie sehr ohnehin die zweideutige Naturgabe fühlen Verstandes gegen das Himmels Geschenk nie weltenden Reizes in Schatten treten würdel! Das Beste, was der Verstand vermag, ist doch nur dies, seinem Besitzer den Weg zum Glücke zu bahnen. Das thut aber beim weiblichen Geschlechte viel besser und sicherer die Schönheit. Das liebenswürdige weibliche Wesen also . . .

Bedarf des Verstandes nicht? — Danke! — Man kann nicht galanter und ungalanter zugleich sein!

Bitte! ich gebe mich gern überwunden und streiche die Segel vor einer Schönheit, welche den Verstand zum Bundesgenossen hat! Wenn Sie es verlangen, will ich gerne den Verstand anbeten: mit Ihnen vor Einem Altare zu knien, kann unter allen Umständen nur ein hohes Vergnügen sein. — Aber wollen wir uns nicht wieder in den Strudel des Tanzes stürzen?

Entschuldigen Sie; ich bin noch sehr erhitzt. Meine Pulse schlagen.

Sie wollen also nur mit kaltem Blute tanzen? Sie tanzen vielleicht überhaupt nicht gern?

O, leidenschaftlich gern!

Doch? — Nun, ich verstehe — es ist wieder der kühle, unerbittliche Herrscher Verstand, der sich in die Sache mengt, und dem Sie nun einmal, für diesen Abend wenigstens, Treue geschworen zu haben scheinen! — Das arme Herz — wie müßte es seufzen unter dieser dauernden Alleinherrschaft seines Gegners!

Unter dieser Herrschaft ist noch Niemand unglücklich geworden.

Aber auch noch Niemand glücklich! — Wie viele Freuden gibt es denn, zu welchen der Verstand nicht eine griesgrämige Miene macht?

Sie haben Recht: So ist's z. B. gleich beim Tanze! Man tanzt am Ende herzlich gern, aber der Verstand sagt: Bei Lichte besehen ist's doch kindisch und eine Thorheit. Man betrachte nur einmal diese zwecklosen Schritte und Sprünge und Bewegungen! Ist das ganze Gebahren nicht eigentlich zum Lachen?

Um des Himmelswillen — nicht weiter in diesem Tone, Fräulein! Sollten denn die Schritte und Sprünge und Bewegungen das eigentliche Wesen des Tanzes sein? Besteht die Lust des Essens in der Bewegung der Kiefern, die Wonne des Fliegens im Regen der Fittige? Nein! Die im Tanzschwunge bewegten Glieder sind nur Organe eines innerlich-thätigen Lebens, eines höheren Genusses; Organe des „holden Wahnsinns“, der himmlischen „Mania“, die Platon zuerst beschrieb und die erhab'ner ist, als aller

irdische Verstand — Mutter des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Poesie, der Lust!

Ich verstehe Sie nicht!

Wie unverständlich muß ich also gesprochen haben! Ach, Fräulein, lehren Sie mich Ihren „Verstand!“

Wollen Sie mich dafür ihre platonische „Mania“ lehren?

Ich nicht, Fräulein; meine Sache ist das nicht. Ich kenne nur Einen, der diese Sache zu lehren weiß. 's ist einer mit goldenen Fittigen und mit scharfen, in süßes Gift getauchten Geschossen.

III.

Aber warum verlangen Sie denn gar so dringend, daß ich die Maske ablege?

Aus keinem anderen Grunde, schöne Dame, als weil mir das ganze Maskenwesen ein Gräuel ist. Ist es nicht schrecklich, unter lauter „Larven“ zu wandeln mit dem fühlenden Herzen in der Brust? Kann es einen unglücklicheren Einfall geben, als daß ein paar hundert hübsche Gesichter sich hinter schnöde Masken verstecken, so daß einem nun überall statt warmen frischen Lebens, eine schauerliche todte Welt aus Pappendeckel entgegengloßt? Ist das menschliche Gesicht nicht schon Maske an sich genug? Muß auch noch eine zweite darüber kommen?

Sie sind ja ganz entsetzlich aufgebracht! Und vielleicht mit Unrecht. Muß denn die Maske immer nur Schönes verbergen? Bedenken Sie doch, wie Sie vor manchem Gesicht erschrecken würden, wenn es sich Ihnen plötzlich enthüllte!

Seit ich im Breton de los Herreros die Geschichte von jenem Spanier gelesen, der durch voreiliges Erschrecken bei Gelegenheit einer Demaskierung sein bestes Glück verscherzte, würde auch ein häßliches Gesicht, hinter der Maske hervortretend, mir nicht so geschwinde die Fassung rauben. Und so kann ich denn wirklich nicht umhin, verehrte Dame, Sie wiederholt und dringend zu bitten . . .

Halten Sie ein, mein Herr! Bevor von irgend etwas Anderem die Rede sein kann, muß ich Sie bitten, mich erst die Geschichte von dem Spanier wissen zu lassen, der, wie Sie sagten, durch voreiliges Erschrecken bei Gelegenheit einer Demaskierung . . .

Habe ich Ihre Neugier rege gemacht? Also Neugier gegen Neugier? Das freut mich herzlich und ich eile, Sie zu befriedigen. Denn für die Richterfüllung unserer heißesten Wünsche gibt es keinen süßeren Trost, als den, wenigstens seinerseits einen Wunsch der Grausamen erfüllen zu können. Vernehmen Sie also das Schicksal des unglücklichen Spaniers. Er verfolgt eine reizende Maske und bestürmt sie, sich zu demaskiren. Nach langem Bitten gibt sie nach und nimmt die Larve ab. Der Jüngling aber prallt entsetzt zurück, denn aus einem lieblichen Gesichtchen starrt ihm nur um so widerwärtiger eine unförmlich große Nase entgegen, so häßlich, daß ihm die Sinne schwinden und er wie toll, mit einer mühselig gestammelten Entschuldigung, von dannen rennt. Nach einiger Zeit verfügt er sich ans Büffet, um durch ein Glas feurigen Weines die peinliche Erinnerung hinwegzuspülen. Da nähert sich eine Maske und nimmt dicht an seiner Seite Platz. Verstört blickt er auf . . . und siehe da, die wohl-

bekannte, fatale Nase ragt ihm wieder entgegen! Lächelnd lispelt die Dame: „Ist das Eure Galanterie, Ihr Männer?“ — „Um des Himmelswillen,“ ruft der Entsetzte, „verzeiht mir, meine reizende Donna! Ihr seid liebenswürdig, sehr liebenswürdig, aber, offen gesagt . . . diese Nase . . . ja, diese Nase . . . bei allen Heiligen, ich ertrage den Anblick nicht!“ Und damit wollte er neuerdings hinwegstürzen. Da versetzte aber die Dame: „Wenn Euch nur meine Nase ein Dorn im Auge ist, so fahre sie hin!“ Und mit diesen Worten nahm sie die häßliche Nase aus dem Gesicht und präsentirte sie dem Erstaunten; an ihrer Stelle zeigte sich ein kleines und höchst liebenswürdiges Näschen, welches die reizende Dame sofort mit spöttischem Lächeln rümpfte, während sie mit einer leichten Verbeugung sich entfernte und den Verblüfften, die lange Nase in der Hand, stehen ließ.

Da sehen Sie nun, was bei hartnäckiger Verfolgung von Masken am Ende für Unheil sich ereignen kann!

Allerdings lehrt die erzählte Geschichte, daß man leider nicht immer ahnen könne, was einem bei Verfolgung von Masken Seltsames begegnen mag. Dafür gewährt sie aber auch den lehrreichen und unschätzbaren Trost, daß man sich vor einer häßlichen Nase nicht gleich zu entsetzen braucht, weil man nicht weiß, ob nicht etwa die Eigenthümerin sie plötzlich herunternimmt und in den Winkel wirft.

Es wäre zu wünschen, daß diese tröstliche Lehre auch außer dem Ballsaale Verbreitung fände. Die Menschenkenntniß und Menschenliebe könnte dabei nur gewinnen.

Allerdings. Ich für meine Person habe mich schon öfter in der Lage jenes Spaniers befunden. Gar oft stieß

mich irgend eine Neußerlichkeit an einem Menschen ab, und wenn ich vertrauter mit ihm geworden, da war mir's, als legte er jenes Häßliche ab, wie die Maske des Spaniers ihr Nasenfutteral, und stralte mir entgegen in mangelloser Liebenswürdigkeit. Die Alten, mein schönes Fräulein — ich sage „Fräulein“, denn Ihre Stimme klingt mir entschieden mädchenhaft und sogar auch ein wenig bekannt — die Alten also . . . aber Sie hören es vielleicht ungern, wenn ich von den Alten spreche? Verzeihen Sie, wenn ich einen Anlauf nahm, pedantisch zu werden . . .

Was sollte ich denn gegen die Alten haben?

Ich meinte nur . . . als junges Mädchen . . . Sie haben also nichts gegen die Alten?

Nicht das Geringste . . . so lange dieselben mir nicht etwa einen Heiratsantrag machen!

Sehr wohl! Die Alten also, mein schönes Fräulein, hatten Bildwerke, die von außen lächerliche und häßliche Figuren darstellten, innerlich aber schöne Götterbilder enthielten, und mit einem solchen Götterbildfutterale verglich man den häßlichen, aber weltweisen Socrates.

Sehr sinnreich! Auch die frühere Erzählung von der Doppelmaske gefällt mir. Sie machen einem wirklich Muth! Ich nehme also die Maske ab, um so dringenden Bitten nicht länger zu widerstehen, und wenn Sie hinter der Maske etwas finden, was Ihnen nicht gefällt, so nehmen Sie freundlichst an, daß es — eine zweite Maske ist!

Fräulein Irene? Ich dacht' es halb. O tausend Dank für die holde Gewißheit!

Sie verzeihen mir also, daß ich nicht auch die zweite Maske ablege? Es ist mir leider nicht möglich!

Es gibt einen Magier, der diese letzte Demaskierung der wahrhaft Schönen an Allen mit größter Leichtigkeit vollzieht.

Und wer ist dieser Magier?

Der Blick der Liebel Vor dem Blicke des Liebenden entschleiert sich das Götterbild, und genau genommen, sieht eigentlich nur er die innere wahre Gestalt der reinen Schöne, während der kalte und oberflächliche Blick der Andern an der Maske haften bleibt!

Sehr richtig; aber . . .

Kein Aber, mein schönes Fräulein, und überhaupt nichts mehr über diesen Punkt. Wenn uns Jemand belauscht hätte, so würden wir tüchtig ausgelacht werden, daß wir in einer Ballnacht platonische Dialoge commentiren. — Es ist erschrecklich heiß im Saale! — Ich gehe; soeben kommt der Herr Studiosus Quirl heran, ohne Zweifel um Sie zu fragen, wie Ihnen die letzte Spritzfahrt der „Cerevisia“ gefallen hat. — Auf Wiedersehen!

Die Nacht der Weihe.

Wer die rothgedruckten Tage aus dem Kalender striche,
der hätte zugleich die Poesie aus dem Leben gestrichen.

Stralend und mit Kränzen geschmückt tritt die Feststunde in den Reigen der Tage, der müden Schrittes mit bestaubten Gewändern auf der schattenlosen Heerstraße des Lebens hinwaltet, und in dessen einförmigem Wechselgange wir seufzend und mühselig die Sisyphuslast der Tagesarbeit wälzen.

Wohlthätig unterbricht ihr nahender Schritt die schale Gewöhnlichkeit des Daseins, die schweißtriefende Hast des Erwerbes, die ängstliche Sorge des Besitzes; für Tausende und Tausende vermittelt einzig sie noch den Bezug auf das Edle und Schöne, den Aufschwung zur inneren Freiheit, den Zusammenhang mit dem Großen und Ganzen, den Geistes- einklang mit der Sphärenharmonie des Weltalls.

Ostern, das Fest des aus Todesbanden sich ewig losringenden, und Pfingsten, das Fest des siegreich über die Welt ergossenen Geistes — sie fallen beziehungsreich mit der Auferstehung des Naturlebens, mit dem weltverjüngenden

Hauche des Frühlings, der die Lande durchweht, zusammen; aber mitten in den Todeschlaf der Natur, die der Winter mit weißem Leichentuche bedeckt, mitten in die endlose, neblige Nacht, das Schneegewirbel, das trübe Gebrause des Sturmes und die gefühlarme Erstarrung der Gemüther, senkt sich als ein stralendes Wunder mit unzähligen schimmernden Lichtern, grünen Reifern und tausenderlei blinkenden Liebesgaben die „Nacht der Weihe“ herab — ein echtes Symbol des aus lichten Geistesphären ins Dunkel der Materie herniedersteigenden Heiles.

Wie ein Traumglück senkt sie sich herab, diese Herrlichkeit, in nächtlicher Stille, flüchtig, auf wenige Stunden; nicht erlösend und weltverjüngend wie der Ostertag und das Pfingstfest, aber goldener Verheißungen und schöner Ahnungen voll. An kindlich gestimmte Gemüther wendet sie sich, die der Sehnsucht nach reinem Geisterglück noch eine Stätte bewahren, und deren Glaube noch vertrauensvoll die goldenen Ideale der Menschheit umschlungen hält.

Ihnen erscheint die „Weihnacht“ als der Abglanz jenes Glückstraums des Menschengeschlechtes, dessen Herrlichkeit in den Urweltfagen der Völker blüht, während sie als Eldorado und Atlantis dem begeisterten Blicke des Dichters aus den Tiefen des Meeres taucht, und als lockendes, leuchtendes Ziel am Ausgange der Zeiten steht.

Wer dieser Feier weihewolle Bedeutung erfaßt hat, den wird der äußere Glitter nicht stören, der sie umkleidet, und nicht der oberflächliche Tand, der Andern vielleicht als das wahre Wesen erscheint, hinter dem sie keinen ernstern Sinn erblicken.

Mag immerhin an Tand und Flitter die Welt sich freuen! Ein Ueberrest von schöner Naivetät und Kindlichkeit liegt in allem Tand, und es ist nicht Alles verloren, so lange die Lust an Tand und Spiel unter den entseztlich klug werdenden Menschen nicht bis auf die letzte Spur erloschen ist.

Die andern Feste alle, die des Jahres Wechsel zurückführt, sie feiern den Sieg des Geistes, der Reife und der Männlichkeit; in der „Weihnacht“ aber triumphirt das Kind und die Natur.

Tand und Flitter — finden sie nicht gerade in den Städten, dort also, wo sonst der kühle Verstand seine Orgien feiert, als Symbolik des Christabends den überschwänglichsten Ausdruck? Da flimmert Gold und Silber mit hellerem Stral in tausend sinnbestrickenden Formen; heißer lodert der Glanz der Juwelen auf und berührt sympathisch schöner Frauenaugen verwandte Flammenglut; in hellen Schaufenstern flirrt es von farbigen Geweben, deren Glanz und Reiz das Auge besticht. Alles das erfüllt die Gemüther mit festlicher Stimmung und verpflanzt die Weihnachtsfreude selbst in des Salons blasirte Regionen.

Diese heitere Festzeit des Ueberflusses, der Verschwendung, des seligen Gebens und Nehmens — kann man sie im strengen Sinne eine christliche nennen? Verträgt sie sich mit dem Geiste der Entfagung und der Askese? Hat sie nicht einen etwas heidnischen Anstrich? Leitet sie nicht unvermerkt schon ein wenig zu den Saturnalien des Carnevals, der Emancipation des Fleisches hinüber? — Streut nicht unter der Maske des Christkindeins manch' lüsterner Heidengott seinen Goldregen in den Schoß einer blondzöpfigen Danaë?

Wetteifernd mit den Zauberpenden der Natur und des Handwerks schmücken die Künste sich und die Poesie in rosigter Festlaune. In gleißenden Pyramiden wächst wie aus dem Boden hervor eine goldumflitterte Literatur, deren salonsfähig gewordene Außenseite nun auch der glanzverwöhnten Dame einen Blick ablockt, und der gegenüber selbst des Kritikers Gift sich in die „Milch frommer Denkungsart“ verwandelt: nur schonend wagt er sie anzutasten — „so gnadenreich und heilig ist die Zeit“.

Und doch — hilft all' der glänzende Tand über die Leere hinweg, deren Gefühl den städtischen Lebemann und die Weltdame durchfröstelt?

Genießt ja kaum mehr die Kinderstube im Gewühle der Stadt am Christabende das reine Geisterglück und die ganze Befeligung, die ein Herz und einen Abend voll auszufüllen im Stande ist. Und wo die Nacht immerfort zum Tage gemacht wird, wo tiefe, echte Nachtstille fast zur Nythe geworden, wie verlore da nicht die „Nacht der Weihe“ viel von ihrer Weihe, die mitternächtliche Feststunde viel von ihrer Romantik, von ihrem märchenhaft anmuthenden Glanz und Zauber?

Wie anders wird in ländlicher Stille, von den Wunderblumen der Sage umrankt, von den Schlaglichtern eines bedeutfamen Naturlebens umspielt, der tiefere Sinn dieser Nacht lebendig!

Da regt sich's mitternächtlich in den stillen, verschneiten Gehöften, Laternenschimmer blitzt auf und huscht über die Felder, stille, ernst-frohe Menschen wallen über den blinkenden Schnee, durch den knisternden Wald, auf dessen weiß-

verhangenen Zweigen geheimnißvolle Lichter spielen; wohl auch durch wildes Gestöber, dicke Finsterniß und rauhen Decembersturm geht es der weißen Dorfkirche zu, aus welcher feierlicher Orgelklang erbraust, das Gemüth mit süßem Schauer füllend, und deren kerzendurchstrahltes Inneres nun auf einmal die winterlichen Pilger wie ein überirdisches Asyl aufnimmt.

Glücklich Jeder, in dessen Kindheits-Erinnerungen das Weihnachtsfest im magischen Glanze des hundertfachen Kerzensterngefunkels einer stillen, weißen, vom Gestöber des Winters umbrausten Dorfkirche fortlebt!

Ihm nur wird es völlig verständlich, welcher ein glücklicher Gedanke der auf das menschliche Gemüth sich meisterlich verstehenden katholischen Kirche es war, in den Reigen der Jahresfeste, die alle sinnvoll und anregend sind, reich an feiner Symbolik und echter Poesie, auch eine nächtliche Feier mit einzufügen!

Nie kann das grelle Licht des Tages und seine zerstreuende Geschäftigkeit die Blüthen der Herzenstiefe so reich entfalten, wie die Nacht, „unendlicher Geheimnisse schweigende Botin,“ welcher Novalis seine wunderbaren Hymnen sang.

Der Ungemüthliche.

Ich fuhr eines Tages, auf einer Reise begriffen, durch das Städtchen X., und während die müden Postgäule den Marktplatz entlang trabten, kam ich an einem Wirthshause vorüber, aus welchem soeben ein Mensch herausgeworfen wurde. Die Gewalt des Wurfes war eine so heftige gewesen, daß der arme Teufel auf der Straße sich nicht wieder aufrichten konnte und hilflos dalag, während der Schwarm lustiger Gesellen, der ihn solchergestalt über die Schwelle befördert hatte, singend und lärmend sich wieder in das Gastgemach zurückzog, ohne sich weiter um ihn zu kümmern. Halb aus Mitleid, halb aus Neugierde, ließ ich halten, stieg aus dem Wagen, half dem Unglücksvogel auf die Beine, und da ich merkte, daß er sich im Fallen stark beschädigt, überdies auch sonst das Ansehen eines krüppelhaften Menschen hatte, denn er war lahm an einem Fuße und auf einem Auge blind, so nahm ich ihn zu mir ins Gefährt und erreichte gleich darauf die Herberge, in welcher ich die Nacht zuzubringen gedachte. Dort ließ ich ihn zu Bette bringen und einen Arzt rufen, dem ich ihn empfahl, denn er schien mir der Pflege gar sehr zu bedürfen. Im Uebrigen gönnte

ich ihm auch, da er mühsam sprach, die nöthige Ruhe und wollte ihn für den Rest des Abends mit Fragen nicht weiter behelligen.

Den andern Morgen ging ich zu ihm hin, fand ihn in einer ziemlich schlechten Verfassung, denn er hatte durch den Fall eine starke Erschütterung der Brust erlitten, und der Arzt erklärte unter vier Augen den allgemeinen Zustand des gebrechlichen Mannes für einen bedenklichen.

„Wie kam es nur“, fragte ich, mich ans Bett zu dem Kranken setzend, „daß Euch von jenen Gesellen in der Schenke eine so unglimpfliche Behandlung widerfuhr?“

„Wie es kam?“ erwiderte er. „Ach, das kam so, lieber Herr. Die muntern Gesellen, die in jener Gaststube beisammen saßen, das waren lauter gemüthliche Leute, und ich, müßt Ihr wissen, Herr, ich bin, wie die Leute sagen, ein ungemüthlicher Mensch. Und das eben, Herr, das ist der Fluch meines Lebens immer gewesen, daß ich ein ungemüthlicher Mensch bin, wofür ich gar nichts kann, da ich mir zeitlebens alle erdenkliche Mühe gegeben habe, ein gemüthlicher Mensch zu werden, wie die andern Leute, aber vergebens. Schon als kleinen Knaben hat mein seliger Vater, Gott tröst' ihn! mich lahm geschlagen — daher mein Hinken auf einem Beine — weil mein Bruder etwas verbrochen hatte. Diesen wollte er nämlich nicht schlagen, weil er ein allzu gemüthlicher Knabe war.“

Mein Bruder wurde, eben weil er ein gemüthlicher Knabe war, von allen Leuten und insbesondere von den Frauen gehätschelt und geliebt, und wenn Besucher ins Haus kamen, oder Verwandte und Freunde uns auf der

Straße begegneten und mit uns sprachen, so sahen sie immer nur meinen Bruder dabei an und richteten ihre Worte immer nur an meinen Bruder; über mich glitten sie mit den Augen hinweg, als ob ich in einer Tarnkappe steckte.

In der Schule sah ich, wie andere Knaben, wenn sie etwas verbrochen, von den Lehrern mit Lächeln zurechtgewiesen, höchstens ein wenig beim Ohrläppchen gezupft, oder bei den Härchen ein klein wenig gezogen, oder mit der Rückseite der flachen Hand auf die Wange getätschelt wurden — ich dagegen, selbst wenn ich mich sehr brav benommen und ausgezeichnet hatte, mit sauersüßer Miene kurz belobt und dabei mit Augen angesehen wurde, als ob ich eigentlich Prügel verdient hätte.

Wenn meine Geschwister oder Kameraden einen schlimmen Streich ausführen wollten, so nahmen sie mich nicht dazu und thaten es heimlich vor mir, denn ich war ihnen zu wenig gemüthlich.

Kleine Kinder, Hunde, Katzen u. dgl. gaben sich auch nicht gerne mit mir ab und wichen mir aus, obgleich ich ein Freund von ihnen war. Ich machte daher vielerlei Versuche, sie durch ein entgegenkommendes Benehmen für mich zu gewinnen, aber nichts wollte verfangen. Wenn ich die Katzen streichelte, so kratzten sie mich, wenn ich die Hunde an mich lockte, so bissen sie mich in die Wade, und sah ich ein Kindlein in der Nähe nur so ein bißchen liebeich an, so begann es zu strampeln und zu schreien, als stecke es am Spieße.

Nachdem ich herangewachsen, wurde ich in eine Kanzlei gethan und schlug die Beamtenlaufbahn ein. Es kam die

Zeit, wo ich der Nächste war, in eine höhere Stelle vorzurücken. Aber es wurde mir derjenige meiner Collegen vorgezogen, der dem Chef der Kanzlei immer beim An- und Ausziehen des Ueberrocks behifflich war. Ich wollte mich in ähnlicher Weise gefällig erzeigen und reichte dem Vorgesetzten beim Fortgehen dienstwillig vorspringend, Hut und Stock. Aber er sah mich grämlich an und murmelte unwirsch etwas in den Bart, und meine Amtscollegen nannten mich von da ab einen Speichellecker und Heuchler. Bei der nächsten Borrückung wurde mir derjenige vorgezogen, von welchem der Vorgesetzte wegen seines guten Humors sich auf Reisen begleiten ließ; bei der dritten derjenige, auf welchen die ältliche Nichte des Vorgesetzten ein Auge geworfen hatte. Von mir ließ der Chef sich weder Hut noch Stock reichen, noch auf Reisen begleiten, noch gab er mir seine Nichte — denn ich war ein ungemüthlicher Mensch.

So kam ich nicht weiter im Amte und zu guter Letzt wurde ich gar entlassen. Warum? Ach Gott, weil ich ein ungemüthlicher Mensch war.

Jetzt wendete ich mich dem Kaufmannsstande zu; aber kein Mensch wollte etwas von mir kaufen, weil ich nicht gemüthlich mit den Leuten zu reden wußte.

Nach dem Tode meiner Eltern und meines höchst gemüthlichen, aber leider am Delirium tremens zu Grunde gegangenen Bruders fiel mir ein kleines Erbe zu, mit welchem ich ein Bauerngütchen ankaufte, das ich nunmehr zu verwalten mich anschickte, wobei ich vor Allem nach einer passenden Helferin und Lebensgefährtin mich umsehen zu müssen vermeinte.

Ich hatte aber große Schwierigkeiten, eine Frau zu bekommen. Die ländlichen Schönheiten fanden zu wenig Kurzweil bei mir, schämten sich meiner auf den Tanzböden und hielten sich lieber an die flotten, lustigen Bursche. Wenn ich hernach mich zusammennahm und es machen wollte wie die Gemüthlichen, und auch einmal einen Scherz bei solch' einem Mädchen riskirte, so bekam ich wohl gar eine Ohrfeige.

Endlich fand sich doch ein weibliches Wesen, das mich nehmen wollte, vielleicht nur, um unter die Haube zu kommen. Aber es war ein Geschöpf von übelstem Humor. Und wenn ich sie aufheitern, oder nach einem Zanf versöhnen und beschwichtigen wollte, so konnte ich ehrlicher Kerl mit aller gutgemeinten Beredsamkeit in einer Stunde nicht so viel bei ihr ausrichten, als irgend ein Laugenichts mit drei verlogenen, aber „gemüthlichen“ Worten bei so einem Weiblein auszurichten vermocht haben würde.

Sie betrog mich auch und verließ mich zuletzt, nachdem sie mir vorher noch ein Auge ausgekratzt — weshalb ich, wie ihr seht, außer dem, daß ich hinke, auch einäugig bin. Aber Recht behielt sie doch vor aller Welt. Man brauchte mich ja nur anzusehen und man wußte sogleich, daß ich ein Ungeheuer, sie aber ein Engel sein mußte . . .

Ja, worin lag denn das eigentlich, daß ich ein so ungemüthlicher Mensch war? Ich gab mir doch, wie gesagt, viele Mühe, gemüthlich zu sein, heiter und lustig auszusehen, aber, obwohl ich glaubte, gerade so oft zu lachen oder einen Scherz zu machen, wie andere Leute auch, so geschah es mir doch häufig, daß, wenn ich lachte, ein Anwesender mich ganz verdußt ansah, und behauptete, es sei doch eine Merkwürdigkeit,

mich lachen zu sehen und er hätte nicht geglaubt, daß ich es könnte.

Ich war oft so fröhlich innerlich im Herzen, hätte manchmal sogar auch hell aufjauchzen oder mitjubeln mögen mit dem Fröhlichen, mitten in der schönen Gottesnatur, oder sonst — aber es war, als ob ich keine Kehle hätte zum Jauchzen und Fodeln und keine Beine zum Springen und Tanzen, und da hieß es denn: „Der hat kein Gemüth — man sieht's ihm an — den rührt nichts und freut nichts — ein Kloß ist's und ein Griesgram, ein sauertöpfischer Kerl. . .“

Es war wirklich an dem, daß, sozusagen, kein Hund ein Stück Brot von mir nehmen wollte.

Und ich meinte es doch gut.

Wenn ich mich unterwegs einem Wanderer anschließen wollte, so schlug er alsbald unter irgend einem Vorwand seitwärts einen Feldweg ein, so ungefähr, wie man einem verdächtigen Menschen ausweicht.

Wenn ich einen Betrübten trösten wollte, so weinte er nur noch stärker als zuvor, wurde ungehalten und sagte mir Grobheiten, als ob ich ihm Gott weiß welche Beleidigung angethan hätte.

Wenn ich einem Bedürftigen durch ein Darlehen aus der Noth half, so äußerte er zu den Leuten mit einem Blick gen Himmel, es sei traurig genug, in die Hände der Geldmäkler und Wucherer zu fallen. Und wenn ich einem Armen etwas schenkte, so sah er das Geldstück an, ob es nicht etwa falsch sei . . .

Duldete ich Spinnen an meinen Wänden, und Schwalben, die in meinem Hause nisteten, so nannte man mich einen

unreinlichen Patron, und fegte ich sie weg, so hieß es: „Da seht den gemüthlosen Menschen!“ —

Wenn ich in der Schenke neben munteren Kumpanen saß, so thaten sie, als ob ihnen mein Gesicht das Getränk sauer mache.

Zuletzt wurde ich in einen großen und unangenehmen Proceß verwickelt. Bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung wendete die ganze Sache sich sonnenklar zu meinen Gunsten; selbst der Gegner hatte sein Unrecht eingestehen müssen. Aber die Geschworenen sprachen ihn dennoch frei, weil er ein sehr gemüthliches Aussehen hatte.

In Folge dieses Processes verlor ich das Wischen, das ich bejaß und da eine überaus reiche Tante, auf die ich meine Hoffnung gesetzt hatte, mich zu Gunsten eines liebenswürdigen Windbeutel's enterbte, so zieh' ich seitdem verlassen, arm und krüppelhaft, wie Ihr mich gefunden, schier als ein Bettler in der Welt umher.“

So erzählte der Mann, aber da er immer mehr ermattete, so empfahl ich ihm Ruhe und entfernte mich mit einigen Trostworten.

Den nächsten Tag fand ich ihn der Auflösung nahe. Er fühlte recht gut, wie es um ihn stand und obwohl es ihm Mühe machte, zu sprechen, kam er doch wieder auf sein Schicksal zurück und flüsterte trübselig:

„Die Liebe stand an meiner Wiege nicht und auch an meinem Sarge wird sie nicht stehen. Und ich war doch auch ein Mensch, wäre gerne geliebt worden und hätte gerne geliebt. Ich hatte darnach zeitlebens ein Verlangen, so groß, so heiß, daß ich es nicht beschreiben kann. Aber die Natur

hatte den schlimmsten aller Flüche auf mein Haupt gelegt: den der Ungemüthlichkeit. Und so bin ich zu Tode gezaust worden, wie die Gule, die sich bei Tag unter die andern Vögel mischen will."

So klagte er; nach einiger Zeit aber flog ein Lächeln über sein Antlitz und er begann wieder:

"Ich weiß doch Einen, der sich nicht im Geringsten darum kümmert, ob ich ein jovialer Bursch, oder ein langweiliger Rauz gewesen bin. Das ist der Todesengel, der mir jetzt unter den Arm greift und mich einführt zur ewigen Ruhe. Der Tod umfaßt die Gemüthlichen und die Ungemüthlichen mit gleicher Milde und Freundlichkeit. Die Stätte der letzten Rast kann Keinem verwehrt werden und das Recht des süßen ewigen Schlafes ist gleich für Alle." —

So sprach er und verschied.

Armer Teufel, wirst Du Recht behalten mit der Hoffnung Deines letzten Augenblicks? Vielleicht täuschtest Du Dich und Dein Schicksal ist auch jetzt noch nicht versöhnt. Ruhe Dich geschwind ein wenig aus vom Ungemach Deines unglückseligen Daseins; ich fürchte, nach wenigen Wochen oder Monaten wirst der Todtengräber Deine sterblichen Reste aus dem Grabe, um an ihrer Statt die Gebeine eines gemüthlichen Hallunken hineinzubetten.

Ueber das Glück.

Zu Venedig hörte ich die Geschichte eines jungen Mädchens erzählen, welches mit einer merkwürdigen Consequenz bis zum letzten Lebenshauch vom Mißgeschick verfolgt wurde. Dies Unglückskind, Natalina geheißen, stammte von begüterten Eltern; eine schöne, heitere Zukunft schien dem Mädchen gewiß. Aber die Mutter starb im Wochenbette, und dem Vater ging an dem Tage, an welchem ihm das Töchterchen geboren wurde, ein Schiff auf der See mit all' seinem Gut zu Grunde. Bei der Kunde dieses Unglücks wurde er vom Schlage gerührt und das Kind blieb als arme Waise zurück. Eine betagte reiche Verwandte nahm es zu sich, gewann es lieb, ließ ihm eine gute Erziehung angedeihen und setzte das herangewachsene Mädchen zum Erben ihres ganzen Vermögens ein. Aber als die Dame starb und das Testament eröffnet wurde, da fand man in demselben einen Formfehler, um dessentwillen es umgestoßen und für ungiltig erklärt wurde. Natalina stand völlig mittel- und hilflos in der Welt. Sie mußte sich als Magd verdingen. Ein junger Mensch, der Sohn vermöglicher Eltern verliebte sich in sie. Bei dem Gange zur Kirche nähert er sich ihr

wiederholt, knüpft Gespräche mit ihr an, betheuert ihr seine Liebe und gewinnt ihre Gegenliebe. Aber der armen Natalina blüht kein Glück; all' ihre Hoffnung wird durch die Entdeckung vernichtet, daß der Geliebte mosaischen Glaubens sei, daß sie niemals seine Gattin werden könne. Sie macht dem jungen Manne verzweiflungsvolle Vorwürfe, des Betruges wegen, den er an ihr verübt. Er versichert sie von Neuem seiner zärtlichen Liebe und will sich taufen lassen nach dem Ableben seines hochbetagten Vaters. Bald darauf wird er ans Sterbelager des Vaters nach einer entfernten Stadt gerufen. Aber noch vergehen Monate in peinlichem Harren für Natalina. Endlich stirbt der Greis. Der junge Mann läßt sich taufen und eilt zur Geliebten, um sie als seine Gattin heimzuführen. Aber das Mädchen ist einige Tage zuvor schwer erkrankt; der Tod hat sie an der Schwelle ihres Glückes hinweggerafft und eine Stunde vor Ankunft des Bräutigams ist sie zur Erde bestattet worden. Der Jüngling gibt sich ganz seinem Schmerze, seiner Verzweiflung hin; er will Natalina noch einmal sehen und läßt das Grab öffnen. Da findet man die Unglückliche in veränderter Stellung auf dem Gesichte liegend, wie Jemand, der sich in entsetzlicher Qual herumgeworfen — sie ist scheinodt begraben worden und erst im Grabe gestorben . . .

Diese einfache Geschichte ist mir im Gedächtnisse haften geblieben und ich erinnere mich derselben oft, wenn ich zu Betrachtungen über das, was man Glück, Schicksal, Verhängniß nennt, angeregt werde.

Unser guter Freund, der gesunde Menschenverstand, sagt uns, dasjenige, was wir meinen, wenn wir uns des Ausdrucks

bedienen: „dieser Mensch hat Glück, jener hat Unglück“, sei bloß auf Rechnung des Zufalls zu sehen und lächerlich sei es, an eine Vorherbestimmung, an eine Macht zu glauben, durch welche in geheimnißvoller Weise des Schicksals Gunst oder Ungunst sich an die Fersen irgend eines bestimmten Menschen hefte.

Aber fragt nur den nächsten besten Tarockspieler: er wird, so aufgeklärt, so frei von Vorurtheilen er auch sein mag, dafür einstehen, Glück und Unglück sei kein leeres Wort.

Bei Montaigne sind einige besonders wunderliche Glückszufälle zu lesen. Eine Mauer wurde bei der Belagerung einer Stadt durch eine Mine in die Luft geschleudert, fiel aber so genau in ihre Vertiefung wieder zurück, daß sie feststand wie zuvor. Ferner: einem Edelmann begegnete es in der Schlacht, daß er von einem Pfeile gerade in ein Geschwür getroffen wurde, an welchem er seit lange litt; das Geschwür entleerte sich und war geheilt. Noch ein drittes Geschichtchen tischt der alte Schelm seinen Lesern auf, das ich nicht unterdrücken will; obgleich es einigermaßen unartig ist: Jemand warf mit einem Steine nach einem Hund und traf — seine Schwiegermutter. *Se non è vero, è ben trovato.*

Das sind Zufälle — aber es gibt Menschen, deren Lebenslauf eine Reihe von solchen Glückszufällen ist. Und wieder gibt es Menschen, denen die rollende Scheibe Fortuna's, wie der Mond den Erdbewohnern, immer eine und dieselbe Seite, und zwar die öde, wüste Rehrseite zuwendet. Haltet Umfrage; Tausende und aber Tausende werden mit trübem Lächeln bestätigen: es gibt nicht bloß einen blinden,

regellos waltenden Zufall es gibt eine geheimnißvolle Bestimmung, Glück und Unglück genannt, es gibt Glücks- und Unglückssterne, es gibt „Glücksfinder“ und „Glückspilze“, es gibt „Pechvögel“ in der Welt.

Der Glaube an ein Verhängniß geht durch alle Völker und Zeiten, und von sämmtlichen Arten des Glaubens und des Unglaubens ist diese die unausrottbarste in der Menschenbrust. Personen, welche nur ein spöttisches Lächeln haben für religiöse Dogmen, lassen sich doch mehr oder minder von der Idee des Fatalismus oder wenigstens von einem fatalistischen Instincte beherrschen.

Das Sprichwort faßt die Sache, wie es seine Art ist, derb und humoristisch an:

„Wer Glück hat, dem kälbert der Dchs.“ — „Wer Glück hat und guten Wind, der kann in einem Korbe über den Rhein fahren.“ — „Wer Glück hat, der malt ohne Wind und Wasser.“ — „Assai ben balla a chi fortuna suona.“ (Sehr gut tanzt, wem das Glück dazu aufspielt.) Und umgekehrt:

„Wer Unglück soll haben, der stolpert im Grafe,
Fällt auf den Rücken und bricht sich die Nase.“

Ja, so weit ist das Glück dem Bereiche der Ueberlegung, der Berechnung, der Vernunft entriickt, daß es vielmehr in einem geheimnißvollen Bunde steht mit der Dummheit. „Der Dumme hat's Glück.“ — „Mehr Glück als Verstand.“ — „Ein Narrenglück.“ — „Besser ein Quentchen Glück, als ein Pfund Weisheit.“ —

Noch ehrenrührigere Titel als den eines Dummkopfs hat das Sprichwort für die Glücklichen.

„Das Glück läßt sich melken
Von H—, Buben und Schälken.“

In der That, man muß sich beinahe des Glückes schämen, und daß Erfolg zu haben schier gar als ein Verbrechen gilt, davon wissen Staatsmänner, Heerführer, Dichter und Künstler ein Lied zu singen . . .

Im Gegensatz zu den obigen Sprüchen hört man freilich auch wieder sagen: „Der Mensch ist seines Glückes Schmied“ „fortes fortuna juvat“ (das Glück ist auf der Seite der Tapfern) und das sind sogar goldene Worte, die jeder sich gegenwärtig halten sollte sein Leben lang. Oft klagen wir allerdings unser Geschick an, wo unser Ungeschick die Schuld hat. In unzähligen Fällen sogar wird man Glück und Unglück im Charakter des Menschen, in seiner Gemüthsanlage begründet finden. Aber nicht immer! Und hier soll eben nur von jenem Theile menschlichen Geschicks die Rede sein, der unabhängig ist vom Wesen der bestimmten Persönlichkeit, unabhängig von den Eigenschaften, welche anscheinend das Lebenslos des Menschen bedingen.

„Wer Unglück hat im Spiel, hat Glück in der Liebe,“ ist ein triviales Sprüchlein, mit welchem jeder Dame, die eine Partie im Kartenspiel verloren hat, ihr galanter Nachbar schmeichelt, und welches vielleicht nicht mehr besagt, als die allgemeine Wahrheit, daß die launische Göttin Fortuna einen Sterblichen nicht leicht mehr als eine bestimmte Art von Glück zutheilt. Gewiß ist, daß, wenn man zwischen der Gunst papierner Kartenköniginnen und der Gunst der Frauen einen Vergleich anstellen wollte, in Beziehung auf die Beständigkeit der Vergleich noch zu Gunsten der papiernen

Königinnen ausfallen dürfte. Spielerglück ist in der That eine Art von Glück, in deren Bereich wunderbare Fälle von Beständigkeit fast noch häufiger sind, als sensationelle Fälle von Untreue. Gewissen Personen fallen nun einmal ihr Leben lang die besten Karten zu, und wenn sie Jahre hindurch nicht mehr gespielt, so finden sie beim ersten erneuten Versuch das Glück mit ebenso räthselhafter Treue an ihre Seite gebannt wie je zuvor. Allerdings fehlt es auch in der Laufbahn des absolut glücklichen Spielers nicht an kleinen Schwankungen. Der glückliche Spieler hat in Wochen, Monden, Jahren einzelne Unglücksstunden; und die Fälle von plötzlichem Ruin eines Glücksspielers ereignen sich meist dann, wenn der Spieler das Glück, das ihn jahrelang begleitet hat und das ihn vielleicht von morgen an wieder jahrelang begleiten würde, übermüthig und freventlich herausfordert, statt den Tag, den er als einen bösen erkannt hat, in Ruhe vorübergehen zu lassen.

Das Geld des Glücklichen fällt überall auf fruchtbaren Boden und trägt hundertfältige Saat. Doch zeigt bei dem Handelsmanne, dem Industriellen das Glück sich weniger noch in einer ununterbrochenen Reihe von Erfolgen, als darin, daß ein Solcher, wenn ihm ein Unglück widerfährt, doch immer, wie die oben erwähnte, in die Luft geschleuderte Mauer bei Montaigne, in die alte Vertiefung zurückfällt und so fest steht, wie zuvor. —

Die Weisheit, mit welcher Schlachten zu Wasser und zu Lande gewonnen werden, ist oft nicht größer, als diejenige, mit welcher, nach der bekannten indiscreten Aeußerung eines Diplomaten, im Durchschnitte die Welt regiert wird.

Und was würde selbst aus den genialen und tüchtigen Staatsmännern, wenn ihnen nicht das Glück zur Seite stünde? Man denke an Bismarck. Dürfte und könnte ein Mann dieser Art der ihm zujubelnden Menge gegenüber sprechen wie er denkt, er würde sagen: „Ihr guten Seelen, die ihr mich bis zu den Sternen erhebt und in jedem meiner Erfolge das Ergebniß unfehlbar rechnender Weisheit erblickt, ihr wißt nicht, wie viel ich diesem und jenem günstigen Zufalle verdanke — ihr wißt nicht, wie oft ich schwindelnd ging auf der „Schneide des Geschicks“, wie oft ich dem Abgrunde näher war als dem Gipfel — ihr wißt nicht, wie oft ich *va banque* spielte mit verbundenen Augen!“ —

Der Ruf der Aerzte gründet sich auf „glückliche“ Curen. — Wenn ein kranker Mensch sich eine Arznei verschreiben läßt und dieselbe zu sich nimmt, so bessert sich entweder sein Zustand, oder er bleibt wie er ist, oder er verschlimmert sich. Genau dasselbe geschieht, wenn man die Arznei nicht zu sich nimmt, oder wenn man sich überhaupt keine verschreiben läßt. Da aber von dem Kranken wenigstens die Besserung gemeiniglich auf Rechnung der eingenommenen Arznei gesetzt wird, so ergibt sich von selbst, welcher große Spielraum dem Glücke in der Laufbahn des Arztes vergönnt ist.

Eine nicht ganz seltene Erscheinung ist der literarische Glückspilz: er ruht meistens nach einem oder ein paar glücklichen, entscheidenden Trümpfen auf seinen Lorbeern aus. Von seinem Gegenstück, dem literarischen Pechvogel, wäre viel zu erzählen. Ist er der Autor eines Epos, das Erfolg hat, so trifft dasselbe zusammen mit einem Werke gleichen Titels aus der Feder eines fürchterlichen Kritikers, welcher

für sieben Blätter Recensionen schreibt. Concentriert er seine Kräfte jahrelang auf einen großen historischen Roman, so erscheinen zu gleicher Zeit mit demselben sechs andere große historische Romane von namhaften Autoren. Schreibt er eine Satyre auf die deutsche Zwietracht, so werden während der Drucklegung derselben ihm zum Troste die Deutschen für einige Zeit einig und schlagen die Franzosen. Verfaßt er einen Musiktext, so erliegt der Componist unter den Händen bösariger und feindseliger Recensenten, und der Dichter wird „mitgefangen, mitgehangen“! —

Glück in der Liebe! — Darf man denn so eigentlich von Glück und Unglück in der Liebe sprechen? Versteht es sich nicht von selbst, daß den Schönen die Herzen zusliegen und die Häßlichen gemieden werden? So fragt man und verweist dabei mit spöttischem Lächeln auf die unerfreulichen Züge alter Jungfern, auf das unbeholfene Wesen alternder Junggesellen. Aber Goethe war vielleicht der vollkommenste, der herrlichste Mensch und Mann, der je gelebt hat. Und er, dem das Glück sonst Alles verschwenderisch in den Schoß warf, errang sehr spät und in unzulänglichem Maße was das Unentbehrlichste ist und wofür kein Lorbeer entschädigt: Familienglück und eine traute, behagliche Häuslichkeit. Er liebte viel und wurde geliebt; aber ein Frauenwesen, seiner würdig, ward ihm nicht zu Theil; und so nahm dieser Olympier zuletzt seine Haushälterin zum Weibe, die gute Christiane, die zum Herrn Geheimrath zeitlebens aus großer Tiefe hinausblickte, und die zwar, wie man sagt, den Cult des Bacchus, aber nicht den des Musengottes mit ihm zu theilen in der Lage war.

Ich kann mir nicht versagen, schließlich auch noch einer Art von Glück und Unglück zu gedenken, von welcher mir persönlich ganz erstaunliche Beispiele vorgekommen sind: ich meine das Wetterglück und Wetterunglück bestimmter Personen. Ich wüßte Personen zu nennen, die man getrost statt eines Barometers benützen könnte, und die man nur zu fragen braucht: „Gedenken Sie morgen einen Ausflug zu machen?“ um zu wissen, ob es für den nächsten Tag ausgezeichnet schönes oder niederträchtiges Wetter geben wird. Man erinnert sich des verstorbenen Feuerwerkers Sturmer und seines sprichwörtlich gewordenen Wetterunglücks. Dagegen soll der alte Kaiser Wilhelm — der auch sonst schon in einigen Kleinigkeiten Glück hatte — sich einer so außerordentlichen Wettergunst erfreuen, daß ihm selten oder niemals weder eine der vielen schönen Revuen, die er über seine Soldaten abhielt, noch eine Spazierfahrt durch böses Wetter — höchstens durch einen kleinen Hagel von Schrotkörnern! — verdorben worden ist. —

So gibt es also wirklich in der Welt eine geheimnißvolle, unberechenbare, in großen und kleinen Dingen launisch waltende Macht, die man Glück und Unglück oder Verhängniß nennt? Ist wirklich ein Theil der Menschen ohne Rettung dem Lose verfallen, in vergeblicher Mühsal den Stein des Sisyphus bergan zu wälzen, während Anderen die goldenen Früchte des Lebens unausbleiblich in den Schoß fallen? Muß ein solcher Glaube nicht niederdrückend, ja demoralisirend auf die Unglücklichen wirken, und die Zahl der Mißvergnügten auf dem Erdenrunde vermehren, andererseits aber die Zuversicht der Glücklichen bis zu frevlem Uebermuth steigern?

Allerdings müßte er dies wenn nicht jener geheimnißvollen Erfahrungsthatsache launisch-eigenfinniger Schicksalsgunst oder Ungunst sich eine andere, ebenso unleugbare Thatsache gegenüberstellte.

Ich meine die bedeutsame und entscheidende Thatsache des plötzlichen Umschwungs, der oft nach langen Jahren einer mit scheinbar eiserner Consequenz sich behauptenden Glückslage doch endlich hervortritt.

Eindringlich ist diese Lehre des endlichen und plötzlichen Umschwungs schon seit Jahrtausenden ausgeprägt in der zur Kinderfabel gewordenen Geschichte des Crösus, sowie das Unheimliche, Beängstigende eines langen, ungetrübten Glückes längst seinen lebendigen Ausdruck gefunden hat in der allbekannten Sage vom Ringe des Polykrates.

Die Vertreter hoher Schicksalsgunst in der Weltgeschichte stehen auch da als die lehrreichsten Beispiele plötzlichen Schicksalswechsels, jähen Fall's. Die am meisten typische dieser Gestalten ist der erste Napoleon — dem sich aber auch der Dritte in dieser Beziehung bedeutsam an die Seite stellen läßt. —

Wechselt das Glück, so wechselt ja wohl auch das Unglück; obgleich der Umschwung von Unglück zum Glück, wie es scheint, sich seltener als der umgekehrte ereignet. Nicht immer reicht, wie bei der armen Natalina, der Schicksalsfluch bis ans Grab und übers Grab hinaus.

Zwei Dinge darf der Unglückliche zu keiner Zeit aufgeben: die Hoffnung auf den Umschwung, und den muthigen Kampf gegen das Mißgeschick.

Der Schwächling und der Feigling hat kein Recht, das Schicksal anzuklagen. Nur wer sein Leben lang mit

männlichem Muth und mit dem ganzen Aufgebote seiner Kräfte bemüht gewesen, „seines Glückes Schmied zu sein“, darf sagen: „Bis hieher reichte mein Wille und meine Kraft, und hier begann mein Verhängniß.“

Und was die Hoffnung betrifft, so wüßte ich ihr keinen besseren Ausdruck zu geben, als ich ihr vor Jahren in Versen gegeben:

D verzweifle nicht am Glücke,
Ob getäuscht auch viel und oft!
Niederschwebt's auf gold'ner Brücke
Plötzlich dir und unverhofft.
Ungerührt von Klagen, Weinen,
Wie's auch lange zögern mag,
Einmal wird es doch erscheinen,
Einmal kommt sein Wonnetag!

Wandle nur auf seinen Spuren:
Deinem gläubigen Vertrau'n
Kann's erblühen auf den Fluren,
Von den Sternen kann es thau'n,
Aus den Lüften kann es regnen
Wie ein fallend Rosenblatt,
Plötzlich kann es dir begegnen
Mitten im Gewühl der Stadt.

Wo sich in der Wüste Schweigen
Ganz dein Muth verloren glaubt,
Kann sich's plötzlich zu dir neigen
Wie ein liebesflüsternd Haupt.
Wo sich bricht an Kerkermauern
Der Verzweiflung banges Fleh'n,
Kann es dir mit Wonneschauern
Plötzlich in die Seele weh'n.

Sah'st du deine Jugend schwinden,
Und es blieb dir unerfleht,
Kann dem Mann es Kränze winden:
Nimmer kommt es ja zu spät.
Noch den Greis kann es entzücken,
Und noch in der Todesstund'
Kann es seinen Kuß dir drücken.
Segnend auf den bleichen Mund.

Ich könnte hier schließen; aber ein kleines Postscriptum habe ich noch auf dem Herzen. Geneigter Leser, wenn Du einen vom Unglücke Verfolgten siehst, einen Menschen, dem im Großen und Kleinen Alles quer geht, einen Pechvogel in was immer für einem Sinne — sei mild! füge kein Leid zu dem, was er schon hat, mache ihm lieber eine Freude, wenn Du kannst. Insbesondere Du, geneigte Leserin, gib dem Unglücklichen, den Du nicht mehr liebst, nicht überdies noch einen Fußtritt! — Das Schicksal ist oft herbe und grausam; aber es kann nicht oft genug gesagt werden, daß die Liebe und Milde der Menschen Vieles auszugleichen vermöchte. Durch Liebe und Milde die Schläge des Geschickes lindern, wäre der einzig mögliche und zugleich der denkbar schönste Sieg des Menschen über das Fatum.

Erinnerung an Venedig.

I.

Unter den Redensarten, die sich von einem Bädeler auf den andern fortvererben, findet sich nun lange genug auch die von der „trauernden, um ihre einstige Herrlichkeit trauernden Königin der Lagunen“. Wehe Dir, Fremdling, der Du diese „trauernde Königin“ besuchst, wenn Dich das Ungefähr auf einem Plage oder in einer Gasse einquartiert, in welchen sich ein Café oder eine Schenke befindet! Bis zwei Uhr Morgens wirst Du Dein, von angestrenzter Tagesumschau in den Reizen der Dogenstadt ermüdetes Auge nicht schließen können, solltest Du auch sämtliche Elegien, die von Venedigs Trauer und melancholischer Stille singen, unter die Kissen Deines Hauptes legen. Wenn in anderen, nur um ein Geringes nördlicher gelegenen Städten nach Mitternacht noch etwas Weniges in den Straßen gesungen und gelärmt wird, so macht Tags darauf ein scharfes „Eingefendet“ im Localblatte eine Klage wegen Störung des öffentlichen Schlafes anhängig und intimiert den Behörden ein feierliches „Videant consules“ etc. In Venedig singt der letzte Nachtschwärmer auf der Straße seine Romanze um drei Uhr Morgens, und

alle Welt findet das in der Ordnung, denn alle Welt weiß, daß der Venetianer, wie der Italiener überhaupt, schreien muß, wenn er nicht plagen soll.

Venedig ist zu allen Zeiten eine lebenslustige Stadt gewesen; wenn es die Geschichte verschwiege, so würden die farbenhellen Bilder seiner alten Meister dafür zeugen. Ich wage zu behaupten, daß sich dieser Charakter wenigstens in der Sphäre des Volkes, das von politischer Gedankenblässe weniger angekränkelt ist als die gebildeten Kreise, noch heute nicht verleugnet. Dieselbe altvenetianische Heiterkeit und Lebenslust, für welche der sinnensfreudige Farben- und Formenprunk auf Paul's, des Veronesers, Bildern Zeugniß gibt, sie lebt noch fort, wenn auch zum Theil, dem Charakter moderner Zeit entsprechend, in weniger poetischer und anmuthiger Gestalt. Sie lebt noch fort in dem Zucca-barucca-Verkäufer, der so selbstzufrieden und selbstbewußt sich dort an die Ecke des Gäßchens hinpflanzt, offenbar nicht bloß um seine, in appetitliche Schnitte zerlegte Kürbisfrucht, die ihm wenige Soldi einträgt, los zu werden, sondern vor Allem, um den inneren Fond seines Lebensdranges und seines unerschöpflichen Stimmmetalls den ganzen Tag über in einladenden Rufen auszumünzen, die ebenso Selbstzweck sind, wie das Tongeschmetter der Amsel oder der Nachtigall. Sie lebt fort, die altvenetianische Lebenslust, im mitternächtlichen Gassenhauer, der so stimmungswaltig durch die Gassen hallt; sie lebt fort im Guitarregeklimper und Geigengeschwirre wandernder Minstrels, das des Abends aus allen Winkeln hervor- und hinaus klingt bis an die einsam rauschende Meerflut; sie lebt fort in jenem fröhlichen Menschengewimmel,

das Tag für Tag, wenn der Abend einbricht und die Lichter angezündet werden, durch das Prachtthor des Torre dell' orologio hervorströmt aus den Gassen und Gäßchen der Merceria, um sich lustwandelnd zu zerstreuen über das salonmäßig glatte, schimmernde Marmorpflaster von San Marco, insonderheit an Tagen, wo Frau Musica mit einer braven Militärbande ihr Throngerüst inmitten des herrlichen Platzes aufschlägt. Eine Zeit lang schien es, als ob die Venetianer, vom politischen Groll der finstern lombardischen Nachbarn angesteckt, die k. k. österreichische Militärmusik dem ausschließlichen Genuße der Fremden überlassen wollten. Bald aber sind sie davon wieder zurückgekommen; der musikalische Instinct siegte über die politische Dressur, und der Marcusplatz vereint wieder an Musikabenden das einheimische Volk und die Fremden zu einem so einträchtigen Schwarm von Müßiggängern als nur je.

„Aber die Stadt selbst,“ ruft man aus, „das architektonische Venedig mit seinen verfallenen Prachtgebäuden, die Plätze und Gassen und Canäle, wo Stein um Stein sich löst, und „melancholisch-langsam“ in die düstere Flut hinuntergleitet, und die moderduftigen alten Kirchen mit ihren steinernen Dogenbildern auf Marmor-Sarkophagen — drücken nicht wenigstens diese der Lagunenstadt den Stempel der Schwermuth und Trauer auf?“ Ich leugne den Ernst des Eindrucks nicht, den heute das monumentale Venedig machen kann; aber, warum übersieht man, daß die ganze Kunst Venedigs doch ursprünglich auf das Heitere angelegt ist? warum übersieht man die lustigen Lebensfunken, die noch immer in dieser alten Nische glimmen? warum spricht man

nicht auch von den grünen Arabesken modernen Lebens, die diese grauen Trümmer überwuchern? — Wenn man von einem Spaziergang auf der Riva bei einbrechender Dunkelheit zurückkehrt und auf den Marcusplatz einbiegt, auf welchem soeben die abendlichen Lichter angezündet werden, was flimmert und flittert und flirrt uns da unter den Arkaden der alten Procuratien so eitel-weltlich, so modern und lebenslustig entgegen? Was dehnt sich da für ein geheimnißvoll strahlender Lichtgürtel, wie mit tausend und abertausend schimmernenden Brillanten besetzt? Es sind die prachtvollen Läden der venetianischen Juweliere und Goldwaarenhändler, die hier in fast ununterbrochener Reihe den Glanz und Reichthum ihrer weltberühmten Auslagen entfalten. — Niemals habe ich dieses in seiner Art einzigen Anblicks genossen, ohne daß es mir geschienen hätte, als lodere in diesem Glanzgefunkel die märchenhafte Herrlichkeit des alten Venedigs wieder auf. Aus der Ferne wollte mich dies zitternde Geflimmer, durch die nächtliche Dunkelheit weithin leuchtend, immer bedünken wie das geheime, lebensselige Augenblinzeln der wunderschönen Göttin Venezia, wie sie Paolo Veronese im Dogenpalaste gemalt hat. Nein! gesteht es nur: lebenslustig wogt in Venedig nicht nur das Menschengewimmel, lebenslustig rauschen nicht bloß die Carnevalsweisen Venedigs; lebenslustig schimmern, wenn Ihr genauer zuseht, auch diese schönen griechisch-romanischen Bogen und Säulen und Capitälcr, die ringsum ragen. Und diesen ist es nicht zu verargen, denn sie sind doch eitel Heidenthum; aber auch die schönen weißen Pflastersteine von San Marco glänzen und glühen Nachts wie von geheimer Lebensfreude. Und selbst die

ehrwürdigen Zinnen und Kuppeln und Portale der goldenen Basilica überglühen mit dem Goldglanz ihrer maurischen Zierarten den byzantinischen Ernst, scheinen aufzuglimmen und aufzublizen wie Glutfunken mystischer Lebens- und Liebestrunkenheit des Orients.

Aber vielleicht steht diese glänzende Titelvignette von San Marco doch vor einem Buche von elegischem Inhalt und es hat die Melancholie weiter im Innern der Lagunenstadt ihren Thronsiß aufgeschlagen. Folgen wir den Hauptadern des Verkehrs nach allen Seiten; betreten wir die Merceria, die Frezzeria, den Rialto u. s. f. — überall Menschengewimmel, überall reiche Waarenauslagen, höchst geschmackvoll geordnet, Abends in heller Beleuchtung strahlend. Was das Promeniren und Flaniren im Innern Venedigs, besonders Abends so eigenthümlich angenehm macht, ist die trauliche Enge der Gassen, die doch mit jedem Schritte neue malerische Ausblicke eröffnet; ferner das glatte, schöne Pflaster, die Windstille, der Mangel alles Staubes und die verhältnißmäßig große Reinlichkeit, die auch in den engsten Winkelgäßchen herrscht. Wer andere Städte gesehen, in welchen trotz beständiger Thätigkeit der Straßensieger doch immerwährend Schmutz und ekle Gerüche herrschend sind, der wird durch die Reinlichkeit Venedigs überrascht werden, noch mehr aber dadurch, daß selbst dort, wo man einmal auf eine Ausnahme von der Regel stößt, das Geruchsorgan nur in geringem Maße beleidigt wird. Woher mag dies kommen? Ohne Zweifel daher, daß in den Gassen kein Staub vorhanden ist, durch welchen der Schmutz amalgamirt und festgehalten würde; ferner daher, daß die Zugthiere fehlen,

welche die starkbefahrenen Straßen der Städte allstündlich von Neuem zur offenen Cloake machen, und daß der Haupt-herd aller bösen Geruchsaffection in unseren Straßen, die Oeffnungen der Abzugscanäle, in Venedig gar nicht bemerklich sind. Eine eigenthümlich weiche und milde Luft, ein localer Sirocco, fächelt in den Gassen Venedigs, und während vielleicht auf der Riva oder dem Marcusplatze ein heftiger Wind weht, kann man die Merceria oder die Frezzeria in angenehmer Windstille durchwandeln. Aus diesem Grunde möchte ich auch die ausschließliche Schwärmerei der Fremden für die Riva, den offenen Meerstrand, nicht theilen. Zwar hat diese Strandpromenade im Winter die warme Sonnenseite, aber desto ärger ist sie auch den winterlichen Stürmen und dem Regen ausgesetzt, während die Plätze und Gassen im Innern der Stadt ein von jedem rauhen Anhauch verschontes, gleichmäßig temperirtes Asyl bieten.

* * *

Daß San Marco bei Mondschein gesehen sein will, ist eine bekannte Sache. Im Tageslichte sieht dies altherwürdige, zieratreiche Bauwerk ein wenig wie eine fahle, welke, schlafende Blume aus; im Mondesglanz aber ergeht es ihr wie der Lotusblume bei Heine. Der Mond

„erweckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleierte sie freundlich
Ihr Blumenangesicht.“

Wie bedeutfam sind die großen Bogenwölbungen, die säulengetragenen romanischen Rundbogen, in zweiter Linie

von Spitzbogen überragt! Gothisches und maurisches Arabeskenwerk rankt und gipfelt sich dazwischen und darüber empor, und hinterwärts überthürmen die byzantinischen Kuppeln wuchtig und imposant das Ganze. Den spitzbogigen Architraven der Rundbogen analog, ist auch bei den Kuppeln die runde Wölbungslinie von einer spitzbogigen zweiten überragt. Und so hat die Fassade mehr Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit der Composition, als es im ersten Augenblick den Anschein hat. Es ist maurische Gothik.

Was wäre indessen die Marcuskirche ohne den Marcusplatz und ohne die beiden langgedehnten Prachtfronten der Libreria und der neuen Procuratien, welche von dieser architektonischen Krone der stolzen Venetia wie Kronbänder auslaufen?

Die Libreria und die neuen Procuratien — sie scheinen sich im ersten Augenblick zum Verwechseln ähnlich. Und doch ist die künstlerische Wirkung beider eine durchaus verschiedene. Wenn ein Paar Zwillingsschwestern von gleicher Größe, gleicher Schönheit, gleichen Zügen verschiedene Hüte tragen, so sind die gleichen Gesichter unter den verschiedenen Hüten nicht mehr dieselben. Die Libreria krönt ein reicher und doch einfach großartiger, energisch hervortretender Fries, die Procuratien ein profaisches drittes Stockwerk.

Ich widerstehe der Versuchung, von Kunstfachen Venedigs zu reden. Nur noch ein Wort: Ich war einer der fleißigsten Kirchengänger Venedigs, habe vor allen geschnitzten und gemalten Heiligen Venedigs meine Andacht verrichtet, habe geschwelgt in allen Herrlichkeiten der Akademie, des Palazzo Pisani, des Palazzo Giovanelli u. s. f. und mußte mir sagen: Das Alles

ist unendlich schön und heiter und menschlich edel. Aber eben nur menschlich und irdisch. Mir fehlte zuletzt etwas: die Großartigkeit, die Tiefe. Und so lieb und traut mir die Venetianer geworden; ich fühlte doch zuweilen eine geheime, recht lebhaftere Sehnsucht erwachen nach den Römern, den Florentinern

* * *

Ueberhaupt kann weder die Herrlichkeit des marmornen Venedigs, noch die Lagunenwelle, die dazwischen flutet, das Gemüth Desjenigen, der hier seinen Wohnsitz aufschlägt, für immer befriedigen; jene erscheint zuletzt allzu starr, diese zu weich und haltlos trügerisch. Die Sehnsucht erwacht nach der festen und doch nicht starren, pflanzen- und baumbewachsenen Scholle, nach dem Festland, wäre es auch nur ein Stück davon, ein Rasenstück, ein Garten. Venedig besitzt nun allerdings einen öffentlichen „Garten“. Es ist eine kleine, baumbepflanzte Landzunge, reizvoll bespült von der blauen Meereswelle, in Näh' und Ferne umlagert von den schönen, stillen, grünbebüschten Laguneninseln, zur Linken der langgestreckte Streif des Lido, zur Rechten die Kuppeln und Binnen der Stadt, über welchen die Sonne leuchtend untergeht — mit Einem Wort: der lieblichste Punkt Venedigs. Die Natur hat unsäglich viel dafür gethan. Aber die Menschenhand? Es ist wahr, daß die schöne Natur auch nackt gefällt; daraus folgt aber nicht, daß man sie durchaus als Aschenbrödel in Lumpen gehen lassen muß. Was ließe sich aus diesem reizenden Fleck Erde machen! Was hätte man im

Norden längst daraus gemacht! — An Feiertagen, zu welchen für den Venetianer zum Theil auch die Montage gehören, belebt sich diese grüne Oase Venedigs. Manch' leichter Nachen stößt vom Meere her an den Strand und über die steinernen Stufen der Landungsstelle herauf hüpfst zierlichen Schrittes manche blond oder schwarzgelockte venetianische Schöne. An gewöhnlichen Nachmittagen aber muß dem Besucher meist die Gesellschaft der schönen grünen Bäume und der blauen Wellen genügen, Nur dann und wann unterbricht die idyllische Stille ein eleganter Reiter oder eine elegante Reiterin, die den Baumgang auf- und nieder galoppiren (der „Garten“ umschließt auch eine Reitschule und Pferdeverleihanstalt) oder ein nettes, kleines Eselsgespann, das auf zierlichem Wägelchen ein paar Kinder aus guter Familie spazieren fährt. Verlassen steht der hungerblasse „Ringelspielmann“ in seiner Rennbahn, und sein Geselle wendet mit defecten Drehorgeltönen sich vergebens an Ohr und Herz der wenigen Kinderfrauen, die den Garten durchwandern. Nicht viel besser ergeht es dem Restaurant dort oben auf der kleinen, lieblichen Anhöhe. Wie reich wäre dieser Mann schon längst geworden, wenn dies paradiesische Plätzchen in einer nordischen Hauptstadt läge! Was würde z. B. die Spazierlust und der gute Appetit des Wiener's oder auch nur des Grazers aus diesem Lustorte gemacht haben! Welche Legionen von Hühnern wären hier bereits unter eifrigen Niefen verschwunden; wie viele Schinken, welche Massen von warmem und kaltem Braten, von Emmenthaler und Schweizerkäse! Aber diese Venetianer strecken sich lieber nebenan ins grüne Gras und sättigen sich, wie Bettler an Bratenduft, an den Klängen

der Musikbande, welche der Restaurant für seine wenigen Gäste spielen läßt.

Venedig besitzt auch einen botanischen Garten, der sich eines gewissen Rufes erfreut, dessen starke Eisengitter sich aber nur gegen ein gutes Trinkgeld langsam öffnen, und den man nur unter der Escorte des Gärtners durchwandeln darf. Was ihn von anderen botanischen Gärten unterscheidet, ist dies, daß er auf das Verdienst einer übersichtlichen Vertretung der Arten und einer eigentlich systematischen Anordnung überhaupt keinen Anspruch macht. Die einheimische Flora, die europäische Feld- und Waldflora fehlt so gut wie ganz; nur auf ein paar winzigen Beetchen sind einige derartige Kräutlein zu bestimmten Schulzwecken angepflanzt. Der Werth des Gartens liegt im Reichthum und in der Schönheit exotischer Pflanzeneemplare; insbesondere genießt die Sammlung von Cacteen verdiente Berühmtheit. Das Warmhaus umschließt unter Anderem auch merkwürdige Tillandsien, räthselhafte Pflanzengeschöpfe, die durch keinen saugenden Wurzelmund mit dem Mutterbusen der Erde zusammenhängen, sondern sich mit dem Aether als Nährvater begnügen. Eine der schönsten Seltenheiten des Gartens ist eine wahrhaft riesige *Yucca aloëfolia*, welche, baumartig, sich mit den sehr weit verbreiteten Nestern an einer hohen Mauer empor gerankt hat. Auch ein Drachenbaum ist zu sehen, desgleichen ein schönes Exemplar des Upasbaumes, der so überaus giftig sein soll, daß schon bei der Berührung seiner Blätter der Arm anschwillt. Man hat ihn aus diesem Grunde hier so dicht umhegt und abseits gestellt, daß kein Unvorsichtiger zu Schaden kommen kann. Ganze Haine von

Lorbeerbäumen schmücken überdies den Garten, ein erfreulicher, die Phantasie gefällig anregender Anblick. Das Schätzbare, das hier vorhanden ist, weist zumeist durch Alter und reifen Wuchs auf lange vergangene Zeit zurück.

II.

Der Carneval von Venedig! — Dabei denkt Jeder zunächst an eine gewisse weltbekannte, heitere, wie Champagner moussirende und prickelnde Melodie, welche freilich von Virtuosen der Geige und des Pianos beinahe todt gehehrt worden ist! — Um diese berühmte Tonweise aber ganz zu verstehen, muß man den thatsächlichen Carneval Venedigs an Ort und Stelle gesehen haben. Ich werde nicht versuchen ihn zu schildern; aber ein paar flüchtige Tagebuchblätter will ich mittheilen, die aus den Tagen des venetianischen Carnevals von 1856 bis 1857 stammen, und die zwar vergilbt, aber schwerlich auch veraltet sind. Sie lauten:

1. Februar.

Lebhafter als je ging heute der Carnevals-Spectakel los. Besonders Aufsehen machte Nachmittags eine Esels-Cavalcade. Etwa 15 Personen ritten in türkischen Costümen auf Eseln, welche auch ihrerseits in Masken, in grotesken Futteralen steckten, die ihre Eselsleiber unkenntlich machten. Der Aufzug machte Halt auf dem Marcusplatz, und führte da unter großem Zulauf der Menge eine Art von Wettrennen aus, bei welchem die Esel durch beherzte und taktfeste

Stellung überraschten. Unter den Berittenen war auch ein Frauenzimmer. Alle Welt hatte ihre Freude an der Sache mit Ausnahme eines Pomeranzen- und Citronenverkäufers, welcher mit lebhaften Geberden und großem Pathos der sich drängenden Menge klar zu machen suchte, daß sie seine offene Verkaufsbude, die mitten auf dem Plage im ärgsten Gedränge aufgerichtet war, unzweifelhaft mit sich fortreißen werde.

Ein noch besseres Ansehen hatte dieselbe Cavalcade Abends bei heller Beleuchtung, als sie, wieder auftauchend, durch die Arkaden der Procuratien sprengte. Nie hätte ich die Esel für so wackere Reitthiere gehalten.

Außer unzähligen einzelnen Masken der verschiedensten Art durchzogen den ganzen Abend hindurch auch mehrere schön costümirte, improvisirte Musikbanden die Stadt, welche ihre Carnevalsweisen lustig erklingen ließen und dazu tanzten und sprangen. Jeder im Zuge hatte eine brennende Laterne; voran schritten Fackelträger. Ich bemerkte drei verschieden costümirte Banden dieser Art, jede etwa 15 bis 20 Mann stark. —

Unter den Nachts umherstreichenden Maskenzügen war auch einer von 30 bis 40 Personen in weißen Hemden und weißen Schlafmützen, welche eine hinter der anderen marschirten und dazu mit Cinellen, Pfeifen, kleinen Trompeten und einer Trommel einen korybantischen Lärm vollführten.

Solcher Carnevals-Genossenschaften gibt es mehrere, welche bestimmte Namen haben und während des ganzen Carnevals in den ihnen eigenthümlichen Costümen mit und ohne Instrumentalmusik ihr Wesen treiben.

Daß bei vorbeiziehender Musik mitunter ein Tänzchen auf offener Straße improvisirt wird, versteht sich von selbst.

Man sieht auch sehr schöne und elegante Frauenmasken, natürlich nicht unbegleitet, promeniren; auch viele Kinder gehen in Begleitung ihrer Eltern oder anderer Personen maskirt umher.

6. Februar

Nichts geheimnißvoll Reizenderes gibt es, als wenn in später Mondnacht Maskenzüge oder verlarvte Frauen in zierlichen Ballgewändern am Arme ihrer Tänzer durch einsame, schlummernde Gassen rauschen. Das Phantastische des Carnevals kommt erst zu seinem vollen Recht, das Groteske und Carikirte wird im Märchenlicht des Mondes zur Natur, das Schöne und Liebliche gewinnt einen feenhaften Zauber.

7. Februar.

Wieder recht lebhaft. Der Marcusplatz Abends taghell beleuchtet, überdies heller Mondschein. Der ganze Platz mit Menschen vollgepfropft, und doch fand jede Maskengruppe willigen Durchlaß, und Alles ging im fröhlichen Volksgetriebe ohne Unhöflichkeit, ohne eine Spur von Rohheit und Gewaltfameit vor sich.

Etwas sehr Phantastisches geben den Dominos die riesigen Hörner und Geweihe, die sie häufig auf dem Kopfe tragen, und die oft auch beweglich sind, so daß sie umgelegt und aufgerichtet werden können, was sich grotesk genug ansieht.

Eine Gruppe von Marinesoldaten stellte sich heute auf dem Marcusplatze auf und sang vierstimmige Lieder ab.

Regelrechte Vocalmusik dieser Art steht für gewöhnlich nicht auf dem Programm des italienischen Carnevals. Sie ist etwas allzu Methodisches, Vernünftiges, Nüchternes, um mit der echten Carnevalslaune im Einklang zu stehen. Der Deutsche liebt es schon eher, in entzügelter Laune sich erst die Kehle tüchtig anzufeuchten und sie sich dann, mit Notenblättern in der Hand, wieder trocken zu singen, und umgekehrt. Aber auf dem Marcusplazze klang der vierstimmige Gesang der Marinesoldaten ein wenig zopfig; er war offenbar ein eingeführtes, fremdes, österreichisch-deutsches Element.

Die Eselscavalcade galoppierte auch heute wieder munter umher.

14. Februar.

Nachmittags begegnete ich in der Merceria einer Maske in negerhaftem Aufpuß, die auf der Vorder- und Rückenseite des Leibes mit großen Ankündigungstafeln für einen Maskenball behängt war und gravitatisch die Straßen durchschritt.

Ich besuchte Abends diesen Maskenball. Das Theater San Benedetto, in welchem derselbe stattfand, gewährte in reicher Beleuchtung einen schönen Anblick; die Parterre- und Bühnenräume waren mit Masken gefüllt, die Logen mit Frauen der höheren Stände.

In einen Domino gekleidet, die Larve vor dem Gesicht, ging ich als passer solitarius und stiller Beobachter umher. Eine männliche, recht elegante Maske forderte mich zum Tanze auf, welche schmeichelhafte Einladung ich, als Reconvalescent und der landesüblichen Tänze unkundig, leider ausschlagen mußte. Im Carneval nimmt man es beim Tanze mit dem Geschlechte der Partner nicht so genau. Eine zweite

Maske gab im Verlaufe des Abends sich die Mühe, mit einem „Aspetta un po!“ mich anzuhalten, um mir die Haare, die von der Stirn ein wenig über die Larve herunterfielen, zurückzustreichen, und mir auch den Domino, der im Gedränge etwas in Unordnung gerathen war, zurechtzupfzen. Das Alles geschah mit vieler Gemüthlichkeit und Artigkeit.

Eine Zeit lang hatte die Scene das Ansehen eines gewöhnlichen Maskenballes, bis plötzlich aus einer Loge des Parterres ein Duzend lärmender Kobolde in weißen Masken sprang, die durch den Saal hintollten, einander auf die Schultern stiegen, in die oberen Logen hinauf- und hineinkletterten, und zu allgemeiner Zufriedenheit allen möglichen Unfug trieben.

15. Februar.

Montag. Sehr reges Maskengewühl. Besonders viele Musikbanden in ihren verschiedenen Costümen: „Chiozzoten“, „Neapolitaner“ und wie sie heißen.

16. Februar.

Heute zog unter Anderm eine kleine Maskentruppe meine Aufmerksamkeit auf sich, von sechs Männern in weißfarbigen Gewändern, welche einen siebenten, die Caricatur eines Dickwanstes, der zwei Krücken in der Hand hielt, auf einem hohen, zierlichen Thronsiß über ihren Schultern durch die Straßen trugen. Eine Schar von Gassenjungen machte Chorus mit angemessenem Hallo.

Im Teatro Camploy, das ich Abends besuchte, erschien während der Vorstellung plötzlich in einer Loge eine weibliche Maske mit einem Riesenkopf und einer Riesenhaube darüber, welche die Aufmerksamkeit des Publikums mitten im

Stück dermaßen auf sich lenkte, daß eine Art von Tumult entstand. In den Zwischenacten zeigte sich die Maske im Parterre und am Schlusse der Vorstellung sogar auf der Bühne. Das gutgelaunte Carnevals-Publikum nahm das Alles sehr wohlgefällig auf und rief zu guter Letzt noch das Ungethüm mit großem Gepolster heraus.

17. Februar.

Es verdient bemerkt zu werden, daß das südländische Carnevalstreiben, wie lebhaft es sei, doch selten ins Wüste, Unmanierliche, Ungezogene oder gar Rohe ausartet. Eher würde ein etwas angetrunkener deutscher Universitäts-Dozent sich unter Umständen unartig benehmen, als ein italienischer Proletarier mitten im Carnevals-Vergnügen.

Aschermittwoch.

In demselben Hause, in welchem ich eine Fremdenwohnung inne habe, hat auch ein junges Ehepaar aus einem Städtchen der Provinz Quartier genommen, das vor vierzehn Tagen eigens hieher gekommen, um den Carneval mitzumachen. Die beiden jungen Leuten verbrachten ihre Flitterwochen sehr lustig und angenehm, gingen auf alle Maskenbälle, und wenn sie, des Morgens früh 5 Uhr heimkehrend, wegen mangelhafter Einrichtung der Klingel eine Stunde im Regen oder in frischer Winterkälte warten mußten, bis ihnen geöffnet wurde, so machten sie sich nichts daraus, sondern lachten herzlich und blieben ferngesund dabei. — Heute Morgens, als ich über den Marcusplatz ging, erstaunte ich nicht wenig, den jungen Ehemann mit einem Korbe unter den Arkaden umhergehen und „Caramelli“ (candirte Früchte)

verkaufen zu sehen. Ich fragte unsern gemeinschaftlichen Miethsherrn, was das zu bedeuten habe. „Das junge Paar,“ sagte mir dieser, „hat ein bißchen zu sehr in den Tag hinein gelebt, und es ist ihm nicht Geld genug geblieben, den Rest der Miethe und die Kosten der Heimreise zu bestreiten. Da hat denn der junge Mann mit den letzten Ueberbleibseln seiner Barschaft Früchte und Zucker eingekauft, sein Weibchen hat ihm beim Candiren geholfen, und nun hofft er, wenn das Geschäft auf dem Marcusplazze sich gut anläßt, mit dem Ertrage binnen einigen Tagen bei mir flott zu werden, so wie die Kosten der Heimkehr zu erübrigen.“ —

III.

Ich habe zwischen 1856 und 1864 Venedig wiederholt besucht und einmal auch, durch Erkrankung zurückgehalten, einen Herbst, Winter und Frühling dort verlebt; eben jenen Winter, aus welchem die obigen Blätter stammen, und von welchem ich gewissermaßen eine neue Lebenswendung datire, denn ich schrieb da mein erstes größeres poetisches Werkchen.

Ein sehr schmales, kurzes Gäßchen führt auf der Seite des Uhrthurmes von der Marcuskirche in die Calle larga a San Marco hinaus, und über die Straße zu einem Eckhause rechter Hand, in welchem Gevatter Francesco Zimmer an Fremde vermietete — jener Gevatter Francesco, an welchen die Leser der Geschichte meines Eichhörnchens sich erinnern dürften, und den ich so nenne, weil ich während meines

Aufenthaltes bei ihm in die Lage kam, ihm ein Büblein in San Marco zur Taufe zu halten. Hier also hatte ich im ersten Stockwerk eine kleine Behausung inne, deren eine Wand mit Basreliefs geschmückt ist, einer Jugendarbeit des vor Zeiten rühmlichst bekannten venetianischen Künstlers Selva. Hier ereignete sich, was von dem Eichhörnchen in „Sinnen und Minnen“ weitläufig erzählt ist, und hier brachte ich die Zeit der Krankheit und der Wiedergenesung mit dem Studium meines damaligen Lieblingsdichters Dschelaleddin Rumi — ich verstand damals noch Persisch — und mit der Ausführung der oben erwähnten Dichtung hin: der „Venus im Exil“.

Auf letzteres Gedicht setzte ich große Hoffnungen, wie jeder Poet auf sein Erstlingswerk. Im April 1857 nach Triest zurückgekehrt, bot ich es von da aus den deutschen Verlegern an; diese waren aber sämtlich zu ihrem Bedauern just so sehr mit Verlagsgeschäften überhäuft, daß mein Manuscript liegen blieb; und als ich im nächsten Jahre neuerdings die Lagunenstadt aufsuchte, brachte ich nicht, wie ich gehofft, die gedruckte „Venus im Exil“, sondern nur ein ganz kleines Heftchen von vier Bogen in Sedez, einen „Sangesgruß von der Adria“ mit mir dahin, den ich auf eigene Kosten hatte drucken und bei F. H. Schimpff in Triest verlegen lassen. Der Thätigkeit meines Verlegers mißtrauend — derselbe hat in der That im Jahre des Erscheinens nur 40 Exemplare von dem Büchlein abgesetzt — suchte ich dem Vertrieb dadurch nachzuhelfen, daß ich einige Exemplare bei meinen guten Freunden, den venetianischen Büchertrödlern, die ich alle Tage besuchte, heimlich unter die

alte Waare gleiten ließ. Auch „verlor“ ich einzelne Exemplare in der Merceria und am Rialto, in der Hoffnung, daß gebildete Fremde sie finden und lesen würden. So kindisch-ehrgeizig ist ein junger Autor in der ersten Vaterfreude, auch wenn er schon siebenundzwanzig Jahre zählt wie damals ich. Denn ich hatte zwar meine ersten Verse mit sieben Jahren geschrieben und mit siebenzehn ein Gedicht von mir gedruckt gesehen, aber erst im siebenundzwanzigsten wagte ich mich mit einem gedruckten Buche in die Deffentlichkeit; ein Beispiel, das die poetischen Jünglinge von heute beherzigen sollten, die nicht früh genug sich den Lorbeer erstürmen zu können glauben.

Zu den unvergeßlichsten meiner venetianischen Erinnerungen gehören die großen, märchenhaften Festlichkeiten, zu welchen der Besuch des Kaisers in Venedig Anlaß gab, und die nur in Venedig, nur auf dem Marcusplatz, nur auf dem Canal grande, nur mit Hilfe der unvergleichlichen Armada venetianischer Prachtgondeln, nur unter einem Volke möglich waren, dem selbst eine berechtigte politische und nationale Trauer den angeborenen Charakter harmloser, verfühnllicher Heiterkeit nicht trüben konnte.

Auch eine erste Operaufführung in der „Fenice“ aus dem Jahre 1857, die des „Simone Boccanegra“ von Verdi, ist mir deshalb denkwürdig, weil ich an jenem Abende im Theater die beiden berühmtesten Componisten der Epoche persönlich kennen lernte: den Componisten des „Boccanegra“ selbst, der herausgerufen wurde, und Richard Wagner, welcher, auf der Durchreise begriffen, der Vorstellung in einer Loge bewohnte. Die Oper fiel übrigens bei dieser

ersten Aufführung schließlich unter Zischen und Pfeifen durch, trotz der persönlichen Anwesenheit des gefeierten Meisters. Sie war den Venetianern damals zu „französisch“: „No ghe xé gnente che móva!“ hieß es neben mir im Parterre, und: „A Parigi i gavarìa fatto gran chiasso di quella storia.“ Man verargte damals dem Maestro überhaupt seine französischen Sympathien, und ich war Zeuge, wie im Teatro Apollo ein Schauspieler, der im Stücke den Namen Verdi zu nennen hatte, demselben ein spöttisch betontes: „Cavaliere della legion d'onore“ vorsetzte.

Und nun will ich nur noch erzählen, daß auch ich einmal auf einem Theater Venedigs lebhaft ausgepocht, und dann ebenso lebhaft applaudirt worden bin.

Ich besuchte eines Abends ein Volkstheater; es hieß, wenn ich nicht irre, Teatro Malibran. Eine Loge dieses Theaters im letzten Range kostete einen Zwanziger. Ich gönnte mir also diesen Luxus. Als ich die Loge kurz vor Beginn der Vorstellung betrat, sah ich, daß ich für diesmal der einzige Logeninhaber im ganzen Theater und das Parterre nur von einigen Proletariern besetzt sei. Es war kalt und zugig in dem leeren Hause, und ich kam auf den Gedanken, meinen Hut auf dem Kopfe zu behalten und mich so weit in den Hintergrund der Loge zurückzuschmiegen, daß ich vom Parterre aus nicht gesehen werden konnte. Da die Strolche im Parterre selbst nach Landesfite ihre Mützen und Kappen auf den Köpfen behielten, schien es mir um so weniger billig, daß ich allein im ganzen Hause mit entblößtem Haupte frieren sollte. Still sah ich in meiner dämmerigen Logenecke dem Emporsteigen des Vorhanges entgegen — da

begann plötzlich im Parterre ein heftiges Bochen und Strampfen, begleitet von einem mir unverständlichen Gejohle. Ich beugte mich unwillkürlich vor, vergessend, daß ich den Hut auf dem Kopfe hatte — das vermehrte den Spectakel, und nun erst verstand ich deutlich den wilden Ruf: „Capello! Capello!“ der mir aus der Tiefe entgegenschallte. Ich merkte, daß ich trotz meiner Vorsicht entdeckt worden, und daß der souveraine Janhagel des Parterres auf seinem Rechte bestehe, die Häupter der Logeninsassen entblößt zu sehen. Natürlich zögerte ich nicht, den Hut — zum Unglück war's obendrein ein Cylinder gewesen — herabzuziehen; und nun verwandelten sich die Zeichen des Mißfallens in eine ebenso stürmische Kundgebung der Zufriedenheit mit Bravorufen und Händeklatschen.

Ueber die Kunst des mündlichen Vortrages.

Epistel an eine Frau.

Geehrte Frau! Sie beliebten gestern Abends, als meine Nachbarin, nicht unbemerkt zu lassen, daß ich ziemlich still und einsilbig dasaß, als Herr X. und Fräulein Z. mit einigen Declamationsstücken Furore machten und der Saal von lebhaftem Beifalle widerhallte. Sie interpellirten mich wegen der Gründe meiner Zurückhaltung und trieben mich in die Enge, bis ich nothgedrungen eingestand, ich hätte über Declamation meine eigenen Ansichten. Mit der anmuthigen Wißbegier Ihres Geschlechtes wollten Sie mir diese Ansichten ablocken und gestatteten mir nur ungern, die Darlegung, die ich endlich um des lieben Friedens willen zusagte, auf eine bequemere Stunde zu verschieben.

Ich löse mein Wort brieflich ein, und damit die böse Welt nicht sage, daß wir geheime Dinge verhandeln, schreibe ich Ihnen öffentlich, unter den Augen des Publikums, und richte meine Epistel so ein, daß man sie zum Abdruck bringen kann.

Obgleich unablässig das Gegentheil behauptet wird, steht es bei mir doch fest, daß in vielen Kreisen, namentlich

weiblichen, noch ein hinlängliches Interesse für Poesie vorhanden ist. Ich bin Zeuge gewesen, wie in einem Zirkel über die muthmaßliche Autorschaft eines Gedichts, das im Inseratentheile eines Localblattes anonym abgedruckt war, eine halbe Stunde lang debattirt wurde, und mit der Erörterung der Streitfrage, welche Dame in irgend einem feuilletonistischen Scandalgeschichtchen gemeint sei, hörte ich einen Gesellschaftsabend ausfüllen. Und wenn Gehirn und Herz eines Theiles der jüngsten weiblichen Generation durch Stadtpark-Promenaden, Massenausflüge, Tanzkränzchen und verliebte Stellbichein so vollständig bis auf die letzte Faser in Anspruch genommen und absorbirt ist, daß für kein anderes ästhetisches Interesse mehr Platz bleibt, als etwa für ein bißchen Claviergeklimper, Studenten-Liedertafeln und die Mitwirkung an der „Stellung“ lebender Bilder, so gibt es doch immer noch Leute, bei welchen gelesen, private sowie halb oder ganz öffentliche gesellige Zirkel, in welchen sogar declamirt wird.

Man versichert, daß Herr X. und Fräulein Z. vortrefflich declamiren. Mir für meine Person wird, wenn ich sie declamiren höre, der Kunstgenuß immer ein wenig durch den Gedanken verkümmert, wie gut Herr X. und Fräulein Z. es erst machen würden, wenn die geselligen Schranken der Convenienz und namentlich die Pflichten der Galanterie gegen Damen nicht so unerläßlich wären, und wenn man einer Dame nicht bloß sagen dürfte: „Fräulein oder Madame, Sie sind reizend gekleidet, aber diese Schleife, diese Locke hat sich aus der correcten Lage verschoben!“ oder „Erlauben Sie, es kriecht ein kleiner Käfer auf Ihren Schultern!“

sondern auch: „Fräulein oder Madame, Sie declamiren vortrefflich, aber wenn Sie sich nur noch diese ganz geringe Kleinigkeit abgewöhnten oder angewöhnten, so würden Sie unübertrefflich declamiren!“ Aber wer wagt das? Welcher Curtius stürzt sich in diesen Abgrund? Oft ist wirkliche Kunstanlage vorhanden; es fehlt in der That nur ein Geringes. Ein aufrichtiges Wort könnte dies Geringe ergänzen. Aber das Wort bleibt ungesagt, darf und kann nicht gesagt werden. Schade um das wohlgemeinte Kunstbestreben! Was unterscheidet den Dilettanten vom Künstler? Die Kritik — die Zucht und Schule der Kritik, nicht die Anlage, denn diese haben oft beide gemeinsam.

Sie werden mich vielleicht daran erinnern wollen, daß ja der Dilettant in der Kunst des Vortrages gute Muster dieser Kunst täglich auf der Bühne vor sich habe, nach welchen er sich bilden kann. Ich gebe dies zu, so lange es sich lediglich um den Vortrag dramatischer Poesie handelt. Für diesen kann der Dilettant vom öffentlichen Schauspieler Manches lernen, vorausgesetzt, daß ein angeborener guter Geschmack den Theaterbesucher befähigt, immer die wahre Kunst von der falschen zu unterscheiden. Aber ein Anderes ist es mit dem Vortrage lyrischer und epischer Dichtungen und ein großer Theil der Fehler, mit welchen die Dilettanten ein kunstsinziges Ohr beim Vortrage solcher Gedichte verletzen, besteht einfach darin, daß die meisten nur die theatralische Vortragsweise kennen und diese dann wohl oder übel bei allen Gattungen der Poesie anwenden zu müssen glauben. Die Schauspieler selbst, die uns auf der Bühne befriedigen, verfallen als Declamatoren im Salon sehr häufig in diesen

Fehler. Haben Sie nie bemerkt, daß Opernsängerinnen im großen Style ein einfaches Lied im Concertsaale durch falsche Anwendung der grandiosen Theatermanier seines zartesten Duftes berauben? Gleiches begegnet oft dem Coulissenhelden, der, nachdem er uns auf der Bühne als stimmkräftiger Karl Moor entzückt, ein simples lyrisches Gedicht oder eine schlichte Romanze declamiren soll, und vom dramatischen Gaul herunter sich mit gleichem Ungestüm auf den lyrischen Singschwan wirft, um ihn zu Tode zu reiten. Durch die breite Freskomanier des Vortrages und den starken Farbauftrag, den er sich für die Bühne angewöhnt und der dort auch ganz am Platze ist, erstickt und erdrückt er das zarte Empfindungsleben des lyrischen Gedichtes und karikirt das reflectirende oder schlicht-erzählende durch Anwendung seines theatralischen Pathos. Die Accente dramatischer Leidenschaft mit ihren Naturlauten, mit ihrem schroffen Tonwechsel überträgt er auf das Gebiet elegischer Betrachtung. Ein solcher Mime ist im Stande, dem Publikum die Thatsache, daß im Herbst die Bäume sich entblättern, mit den leidenschaftlichen Klagelauten und Geberden eines Mannes mitzutheilen, der soeben sein einziges Kind verloren.

Den Seufzer verwandelt er in einen Schmerzensschrei. Er verdreht die Augen, er donnert, er lispelt und — mitten im leisen Geflüster läßt er den Zuhörern einzelne, mit höchster Stimmkraft betonte Worte wie Stöpsel aus Champagnerflaschen an die Köpfe fliegen.

So declamirt der Mime und muß es thun, auch wenn er es besser verstünde, weil sonst gewisse feine Jünglinge mit groben Händen nicht applaudiren würden. Was ist

natürlicher, als daß Herr X. und Fräul. Z. hingehen, dergleichen thun in geselligen Zirkeln, und Großes zu leisten glauben, wenn sie genau so declamiren, wie der beliebte Mime declamirt?

Wenn Sie, Verehrte, zugeben, daß Iyrische oder contemplative Dichtungen einen anderen Ton des Vortrags verlangen als dramatische, oder beschreibende, oder erzählende, und wenn ferner auch die geehrten Mitleser dieser Epistel mir beipflichten, insbesondere aber die Dilettanten die Consequenzen des besagten Unterschiedes sich klar machen wollten, so würde ich mich schon glücklich schätzen. Ist es aber erlaubt, noch einige fromme Wünsche bestimmter zu formuliren, so will ich damit nicht hinter dem Berge halten.

Es kann geschehen, daß ein Dichter in Gesellschaft sein eigenes Werk vorlesen hört, und daß man durch eine besonders sorgfältige und pomphafte Vortragsweise ihm Ehre und Freude zu bereiten denkt, während er dennoch wie auf Nadeln sitzt und unter gezwungenem Beifallslächeln eine heimliche Verzweiflung birgt. Wie das? Ich will es Ihnen sagen. Der erste und höchste Wunsch des Dichters ist, daß er verstanden werde, daß seine Gedanken vom Leser oder Hörer rasch und rein und unverstümmelt aufgefaßt werden, denn nur so können sie wirken. Gegen diese erste Forderung des Poeten, daß man seine Worte deutlich wiedergebe, erscheint ihm alles Andere als ein künstlerischer Luxus, der recht schätzbar ist, wenn er zu jenem Hauptsächlichen hinzutritt, der aber, wo dies Hauptsächliche fehlt, den Mangel nun und nimmer ersetzen kann. Ich bin überzeugt, daß jeder Dichter vorzieht, seine Verse schlicht und anspruchlos, aber deutlich,

als mit vielem Aufwande vermeintlicher Kunst, aber undeutlich vorgetragen zu hören.

Da gibt es nun Manche, welche die Deutlichkeit des Vortrages am besten fördern zu können meinen, wenn sie möglichst bedächtig, langsam, gedehnt vortragen. Nichts ist für das Werk des Dichters verhängnißvoller als dieser wohlgemeinte Mißgriff. Durch allzuschnelles Lesen oder Vortragen wird der Deutlichkeit zuweilen, durch allzulangsamem, aber noch weit öfter und schwerer geschadet. Ein allzu gedehnter Vortrag, etwa noch mit großen Kunstpausen durchspickt, reißt die Vers- und Satzglieder in dem Maße auseinander, daß er die Uebersicht des Zusammenhanges und damit die Auffassung erschwert, ermüdet den Hörer, zerstört überdies jenen Wohlklang, jene Harmonie, welche der Dichter in die Sprache und in den Vers gelegt. Namentlich hat der Epiker Grund, über eine solche Wiedergabe seines Werkes zu klagen; das Epos verlangt einen frischen, lebendigen, nicht schleppenden Vortrag.

Ich sagte, die allzu gedehnte Vortragsweise zerreiße und zerstöre den poetischen Wohlklang, die Melodik des Verses. Es ist mir nicht unbekannt, daß es Leute gibt, welche die Zerstörung des Verses als solchen, des metrischen Silbenfalles bis auf die letzte Spur nicht bloß für keinen Fehler, sondern für die höchste und schönste Aufgabe des Declamators halten. Daß man die Verse nicht klappern lassen, nicht in monotoner Weise markiren dürfe, weiß jeder Dilettant; aber sehr Vielen ist unbekannt, daß man in dem Bestreben, den Vers gleichsam zu maskiren, zu verschleiern, oder sagen wir zu verwischen, sehr leicht zu weit gehen könne.

Es wäre doch sonderbar, wenn das, was der Dichter mit dem ganzen Aufwande seiner Kunst herzustellen bemüht war, der Wohlklang der gebundenen Rede, die schöne Getragenheit und Gemessenheit des Rhythmus, nur dazu da wäre, daß der Declamator es spurlos wieder verwische und vernichte, seinen höchsten Triumph darein setzend, die Verse so zu lesen, daß sie ganz wie Prosa klingen. Das Richtige liegt auch hier, wie überall, in der Mitte zwischen den beiden Extremen. Der echt künstlerische Versvortrag beruht auf einer Versöhnung, einem „Compromiß“, wie man zu sagen pflegt, zwischen dem sprachlichen oder logischen und dem metrischen Accent.

Wenn der unverständige Declamator sich im Schweiße seines Angesichtes bemüht, den letzteren durch den ersteren völlig zu ersticken, indem er in manierirter Weise einzelne Vers- und Satztheile fast verschluckt, andere wieder übermäßig dehnt, lange Pausen einflücht, die Verse bis auf die letzte Spur völlig zerpfückt, zerhackt, zerfasert und den Horaz'schen Ausdruck von den „disjectis membris poetæ“, den „zerlegten Gliedern des Poeten“, in neuem Sinne verwirklicht, so wird der Verständige sein Bemühen dahin richten, dem logischen Accente sein volles Recht angedeihen, aber doch auch den Versaccent, den geheimen Zauber des Rhythmus nicht völlig verschwinden, sondern gleichsam durchklingen zu lassen. Als Beispiel und Muster dieser Kunst nenne ich einen der berühmtesten unserer Meister des gesprochenen Wortes: Joseph Lewinski.

Der gute Vortrag beruht weit mehr auf der Vermeidung falscher Manieren, als auf der Verwendung außerordentlicher Kunstmittel. Nicht dadurch wird von Dilettanten

dieser Kunst am meisten gesündigt, daß sie sich ihre Aufgabe zu leicht, sondern dadurch, daß sie sich dieselbe zu schwer machen. Streben nach größerer Einfachheit, Vermeidung des Theatralischen, wo es nicht am Plage ist, richtige Licht- und Schattengebung nach Maßgabe pathetischer und nicht pathetischer, dramatischer, reflectirender, beschreibender Stellen, mit Vermeidung allzuharter Uebergänge jedoch, und mit Festhaltung eines bestimmten harmonischen Colorits, richtiger Mittelweg zwischen markirtem Versgeklapper und völliger Zerstörung des Rhythmus, vor Allem aber, was das Nächstliegende, Selbstverständliche scheint und doch am häufigsten vermißt wird: verständige Betonung, richtige Interpunction, deutliche Aussprache — dies möchten ungefähr die Hauptsachen sein, für welche sich der Dichter den recitirenden Vermittlern seiner Poesien immer am meisten verpflichtet fühlen wird.

Von der Frau, die das Herz eines Dichters aß.

Ein Märchen aus dem Leben.

Vor vielen Jahren stand ich einmal im Parterre des Theaters zu K; und da mich das Stück, das aufgeführt wurde, ziemlich langweilte, so beschäftigte ich mich damit, die Damen, die in den Logen saßen, zu mustern.

In einer der Logen erblickte ich eine junge schöne Frau, welche die Miene eines Engels hatte, und welche meine Aufmerksamkeit immer lebhafter in Anspruch nahm, je länger ich meine Blicke auf sie richtete.

Ihr Ansehen zeugte von ebensoviel Intelligenz als Gefühl. In ihrem Gesichte lag der Ausdruck jener pikanten Reife, welche einem Frauenantlitz reiche Lebenserfahrung oder ein eigenthümliches Schicksal, oder die vorausgegangene persönliche Berührung mit etwas Großem und Hohem gibt.

Ich erwärmte mich zuletzt förmlich für diese Frau, und in der Hoffnung, Näheres über sie zu erfahren, sprach ich meine Bewunderung gegen ein Männchen aus, das neben mir stand und das ich nicht kannte. Es war ein wunderlicher Mensch, sah aus wie ein verrückter Musikus oder dergleichen. Seine gespenstigen Augen und fein eingekniffener

Mund erinnerten mich an das Selbstporträt, das von Callot-Hoffmann erhalten ist.

Der Alte lächelte anfangs nur gar sonderbar zu meinen Schwärmereien, endlich aber sagte er mir gerade heraus, unter vielem unheimlichen Gefiecher und Augenzwinkern, ich sei nicht klug, wenn ich für dieses Weiblein mich enthusiasmire. Sie sei innerlich gar nicht das, was sie von außen scheine, sondern eigentlich, sozusagen, ein kleines Ungeheuer. Aber sie habe sich, als sie aussah wie ein kleines Ungeheuer, an eine Hexe gewendet, um von ihr ein Zaubermittel zu erhalten, damit sie aussehe wie ein Engel. Die Hexe habe ihr wirklich ein Zaubermittel an die Hand gegeben. Und es habe „gut angeschlagen“.

„Das wäre?“ fragte ich neugierig.

Der Alte grimassirte wieder unheimlich und sagte: „Sie hat ihr ein gottverdammtes Recept verschrieben; sie müsse sehen, meinte die Hexe, das sie das Herz eines Dichters zu essen bekäme.“

„Das Herz eines Dichters?“

„Ja. Und das ließ sich das kleine Ungeheuer nicht zweimal sagen. Sie machte Jagd auf das Herz eines Dichters, und es gelang ihr wirklich, ein solches in ihre Gewalt zu bekommen. Sie durchstach es mit einer Haarnadel, kochte und verzehrte es in grausamer Weise.

Sie hatte von der Hexe auch gehört, daß das Blut des Dichterherzens um so wirksamer in solchem Falle sei, je mehr der Dichter, bevor man sein Herz ißt, gereizt, gedemüthigt, gekränkt und gepeinigt wird — so wie das Fleisch von gewissen Thieren einen besonderen Wohlgeschmack erhalten

soll, wenn man das Thier lebendig in den Kochtopf wirft und es so langsam zu Tode kocht, oder wie man ja auch den Hirsch bei Treibjagden weidlich hegt, bevor man ihn erlegt, wahrscheinlich, damit alle seine Lebensgeister in genießbare, pikant-schmackhafte Säfte sich umzuwandeln genöthigt werden.

Sie that also dem Dichter, nachdem sie ihn an sich gelockt — zu einer Stunde, als eben ein starker Nebel fiel und er sie für ein edleres Wesen hielt — und nachdem sie ihn in einen Käfig gesperrt wie einen Singvogel, erst alles mögliche Herzeleid an, damit die Säfte seines Herzens recht würzig und scharf und wirksam würden.

Das so präparirte Herz kochte sie hernach und aß es.

Der Topf, in dem sie es kochte, soll so wunderschön, wie kein anderer jemals, am Feuer gesungen haben, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Aber sie rührte das nicht: für sie war es gerade so viel, als wenn der nächste beste Kalbskopf im Topfe gebrodelt hätte. —

Seither sieht dieses Weib aus wie ein Engel.

Ein Hauch von Poesie, von Geist, von Gefühl, von Hingebung, von Herzinnigkeit umwittert sie.

Man hat nicht umsonst den Blutdampf eines verendenden Dichterherzens in sich gesogen. Etwas bleibt doch immerhin hängen . . .

Sie erscheint immer geistig angeregt, sogar kindlich-seelenvoll — wenn eines neuen Mannes Bild ihr wohlgefällt.

Sie kennt die Weisen auswendig, die der Topf mit dem Dichterherzen am Feuer sang und sie kann jetzt Andere

rühren mit dem, was sie selber ganz und gar nicht gerührt hat.

Was ihr fehlte und was sie brauchte, das ist ihr angefliegen. In Fleisch und Blut ist es ihr nicht übergegangen. Ihre Seele ist nur geschminkt mit dem Blute des Dichterherzens.

Innerlich ist sie das, als was sie geboren wurde. Armer Thor, der dieser geschminkten Seele traut! — Warte nur, warte! früher oder später kommt das kleine Ungeheuer zum Vorschein!“ —

Diese Erzählung des Sonderlings machte auf mich einen tiefen Eindruck, und ich bekam gewaltige Angst vor dem Weibe in der Loge.

Wenn sich die Sache wirklich so verhält, wie der Alte berichtete, so ist das ja eine ganz verwünschte Sache mit den Weibergesichtern!

Man wird eben vorsichtig sein müssen. Sieht man eine junge, schöne, geist- und gefühlvolle Frau, so wird man sich erst ein wenig erkundigen müssen, ob sie das von Natur ist, oder ob sie bloß so aussieht, weil sie das Herz eines Dichters aß.

Prosa.



Skizzen, Gedenkblätter und Studien

von

Robert Hamerling.

Zweiter Band.

2

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1884.

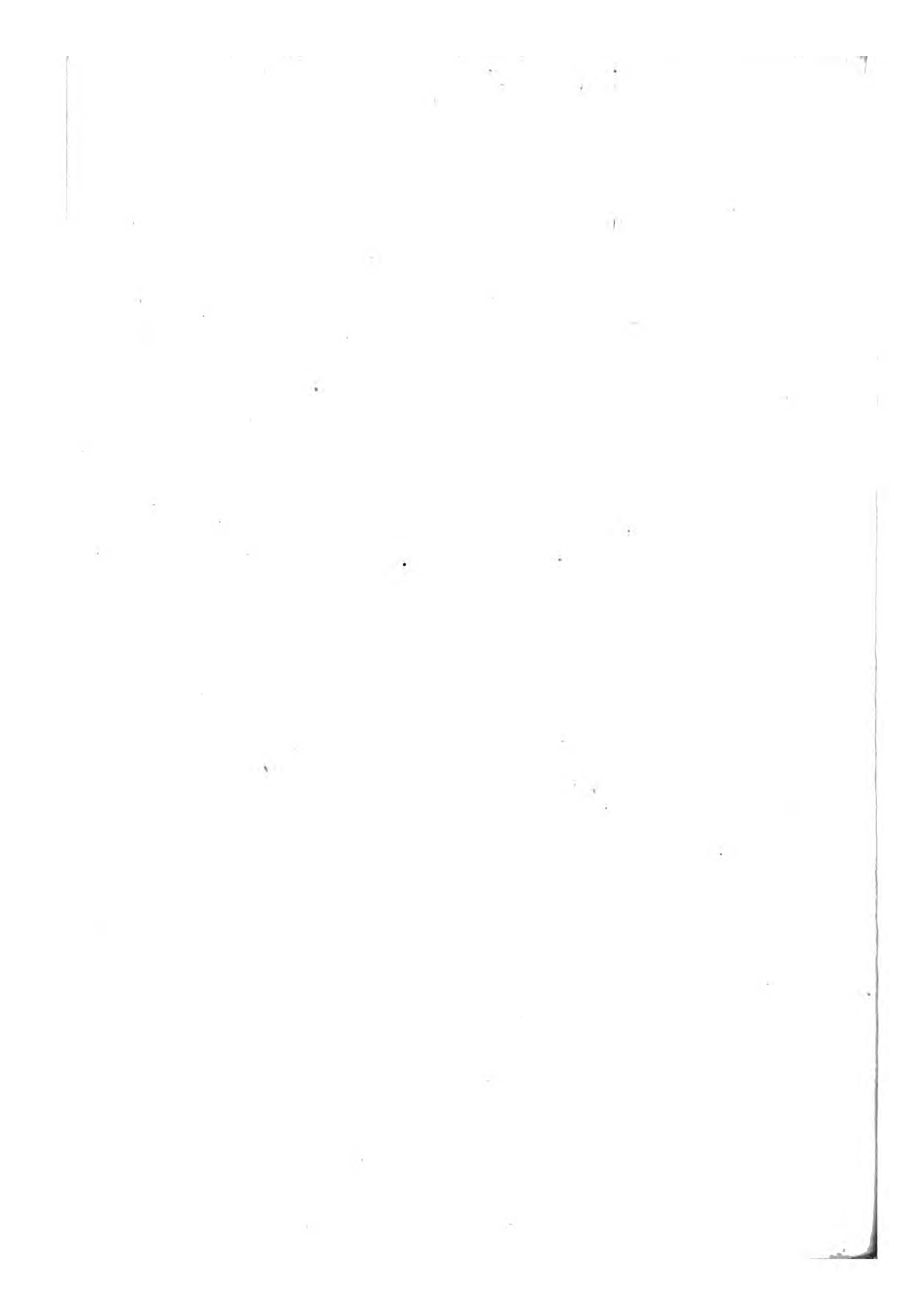
24. 5. 12

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt des zweiten Bandes.

	Seite
Dichter und Kritiker	225
Die schönste Gegend der Erde	250
Ein kritisches Vorurtheil	269
Ein Sommernacht-Abenteuer	274
Zur Erinnerung an Anastasius Grün	283
Ueber irrationelle Bestandtheile der deutschen Sprache	305
Eine Bitte an unsere Volksschullehrer	317
Zur Erwiderung in Sachen der Muttersprache	331
Die Schönheit im Tricot	341
Der Ritter von Pimpelshausen	347
Eine Station meiner Lebenspilgerschaft	357
Ueber F. Kürnberger's „Literarische Herzenssachen“	378
Amor im Grünen	392
Ueber die Kunst zu schenken	401
Was mir bei einer Hellseherin begegnete	413
Gedanken über Dichter-Unterstützungen	424
Die rothe Schleife	429
Die einzige Todsünde	441





Dichter und Kritiker.

Voltaire hat die Kritik die zehnte Muse genannt. Das ist sehr schön und mit echt französischer Galanterie gegen diese Dame gesagt.

Nur schade, daß die neun übrigen Musen mit ihrer zehnten, also jüngsten Schwester sich so äußerst schlecht vertragen und seit Menschengedenken in einem unverföhllichen Hader mit ihr leben.

Die zehnte Muse weiß bekanntlich, wiewohl die jüngste, Alles besser als die übrigen und hofmeistert sie beständig. Das wollen diese nicht leiden, und so raufen sie sich bisweilen wie Höckerinnen, sprechen mit einander und von einander in einem Tone, daß man die himmlischen Töchter des Zeus und der Mnemosyne in ihnen nicht wiedererkennt.

Es ließe sich ein hübsches Glossar von Schimpfworten aus dem Munde unserer besten Dichter gegen die Recensenten zusammenstellen, von Goethe's „Schlagt ihn todt, den Hund, er ist ein Recensent!“ bis zu Grillparzer's geifersprühendem:

„Der Teufel wollte einen Mörder schaffen,
Und nahm dazu den Stoff von manchem Thiere:
Wolf, Fuchs und Schakal gaben her das Ihre.
Nur Eins vergaß der Ehrenmann: den Muth.
Da drückt' er ihm die Nase ein voll Wuth,
Und rief: Lump, werd' ein Jud' und recensire!“

Grillparzer zählt überhaupt zu den erbittertsten Feinden der Kritiker. Und doch war eben er der Schranken seines Könnens sich wohl bewußt. Woher also sein wiederholt in bitteren Worten hervorbrechender, zuletzt aber noch beredter in vieljährigem grollenden Schweigen sich kundgebender Unmuth gegen die Recensenten? Weil sie, wie er behauptete, nicht seine wirklichen Mängel hervorhoben, sondern dummes und boshaftes Zeug schwakten. Und weil sie so „anmaßend“ gegen die productiven Geister auftreten! Sie sollen es immerhin versuchen, ihn zu beurtheilen, zu belehren; aber — „mit dem Gute in der Hand.“

Man verübelt es z. B. Richard Wagner, oder will es ihm gar nicht glauben, oder findet ein Uebermaß von Hochmuth darin, daß er, wie er versichert, keine Zeitungen liest und insbesondere keine Kritiken. Wie immer man dies deuten möge, glaubwürdig ist die Sache jedenfalls, und so ziemlich Jeder, der viele Jahre lang die Stimmen der Tageskritik mit ihrem confusen Wirrwarr von Lobsprüchen und Schmähungen über sich ergehen lassen mußte, wird es bestätigen, wie leicht im schaffenden Dichter oder Künstler sich allmählig eine Gleichgültigkeit gegen Zeitungslob und Zeitungstadel herausbildet, die nicht in Geringschätzung, sondern in einer wachsenden physischen Idiosynkrasie gegen die kritische Druckerchwärze begründet ist. Ich kenne einen ganz besonnen denkenden Poeten, der Wochen und Monate lang ein in seine Hände gelangtes Zeitungsblatt, welches eine Recension über ihn enthält, ungelesen läßt, um einen Augenblick der rechten Stimmung, Lust und Neugierde zu erwarten, einen Augenblick, der zuweilen auch — völlig ausbleibt.

Es wäre Zeit, der Sache einmal auf den Grund zu gehen, die Acten des alten Streites zu sichten und zu prüfen, Recht und Unrecht der beiden Parteien von einem Standpunkte aus abzuwägen, der über beiden, oder beiden gemein ist.

In erster Linie ist es die Empfindlichkeit und Eitelkeit der Poeten und Künstler, was sie veranlaßt, ihre Richter, die Kritiker, unter allen Umständen zu hassen.

So lange der Autor an seinem neuen Werke schreibt, ist er selbst voller Bedenken, Vieles genügt ihm nicht, er fühlt die Nothwendigkeit von Aenderungen, kann darüber mit sich nicht ins Reine kommen, und in manchen Augenblicken beschleichen ihn bittere Zweifel am Erfolge. Ist aber das Buch gedruckt und in den Händen der Kritiker — wehe dann Jedem, der es bemängelt und es nicht für ein Meisterwerk erklärt! Die Autor-Eitelkeit beginnt, wie die Mutterliebe, erst dann, wenn das Kind ans Tageslicht befördert ist. Wir denken bescheiden von uns, bis die böse Welt uns angreift; dann wehren wir uns, wie die Löwinnen für ihre Jungen.

Aber die Eitelkeit der Autoren scheint doch nicht der einzige Grund dieses alten Zerwürfnisses mit den Kritikern zu sein. Es gibt deren noch einige andere, „objective“, und ich will das Protokoll derselben so getreu als möglich nach den Worten der Kläger selbst aufnehmen, ohne vorläufig selber Partei zu ergreifen.

„Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen“, fragt Lichtenberg, „und es klingt hohl, liegt dann die Schuld allemal am Buche?“ Und eben derselbe schreibt: „Bücher sind wie Spiegel: wenn ein Affe hineinguckt, so kann kein Apostel heraus schauen.“ Was Grillparzer derb variirt:

„Wenn ein Esel in den Spiegel schaut, so sieht natürlich kein Sokrates heraus.“ Emerson behauptet: „'t is the good reader, that makes the good book.“ Und schon Heraklit, der „Dunkle“, der wenig verstanden, aber um so schärfer recensirt wurde, machte die Bemerkung, daß „die Hunde Denjenigen anbellten, den sie nicht kennen.“

„Ihr versteht uns nicht zu lesen!“ sagen die Autoren, und kommen mit unzähligen Beispielen angerückt, wie oft die Kritik sich ernstlich compromittirt hat, wie oft sie bei der Nachwelt Unrecht erhalten, und wie oft sie in eclatanter Weise beschämt worden ist. Beim Auftreten Goethe's eiferten die Wiener Kritiker, wie H. M. Richter es kürzlich in einem Artikel der „Deutschen Revue“ ergößlich geschildert, unausgesetzt gegen die „jehige Mode der deutschen Poesie“, und einer von ihnen tröstete sich in folgender Weise mit der Zukunft: „Nach und nach wird man, wie ich hoffe, aus dem Goethe'schen Enthusiasmus zum gesunden Menschenverstande zurückkehren.“ Der Professor Fronhofer zu München veröffentlichte 1779, beim Aufblühen unseres goldenen Literaturzeitalters, eine Rede mit der kläglichen Ueberschrift! „Deutschlands belletristisches goldenes Jahrhundert ist, wenn es so fortgeht, so gut als vorbei!“ In ähnlichem Sinne schreibt ein anderer Kunstrichter jener Zeit: „Deutschland, du stehst, fürcht' ich, am Rande des Abgrundes! Deine Rabener, Haller, Gellert, Hagedorn sind zu den Vätern versammelt! Deine Weiße, Ramler, Wieland, Lessing stehen noch vor dem Risse und halten Dich auf! Ach, daß sie sterblich sind, und Deine Klopstock, Deine Goethe, ob sie wohl könnten, Dich nicht retten wollen!“

Diese Auslassungen fanden in den literarischen Kreisen Wiens großen Widerhall und wurden vielfach citirt zum Beweise, daß „die Wiener Kunstrichter nicht den Eigensinn allein haben, sich den neumodischen Bizzarerien zu widersetzen!“ — Aber diese Kritiker, wird man sagen, waren „bornirte Leute“, nun lange vergessen und verschollen. O! auch die aufgeklärten und noch heute berühmten gaben sich Blößen. Als Schiller's „Lied von der Glocke“ zuerst gedruckt erschien, da geschah es, daß, wie es in einem aus jener Zeit erhaltenen Briefe wörtlich heißt, eine sehr geistreiche Gesellschaft, darunter die beiden Schlegel, Deutschlands größte Kritiker der classischen Epoche, „sich über dies Gedicht vor Lachen wälzte.“ — Der Roman „Agnes von Lilien“ von Karoline von Wolzogen, welcher anonym in den „Horen“ erschien, wurde von Fr. Schlegel für ein Werk von Schiller gehalten, während ihn Andere Goethe zuschrieben. „Einige“ sagt Fr. Schlegel in einem Briefe, „sind seltsam genug, auf Frau von Wolzogen zu rathen.“

Jeder große Dichter und Künstler — sagen die Autoren — wurde bei Lebzeiten für „überschätzt“ erklärt; jeder sollte seinen Ruf bloß der Reclame seiner Freunde verdanken; von jedem hieß es in einer späteren Periode seines Lebens, er sei halb oder ganz „verschollen“, oder „aus der Mode gekommen.“ Seit Heine's Name in Deutschland berühmt wurde, hat es immer Leute gegeben, die ganz gewiß wußten, er werde in zwanzig Jahren vergessen sein. In einer biographischen Skizze Schumann's a. d. J. 1855, von einem damals berühmten Musikschriftsteller, F. C. Lobe, ist die Rede von den „jetzt meist vergessenen Claviersachen

Schumann's." Also im Jahre 1855 galten die Clavierfachen Schumann's als vergessen! — „So gewiß es ist," erklärt dieser selbe Kritiker rundweg, „daß Schumann ein großes Talent besaß, so gewiß ist es auch, daß er die Höhe des Ruhmes, auf welcher er stand, unverdient einnahm, denn er hatte sie nicht aus eigener Kraft erstiegen, sondern war auf den Federn und Journalen seiner Anhänger dahin gehoben worden. Die verderbliche Wirkung schamloser Coterie zeigte sich bei keinem Künstler in auffallenderer Weise als bei ihm." „Zum Glück," fügt Lobe hinzu, „steht daneben auch der Trost, daß diese schamlose Coteriethätigkeit endlich doch nur in beschränkten Kreisen und auf einige Zeit zu wirken vermag, und die Lüge nie allgemein durchdringt!"

Auf solche Exempel stützen sich die Dichter und Künstler, um zu beweisen, daß die Kritiker sich niemals durch besonderen Scharfsinn ausgezeichnet haben, und daß sie von jeher nicht etwa bloß das Schlechte, sondern auch das Gute verunglimpfen, in der festen Ueberzeugung, der guten Sache dadurch einen Dienst zu erweisen.

Einen anderen Klagepunkt der Producenten bilden die Widersprüche der Kritik. Und solche Widersprüche, sagen die Kläger, gibt es auf dem Felde der Kritik in mehr als einem, unter Anderm auch in diesem Sinne, daß man es nicht bloß allen zusammen, sondern auch jedem einzelnen dieser Gestrengen selbst nicht mit dem Gegentheil von dem was sie tadeln, recht machen kann. Was man eben thut, ist immer das Unrechte, und das Gegentheil wäre das Rechte gewesen. Motiviren wir z. B. eine Liebe nicht genauer, so

sagt der Aristarch: „Der echte Dichter hätte uns diese Liebe begreiflich zu machen gewußt.“ Motiviren wir sie, so ruft derselbe: „Bedarf die Liebe einer Begründung? Die Liebe ist ohne Grund! sie motiviren zu wollen, wird dem echten Dichter niemals einfallen.“ — Es ist überhaupt drollig — fügen die Dichter bei — wie „diese Herren“ bei jeder Gelegenheit, sowohl im Ganzen wie im Einzelnen, bei jeder Scene, jeder Stelle, jedem Vers aufs Genaueste anzugeben wissen, hier hätte der „echte“ oder „geniale“ Dichter es so, hier so gemacht; hier hätte er seinen Helden dies, hier jenes thun oder sagen lassen. Ei, wenn Ihr das immer und überall so genau wißt, müßt ihr dann nicht selbst auch echte, geniale Dichter sein? und wenn ihr das seid, warum setzt ihr euch nicht hin, und schreibt von vornherein die Meisterwerke gleich selbst, statt sie uns so Vers für Vers zu souffliren? —

Die Producenten gehen weiter und sagen: Ihr Kritiker seid bei all' eurer Anmaßung und eurem Aplomb nicht bloß nicht unfehlbar, sondern ihr seid auch oberflächlich, gedankenlos und leichtsinnig. „Ich war auf Lob und Tadel so ziemlich vorbereitet“, schreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“, „besonders da ich seit mehreren Jahren immer nachging und beobachtete, wie man die Schriftsteller behandle, denen ich eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Hier konnte ich selbst in meiner Unsicherheit deutlich bemerken, wie doch so Vieles grundlos, einseitig, und willkürlich in den Tag hineingerebet wurde. Mir begegnete nun dasselbe, und wenn ich nicht schon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Widersprüche gebildeter

Menschen machen müssen! Ich sah ein Beispiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer; wie mochte es erst im großen Publikum aussehen!"

Jeder Schaffende erklärt, daß ihm diese Zeilen Goethe's aus der Seele geschrieben sind. Und sie alle fügen hinzu: Man verlangt von uns, daß wir den Ausdruck der Kritik achten. Gut, wir wollen es; wir wollen uns belehren lassen. Der Kritiker sagt uns, unser Werk sei schlecht. Möglich! Wir haben den besten Willen, diesen Ausdruck zu achten, uns demselben zu unterwerfen; wir wollen Nutzen daraus ziehen, wir wollen daraus lernen. Nun beginnt aber der Recensent sein Urtheil zu motiviren. Zu unserm Erstaunen bringt er Dinge vor, die mit dem Thatsächlichen, was vorliegt, im Widerspruche stehen, Dinge die auf Unachtsamkeit, Leichtsinn, auf groben Mißverständnissen, auf einem Uebersehen der wichtigsten Einzelheiten beruhen. Wir stußen. Wenn das verdammdende Urtheil auf diesen Voraussetzungen beruht — welchen Werth kann es da für uns haben? Es ist ja „gegenstandlos!"

In lustigen Stunden gestehen es die Kritiker selber ein, wie Oscar Blumenthal:

„Der Autor beschaut's nicht,
Den Leser erbaut's nicht,
Den Beweis bleibt man schuldig,
Das Papier ist geduldig!"

Leider ist es auch gar nicht Gründlichkeit — ich spreche fortwährend im Namen und mit den Worten der Dichter — was der moderne Leser von den Tageskritikern verlangt. Es genügt vollkommen, wenn die Kritik geistreich,

witzig, amüſant iſt. Man wird ein geachteter, geſuchter, geleſener Kritiker, nicht weil man Einſicht und ein gediegenes Urtheil hat, ſondern weil man eine gewandte Feder führt. Aber Geiſt und Wiß vermehren nicht den Werth einer Kritik, ſondern ſie vermindern ihn; denn ſie ſind eine Beſtechung der öffentlichen Meinung durch Mittel, geeignet, alles Willkürliche, Oberflächliche, Einſeitige, und Schrullenhafte des Urtheils zu bemänteln. Einer der beſten und geiſtreichſten Köpfe unſerer Zeit, der unlängſt verſtorbene F. Kürnberger, erging ſich in einer ſeiner Novellen einmal ſeitenlang in den witzigſten Sarkasmen darüber, daß in einer gewiſſen epischen Dichtung der Gegenwart Ahaſver als ein ur-uralter Greis vorgeführt wird, während er doch zu der Zeit, in welcher die Handlung jener Dichtung ſpielt, noch nicht ſo übermäßig alt ſein konnte. Niemaß habe er ſich „genug wundern können über die Gedankenloſigkeit des Dichters und ſeiner Kritiker, welche dieſen nonsens biſher nicht bemerkten!“ — Nun iſt allerdings Ahaſver in beſagter Dichtung nicht der bloße „Schuſter von Jeruſalem,“ ſondern identificirt mit Cain, und es wird ausdrückliche und weitläufig darin erzählt, wie er ſchon Jahrtauſende lang in verſchiedenen Geſtalten auf Erden wandelt. Aber was thut das? Was braucht ein geiſtreicher Kritiker ſich um die Thatſachen zu kümmern? Hunderte von Leſern, die jenes Gedicht nicht genau kannten, haben mitgelacht und werden mitlachen bei Kürnberger's Wißen, und ſich nebenbei — denn wie könnte ein geiſtreicher Mann Unrecht haben? — mit ihm über die „Gedankenloſigkeit des Dichters und ſeiner biſherigen Kritiker“ wundern.

Im Nothfalle — fahren die klagenden Dichter fort — braucht der Kritiker auch nicht sonderlich geistreich zu sein. Es genügt bloße Strenge, entschiedene Strenge, um sich als Kritiker Ansehen zu erwerben. Nichts imponirt so sehr als Strenge, und je weniger dem Leser die Gründe derselben einleuchten, desto mehr ist er geneigt, an die über das Maß des gewöhnlichen Menschenverstandes hinausgehende Einsicht des Recensenten zu glauben. „Die Welt“, sagt Jean Paul, „schätzt das Gewicht eines Kunstrichters bloß nach der Schwere seiner Faust, wie das Gewicht des Ochsen nach der Schwere seiner Vorderpfote.“

In dieser Art also pflegen die Dichter und Künstler über die von ihnen gehaßte und verwünschte Race der Kritiker sich auszusprechen.

Bevor ich das Verhör der Parteien fortsetze, möchte ich eine Thatsache feststellen — eine ganz interessante Thatsache.

Ich erlaube mir die Frage aufzuwerfen: Wie machen es denn die Dichter selbst, wenn sie sich auf den ästhetischen Richterstuhl setzen?

Man erwäge die Sache so reiflich und so unbefangen als man will, die Antwort wird am Ende nicht anders ausfallen können, als wie folgt: Wenn Dichter ihres Gleichen recensiren, so machen sie es nach dem einmüthigen Urtheile der davon Betroffenen nicht besser und nicht schlechter als die unproductiven Kritiker. Man kann es alle Tage mit anhören, wie ein Mensch, der eben tüchtig gegen die Recensenten, ihre Schwächen und Verbrechen losgezogen, sofort dazu übergeht, in der absprechendsten, befangensten, willkürlichsten

Art über Erzeugnisse dichterischer Collegen sich auszulassen. Erklärte Widersacher der Kritiker, wie Grillparzer, Hebbel und viele Andere, waren selbst, wenn sie sich aufs Urtheilen einließen, recht unleidliche, böshaft-strenge, bis zur Bornirtheit einseitige Kritiker. Goethe und Schiller sind große Poeten, hohe, gewaltige Geister; aber wer möchte behaupten, daß sie als Kritiker um Vieles besser waren als Andere? — Man kann also ganz wohl die Behauptung unterschreiben, die schon vor hundert Jahren ein witziger Kopf gemacht, daß außer der Antipathie zwischen einem Autor und einem Recensenten nichts größer sei, als — ihre Aehnlichkeit.

Daraus ergibt sich vorläufig: daß die bösen Recensenten keine besondere Menschenrace bilden, daß ihre Schwächen und Mängel keine nur ihnen eigenthümlichen, sondern die der Menschennatur überhaupt sind, und daß ein jeder von uns, wie aller Creatur, so auch dem Recensenten gegenüber, der ihn verunglimpft, sich gelassen das weisheitstiefe Sprüchlein der Indier „Tāt twām asi!“ (das bist du!) zuzurufen hat.

Autor und Kritiker sind nur zwei Hälften des einen Menschen, die sich erst im Zustande der Trennung befehlen.

Um Alles bei Anderen zu begreifen und zu entschuldigen, braucht man nur sich selbst fleißig zu beobachten. Man erstaunt, wenn man es sich unbefangen zum Bewußtsein bringt, wie zufällig und launenhaft, wie von Stimmungen abhängig der Eindruck ist, den wir von einem Buche erhalten, wie wandelbar das Urtheil, das wir in verschiedenen Momenten darüber fällen. Gar oft, ja man könnte sagen

in der Regel, sehen wir ein Buch bei der zweiten Lesung schon wieder mehr oder weniger mit anderen Augen an als bei der ersten. Ich erinnere mich eines Kritikers, der ein neu erschienenes Werk in einer öffentlichen Recension aufs Schärfste heruntermachte, den ich aber nach einiger Zeit, als er dasselbe ein zweites mal gelesen, sagen hörte, er habe sich jetzt im Ganzen wie im Einzelnen gar sehr mit dem Buche befreundet! Das konnte den Autor freuen — aber was half es ihm? dem Publicum war und blieb doch nur jenes erste, verdammende Urtheil bekannt, und Viele sagten oder schrieben es gläubig nach, ohne zu ahnen, daß der Urheber desselben inzwischen längst davon zurückgekommen.

Man ertappt sich auf curiösen Sympathieen und Antipathieen. Man liebt und haßt Schriftsteller, von welchen man keine Zeile gelesen hat.

Und hegt man einmal gegen eine literarische Persönlichkeit oder Erscheinung ein Vorurtheil, sei es nun ein berechtigtes oder unberechtigtes, so ist man wie blind gegen alles Gute und Schöne daran, findet absurd und ungenießbar, was man anderswo bewundert hätte. Selbst ein Autor, den wir schätzen und von dem wir bisher mit warmem Lobe zu sprechen pflegten, wird uns widerwärtig von dem Augenblicke an, wo wir merken, daß er noch mehr gelobt wird als wir ihn loben, und daß er einen etwas größeren Erfolg erringt, als wir recht und billig finden.

Was wir anerkennen sollen, das müssen wir erkennen, und was wir recht erkennen sollen, dem müssen wir schon ein wenig Liebe und Hingebung entgegenbringen. Dieser Hingebung stehen aber die Schranken der individuellen Natur

entgegen. Daher ist es auch leichter, gute Gedanken aus Eigenem zu geben, als fremden völlig gerecht zu werden, und selbst große Geister sinken, wenn sie fremdes, dem ihrigen nicht verwandtes Gedankenleben kritisieren wollen, auf das Niveau des Beschränkten und des Kleinlichen herab. Wer erinnert sich da nicht an Rahel's naiven Ausspruch: „Mir kommt vor, als ob alle Philosophen Recht hätten, nur nicht wenn sie streiten!“

Aus uns selbst herauszugehen, aus der eigenen Haut zu fahren, bleibt immer das Härteste, was uns zugemuthet werden kann. Und so bildet sich in uns der Eigensinn des subjectiven Meinens und Wähnens heraus, der sich sogar noch etwas auf sich zu gute thut und den Jean Paul so hübsch mit den Worten persiflirt: „Jedem anderen als dem scharfsinnigen Auge des Selbstüchtigen entgeht die allgemeine Farbe der gelben Natur.“

Nach all' diesem scheint es, als ob mit Rücksicht auf die allgemeinen Schwächen der menschlichen Natur, der zuversichtliche Ton, welchen die Kritiker anschlagen, nicht recht am Platze wäre, und als ob man an sie billiger Weise die Forderung stellen könnte, sie sollten sich dieses Tones entwöhnen.

Dagegen höre ich aber sogleich unsere Aristarche, als hartgefottene Sünder, die sie sind, eifern: „Wie? Wir Kritiker sollten die Flinte ins Korn werfen? Wir sollten künftig allen Plunder nur mit Sammethandschuhen anfassen, weil unserem Metier, wie allem Menschenwerk, Gebrechen und Mängel ankleben? Nein! wir werden fortfahren, zu sagen, was wir meinen, und so mit euch zu reden, wie uns

der Schnabel gewachsen ist. Daß wir Menschen sind, daß wir irren können, wissen wir. Was wir sagen, so kategorisch es klingt, ist doch natürlicherweise immer gesagt mit dem schweigenden Vorbehalt, daß ein einzelner Mensch es sagt, der freilich auch Unrecht haben kann!"

„Ganz recht!“ fallen die Autoren ein; „dieser schweigende Vorbehalt genügt aber nicht, der gedankenlosen Menge gegenüber. Wenn ihr euch nicht selbst für unfehlbar ausgeben wollt, so solltet ihr nicht immer im Tone der Unfehlbarkeit sprechen. Dieser euer zuversichtlicher Ton dupirt den Leser, und er hält euer Urtheil für das, wofür ihr es selber nicht haltet, für ein Orakel!“

„Mag er das!“ versetzen die Kritiker. „Wir bedürfen der Autorität. Dem Schlechten muß mit Energie entgegengetreten, das Mittelmäßige, Ueberschätzte auf seinen wahren Werth zurückgeführt, der Reclame ein Gegengewicht geboten werden. . . .“

„Das Schlechte! das Mittelmäßige! das Ueberschätzte!“ rufen die Dichter zurück. „Was ist denn aber wirklich schlecht und überschätzt? Da stehen wir gleich wieder auf dem alten Punkte. Welcher höhere Genius steigt denn hernieder, um uns in jedem einzelnen Falle zu sagen, ob der Kritiker etwas mit Recht oder mit Unrecht für schlecht hält? Glaubten nicht auch jene Kritiker ihre Pflicht zu thun, welche beim Erscheinen Goethe's trauernd ihr Antlitz verhüllten und ausriefen: „Deutschland, du stehst am Rande eines Abgrunds?“ War es ihnen nicht bitterer Ernst, wenn sie jammerten, daß das Zeitalter „Rabener's, Haller's, Gellert's und Hagedorn's“ für immer dahin sei und daß die Wieland, Lessing, Klopstock,

Goethe einen Ersatz dafür bieten theils nicht konnten, theils nicht wollten? Glaubte jener gewiegte Musikkritiker nicht auch der Reclame, der Ueberschätzung das Handwerk zu legen, indem er gegen den „unverdienten“ Ruhm Schumann's, das Werk einer „schamlosen Coterie“ zu Felde zog?“

Darauf die Kritiker: „Wir haben es euch schon gesagt: ihr dürft von uns nicht verlangen, daß wir niemals irren sollen.“

Die Dichter: „Aber wir dürfen von euch verlangen, daß ihr dieser Möglichkeit des Irrthums immer eingedenk bleibt — daß ihr dieselbe nicht als „unbewußte“, sondern als bewußte Vorstellung in euch wach erhaltet!“

Die Kritiker: „Ihr dürft von uns auch nicht verlangen, daß wir das, was nun einmal unsere Ueberzeugung ist, nicht mit der Energie und dem Muth der Ueberzeugung aussprechen!“

Die Dichter: „Dürfen wir nicht wenigstens verlangen, daß ihr euch dabei einer etwas größeren Gründlichkeit befleißigt? Daß ihr das, was ihr beurtheilen wollt, auch leset, und den thatsächlichen Inhalt desselben aufmerksam erfasset?“

Die Kritiker: „Lohnt nicht immer der Mühe und wäre gar oft eine allzu unerquickliche Sache!“

Die Dichter: „Gut! glaubt ihr ein Werk nach dem allgemeinen Eindrucke beurtheilen zu können, und scheint euch der thatsächliche Inhalt, das Detail, und das, was der Dichter damit wollte, der Kenntnißnahme nicht werth, so beschränkt euch darauf, zu sagen: Das Buch ist mir antipathisch. Aber es ist durchaus nicht zu billigen, daß ihr

dem Detail des Buches und den Absichten des Dichters nachzugehen zwar verschmäht, dennoch aber über beides referirt, und Schlüsse zieht, nicht aus dem Buche, sondern aus euerem Referat darüber, so daß ihr euch den Anschein gebt, das Werk im Ganzen und im Detail zu kennen, während ihr es, so zu sagen, nur aus der Recension kennt, die ihr darüber schreibt! — Auch werdet ihr zugeben, daß, je strenger die Kritik, sie desto mehr durch Gründlichkeit sich rechtfertigen und es vermeiden müsse, sich Blößen zu geben. Aber häufig zeigt ihr gerade dann, wenn ihr am strengsten und mit dem größten Aplomb auftrittet, eine in die Augen springende Leichtfertigkeit, ja Frivolität in der Begründung eures Urtheils.“

Die Kritiker: „Wir finden es zuweilen nöthig mit der schweren Cavallerie ins Feld zu rücken, um ohne viel Federlesen mit ihrer Wucht den Feind zu erdrücken!“

Die Dichter: „Schwere Cavallerie? Ach du lieber Gott, an all' dem mit so viel Nachdruck Gesagten ist oft nichts schwer und gewichtig; das Alles ist im Gegentheil so leicht, so schaumig, wie der Geiser, der einem Zornigen vor den Mund tritt! — Keine Kritik wäre uns zu streng, wenn sie nur wirklich den Nagel auf den Kopf träfe — wenn die Einwürfe sämmtlich ebenso thatsächlich begründet als formell überzeugend wären, und die reellen Voraussetzungen, von welchen das Urtheil ausgeht, nicht auf Unwissenheit oder Unverstand beruhten! — Und scheint euch nicht auch unsere weitere Forderung, daß ihr das Leidenschaftliche eures Tones so viel als möglich mäßigen sollt, der Erwägung werth? Diese Forderung ist so naheliegend, daß selbst Schopenhauer,

der in Praxis sich oft genug zu maßlosem Schmähem hinreißen ließ, doch in der Theorie und im Princip die Berechtigung derselben anerkannte. „Wer da will, daß sein Urtheil Glauben finde,“ sagt er in den „Parergis“, „der spreche es ohne Leidenschaftlichkeit aus. Denn alle Hestigkeit entspringt aus dem Willen: daher wird man diesem, und nicht der Erkenntniß, die ihrer Art nach kalt ist, das Urtheil zuschreiben. Weil nämlich das Radicale im Menschen der Wille, die Erkenntniß aber bloß secundär und hinzugekommen ist, so wird man eher glauben, daß das Urtheil aus dem erregten Willen, als die Erregung des Willens bloß aus dem Urtheil entsprungen sei.“ — „Laßt alle Wahrheit, die ihr sprecht,“ schreibt Emerson, „auf dem Gefrierpunkt sein, sonst wird selbst eure Weisheit zur Narrheit werden.“

Die Kritiker: „Das ist nicht unrichtig. Aber wir gestehen offen, daß wir zuweilen das Bedürfniß haben, die angesammelte kritische Galle sich in Kraftworten ergießen zu lassen. Das thut wohl, das erleichtert!“

Die Dichter: „Ja, ja, aber bedenket nur, daß ihr, während ihr mit solchen Ergüssen eure Galle erleichtert, der Sache schadet, die ihr vertretet, daß sie als Kritiken werthlos sind und nur ein pathologisches Interesse haben. F. Kürnberger veröffentlichte in seinem Buche „Litterarische Herzenssachen“ einen wüthenden Artikel über den „Fechter von Ravenna“ des von ihm persönlich auf den Tod gehaßten Friedrich Halm, und nannte das Werk eine — „Schandkomödie!“ Hätte er es eine schlechte Tragödie genannt, so würde der Leser ihm vielleicht geglaubt haben. Mit dem Worte „Schandkomödie“ aber hat er zwar sein Herz erleichtert...“

Die Kritiker: „Und Manchem eine Freude gemacht, der Fr. Halm ebenfalls nicht leiden konnte. — und selbst das unbefangene Publicum hört einem solchen prächtig daherrollenden kritischen Borgewitter nicht ungern zu.“

Die Dichter: „Ja, wie man auch dem beredten Borgewitter einer schimpfenden Höckerin nicht ungern zuhört. Aber seinen kritischen Zweck hat Kürnberger verfehlt, und mit dem Schimpfwort „Schandkomödie“ nur dies erreicht, daß der Leser stutzig wurde und dachte, Kürnberger sei, als er dies niederschrieb, nicht recht bei Sinnen gewesen. Unbesonnener Weise stellte er sich als Wüthender bloß, und verrieth vor aller Welt, daß sein Urtheil nicht aus der „Erkenntniß“, sondern aus dem „erregten Willen“ gekommen. Es war ihm eine seiner litterarischen „Herzenssachen“, Halm zu vernichten. Die Kritik soll aber eben nicht Herzenssache sein, sondern Kopfsache. — Es ist also nicht bloß eine Forderung der Billigkeit, sondern auch der Klugheit, daß ihr Kritiker blinden Uebereifer vermeidet, persönlichen Stimmungen so wenig Einfluß als möglich gestattet, und auf jenes tobfüchtige Gebahren verzichtet, dem wir in kritischen Auslassungen immer häufiger begegnen, und das ohne Zweifel mit der nervösen Erregbarkeit unseres Zeitalters zusammenhängt. Geistreiche, bedeutende, geniale Menschen sind dieser krankhaften Erregbarkeit am meisten ausgesetzt; besonders wenn sie durch Verkenennung, ungenügenden Erfolg ihrer eigenen Leistungen verbittert sind. Es giebt keine so geistig vornehme Natur, daß sie nicht doch auch der Regung des Neides zugänglich wäre. Und dieser bewußte oder unbewußte Neid nimmt selbst bei den raffinirtesten Geistern oft die

naivsten Formen an. Eine dieser naiven Formen ist die angebliche Verachtung des Erfolges — welche den „Beifall der Menge“ als etwas nur den vulgären, mittelmäßigen und unächtigen Talenten Zufallendes, demnach als eine Schande betrachtet, während der Verächter doch zeitlebens den Schmerz nicht verwinden kann, daß dieses verächtliche Merkmal der gemeinen Geister, der Erfolg — ihm selber versagt geblieben.

„Thöricht, nach Erfolg zu trachten,
Ob uns auch sein Looslied klingt! —
Den Erfolg muß man verachten,
Wenn — ein Andrer ihn erringt!“

(D. Blumenthal.)

Es kommt auch vor, daß Manche sich den Anschein geben, als verschmähten sie es, in ihrem Schaffen sich gewisser bestechender, zum Erfolg führender Mittel zu bedienen, während sie sich dieser Mittel einfach darum nicht bedienen, weil ihnen dieselben — überhaupt nicht zu Gebote stehen. Es piepst kein Hänfling auf einem Aste des Dichterwaldes, der nicht stolz wäre auf die natürliche Einfachheit und schmucklose Gediegenheit seines Gesanges und sich nicht den Anschein gäbe, er könnte, wenn er nur wollte, ebenso gut schmettern und trillern wie die Lerche oder die Nachtigall, thue dies aber aus Grundsatz nicht, da er den Gebrauch solcher auf den Effekt berechneten Mittel für verwerflich halte. Die Hänflinge würden recht gern trillern, wenn sie nur könnten, da sie es aber nicht können, so verlangen sie, liebe Lerche, du sollst es ebenfalls unterlassen.

„Weil sie nicht können, was sie wollen,
Sollst du nicht wollen, was du kannst!“ —

Die Kritiker. Genug davon! Wir vertheidigen weder die Kritik, die ein bloßer Ausfluß persönlicher Stimmungen ist und sich selbst als Herzenssache gibt, noch diejenige, welche das Maß, nach welchem sie mißt, immer nur von der eigenen Taille nimmt. Aber wir müssen uns das Recht vorbehalten, zuweilen ein bißchen Tendenzkritik zu treiben. Das heißt Kritik, für welche nicht die eben vorliegende Leistung und ihr absoluter Werth oder Unwerth maßgebend ist, sondern die geistige Individualität des Autors, und die Richtung, welcher derselbe angehört. Verfolgt dieser eine Richtung, die wir für verderblich halten, so fragen wir allerdings nicht lange, was das Buch an und für sich werth, und fühlen uns auf keinen Fall berufen, die Lobredner desselben zu machen, und sprechen davon entweder gar nicht, oder so schlecht wie möglich. Oder wenn ein Autor zu viel Erfolg hat, zu viel gehätschelt wird — da muß man sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen . . .“

Die Dichter (einfallend): „Und wie ihr heute tendenziös tadelt, so lobt ihr morgen tendenziös, streicht einen „verkannten“ oder nicht nach Verdienst gewürdigten Hähnling heraus, an dem ihr, wenn er „gewürdigt“ würde, kein gutes Haar — ich will sagen keine gute Feder lassen würdet. Und am liebsten werft ihr natürlich mit den Gebeinen der Todten nach den Schädeln der Lebendigen! — Dergleichen ist am Ende begreiflich. Aber die Kritik sollte wenigstens niemals darauf ausgehen, jemand mit allen Mitteln zu verfolgen und förmlich todt zu machen. Denn da sie — wie nun ein für alle mal zugestanden ist — auch irren kann, so wäre es leicht möglich, daß sie einen ästhetischen Justizmord

beginne. Es giebt Denker und Dichter, welche sich nicht mehr rühren, den Mund nicht mehr öffnen dürfen, ohne verunglimpft und als verächtlich bei Seite gestoßen zu werden. Das sollte nicht sein. Jedem Autor sollte die Möglichkeit gelassen werden, welcher Partei und Richtung er auch angehören mag, sich an der geistigen Arbeit der Nation zu betheiligen. Wenn man anfängt, einen Autor systematisch und grundsätzlich mit Gehässigkeit zu verfolgen, so wirkt dies demoralisirend auf ihn selbst und auf das Publicum, dem der Glaube an die Ehrlichkeit der Kritik abhanden kommt. Die ästhetische Gerichtspraxis sollte von der juridischen lernen. Es kann nicht geleugnet werden, daß der Verbrecher vor Richter und Geschwornen eine günstigere, menschenwürdigere Stellung hat, als der Autor oder Künstler vor seinen Kritikern. Das Schlimmste aber bleibt, daß der Kritiker sich für berechtigt hält, Untersuchungsrichter und Scharfrichter in einer Person zu sein, und jeden Kopf, den er für keinen guten hält, dem Eigenthümer vor die Füße zu legen, während es doch genügen würde, mit dem Richtschwerte nur so stark daran zu klopfen, als nöthig, um zu zeigen, daß er hohl ist.

Man wird mir den Vorwurf machen, daß ich in dieser Verhandlung die Autoren weit ausführlicher zu Worte kommen lasse, als ihre Gegner. Das ergab sich aber aus der Natur der Sache und war nicht mehr als billig. Die Poeten kommen so selten dazu, öffentlich für sich zu sprechen, daß man sie reden lassen muß, wenn sie einmal daran sind. Und im Uebrigen ist es nicht meine Schuld, wenn die Herren Kritiker, wie auf die früheren Aus-

einanderseßungen ihrer Gegner, so auch jetzt wieder auf meine Frage, welchen Eindruck ihnen die Ermahnungsrede der Poeten gemacht, nur kurz und barsch antworten:

„Gar keinen! theils schon darum, weil all' das Vorgebrachte nicht neu ist, daher keiner Aufmerksamkeit mehr würdig; ferner, weil die verletzte Autor-Eitelkeit uns immer und unter allen Umständen diese selben Vorwürfe machen würde, auch wenn wir die Gerechtigkeit in Person wären. Wir lassen uns nicht einschüchtern; und wir werden niemals darauf verzichten, streng, einschneidend, vernichtend zu urtheilen, wo wir es für nöthig halten, wie auch die Dichter es machen und jeder Mensch, wenn er unbefangene seine Meinung sagt.“

Ich muß dem Kritiker hier Recht geben; bin aber der Meinung, das Ansehen der Kritik und ihre nachdrückliche Wirkung würde nur gewinnen, wenn die Kritiker einmal manche von diesen trivial klingenden Forderungen, die sie aus dem Munde der Producenten nicht ohne Grund hinzunehmen verschmähen, endlich einmal ernstlich an sich selber stellten. In einem Punkte wenigstens muß ich den klagenden Poeten beipflichten: in der Klage über den Leichtsin, mit welchem der wirkliche Inhalt, Sinn und Zusammenhang der Bücher ignorirt und dennoch beurtheilt und verurtheilt wird. Es kommen bei den üblichen kritischen Inhaltsangaben und Analysen wirklich Dinge vor, welche haarsträubend sind. Also in Gottes Namen Strenge so viel ihr wollt — nur etwas mehr Gewissenhaftigkeit etwas mehr Objectivität! Kein Utopien! wir bleiben ja Menschen! Aber — ein wenig besser könntet ihr's vielleicht machen! —

Dies mein Schlußbescheid an die Kritiker. Und die Dichter? was soll ich diesen sagen? Welches Verhalten gegen die Recensenten soll ich ihnen empfehlen?

Vor Allem sollen sie von den Stimmen der Kritik so viel als eben möglich zu lernen suchen. Dem Mißfallen des Kritikers und seiner daraus sich ergebenden Verurtheilung eines Werkes liegt, wenn sie nur auf einem wirklichen Eindrucke beruht und ehrlich gemeint ist, fast immer ein mehr oder weniger berechtigtes Gefühl zu Grunde, wenn auch der Kritiker dasselbe nur ungeschickt, leichtfertig oder irrthümlich zu motiviren vermag. Man lasse sich durch diese vielleicht sinnlose Motivirung nicht irremachen, man halte sich an die Thatsache: dein Werk hat dem Kritiker mißfallen, und das muß einen Grund haben.

Soll der Autor sich jemals zu einem öffentlichen Widerspruch gegen die Kritik hinreißen lassen? Ich denke, nein! Entstellung von Thatsachen mag er berichtigen, das ästhetische oder Geschmacksurtheil entzieht sich jeder Widerlegung. Widerspruch ist schon aus dem Grunde unstatthaft und unzweckmäßig, weil die Kritiker ihn nicht dulden, und die Empfindlichkeit derselben noch weit größer ist als die der Poeten.

So ertragen wir also mit Geduld, wir Autoren, selbst ungerechte Angriffe als einen unvermeidlichen Fluch der Oeffentlichkeit. „Wer auf dem Markte singt, dem bellt jeder Hund ins Lied!“ sagt ein altes deutsches Sprichwort. Lassen auch wir uns nicht einschüchtern, und wenn wir durchgehelt werden, so suchen wir ein anderes mal mehr Beifall zu erringen. Und haben wir's in ehrlichem

Streben so gut gemacht als wir vermocht, so lassen wir uns durch die Demüthigungen der Kritik die Freude an dem bischen Erfolg im Publicum nicht verbittern. Es bleibt doch immer eine Genugthuung, Andere mit dem, was man schafft, zu rühren, zu erfreuen oder zu erheitern. Es ist das doch immer etwas und keinem möglich, ohne die Gottesgabe eines wirklichen Talents. Und insofern hätte alle negative Weisheit der Kunstrichter allerdings vor dem bescheidensten positiven Können zu stehen „mit dem Gute in der Hand“.

Ein gutes Mittel übrigens, seinen Gleichmuth zu bewahren, ist für einen Autor, der es nöthig hat, die Erwägung, daß die Tageskritik für sich allein keinen Erfolg macht und keinen vernichtet. Wer sich über die schlimme Wirkung ungerechten Tadel's beruhigen will, der sehe nur zu, wie gering und wie wenig nachhaltig im Großen und Ganzen die Wirkung des ungerechtfertigten Lobes ist. Niemals hat die Reclame ein wirklich schlechtes oder mittelmäßiges Buch berühmt oder populär gemacht. Selbst gute, von der Kritik beständig mit Auszeichnung genannte und herausgestrichene Bücher bleiben ungekauft und ungelesen, wenn sie dem Geschmacke des Publicums nicht zusagen. Die Klage sämmtlicher unbeachtet gebliebener, erfolglos Strebender: „Ich verstehe es nicht, für mich Reclame zu machen!“ hört man am allerhäufigsten im Munde von Solchen, bei welchen die Reclame — nichts geholfen hat. Und obgleich diese die geringe Wirksamkeit der Reclame für ihre eigene Person erprobt, sind sie doch nicht zu heilen von der fixen Idee, daß Alle, die es weiter gebracht als sie, dies nur der Reclame verdanken können. Der absurde

Glaube an die Allmacht und Nothwendigkeit der Reclame ist bei Vielen so eingewurzelt, daß sie sich ihr Leben lang in den kleinlichsten Mittelchen derselben erschöpfen, und es giebt der Fälle genug, wo Menschen, die nicht ohne Begabung waren, durch Reclamemacherei sich um allen Credit brachten und nicht durchdringen konnten, weil man sie lächerlich fand und ihnen nichts Gutes zutrauen mochte.

Ich schließe und überlasse es dem Schicksal, ob von dem, was ich sowohl den Poeten als den Kritikern zu bedenken gegeben, etwas auf empfänglichen Boden fallen wird. Ich habe nur geringe Hoffnung. Ich fürchte, daß die Einen wie die Andern in ihrer Art unverbesserlich sind. Die Welt pflegt so sehr in aller und jeder Beziehung den alten Trotz weiter zu gehen, daß nicht abzusehen ist, warum es gerade in dieser, der Hauptsache nach, nicht immer beim Alten bleiben sollte. Dies Alte aber läßt sich, glaube ich, am kürzesten in die Worte zusammenfassen:

Der Autor schreibt was er kann, der Recensent schreibt was er will.

Die schönste Gegend der Erde.

Ein Separat-Botum.

Ich habe niemals recht begriffen, wie es die Leute eigentlich meinen, wenn sie bald Neapel, bald die Berge und Seen der Schweiz, bald den Niagarafall u. s. w. als die schönsten und merkwürdigsten Punkte der Erde bezeichnen. Nach meiner feststehenden Ueberzeugung gebührt diese Bezeichnung einzig und allein dem Landstrich, welcher sich von Krems an der Donau über Gföhl, Zwettl und Weitra gegen die böhmische Grenze hin erstreckt, und welcher unter dem Namen des niederösterreichischen Waldviertels bekannt ist. Personen, welchen gegenüber ich diese Ueberzeugung geltend machte, haben mit hämischem Lächeln eingewendet, daß ich nicht so denken würde, wenn ich nicht zufällig in besagter Gegend, und zwar zu Kirchberg am Walde, in der Nähe von Zwettl, das Licht der Welt zuerst erblickt hätte. Ich kann diesen Umstand, nämlich da geboren zu sein, nicht leugnen, und ich vermag mich, da ich nun einmal da geboren bin, in die Lage, nicht da, sondern anderswo geboren zu sein, so wenig zu versetzen, daß ich wirklich nicht weiß, was ich denken oder nicht denken würde, wenn ich nicht da

geboren wäre. Und so werde ich von meiner Behauptung, daß die schönste und merkwürdigste Gegend der Welt zu beiden Seiten der Landstraße liege, auf welcher der Kremser Stellwagen täglich durch den Gföhler Wald über Rastenberg nach Zwettl und Weitra fährt, so lange nicht ablassen, bis Einer auftritt, dem es gelingt, mir das Gegentheil zu beweisen.

Ich möchte wirklich wissen, wie er das anfinge. Wollte er es z. B. versuchen, mir glaubhaft zu machen, daß irgendwo und irgendwie das Gefühl übertroffen werden könne, mit welchem ich, wenn wir Sängerknaben des Stiftes Zwettl zur Jahresschulprüfung nach Krems geführt wurden, auf der Straße mitten im Gföhlerwalde zuerst aus weiter Ferne den Spiegel der breiten, prächtigen, inselreichen Donau herüberblicken sah — wollte er das versuchen, so könnte mir die Verschrobenheit und Rechthaberei, die Voreingenommenheit und Parteilichkeit eines solchen Menschen nur ein mitleidiges Lächeln abnöthigen. —

Das Schöne wird leidlich in der Welt anerkannt, aber nicht so das Schönste. Sollen etwa die nüchternen Zeitungs-Feuilletons, in welchen alle Jahrzehent einmal etwas über das Waldviertel wie über einen armen, vergessenen „Erdwinkel“ gesagt wird, der Größe und Würdigkeit des Gegenstandes angemessen sein?

Da schreibt z. B. Einer:

„Männiglich ist es bekannt, daß das Erzherzogthum Niederösterreich seit alter Zeit in vier Kreise (Viertel) eingetheilt ist. Eines dieser Viertel ist das „Viertel ober dem Mannhartsberge“, und dessen gebirgiger (?) Theil wird seit

undenklichen Zeiten das Waldviertel genannt. Man braucht nur einen Tag im Waldviertel gewesen zu sein, um die Entstehung dieses Namens zu begreifen. Ueberall, wohin das Auge streift, das üppigste, frische Waldesgrün in allen Farben und Schattirungen, Laubholz und Nadelholz gedeihen um die Wette, und mitten in diesen grünen, duftenden Wäldern trifft das Auge in wohlthuendem Wechsel Triften und wohlbestellte Felder. Kleine Bäche und freundliche Ortschaften vollenden das Bild. Und es ist ein liebes Bild, welches sich Dir darbietet, führt je ein Zufall Dich in diese Gelände."

„Bescheidener Fleck Erde," ruft ein Anderer aus, „von Vielen nicht einmal dem Namen nach gekannt! Und doch bist du nichts weniger als arm an Schönheiten eigenthümlicher Art, und wären es auch nur deine immergrünen Wälder, die wie endlose Parke rechts und links deine wohl erhaltenen Straßen säumen und der Gegend zu jeder Jahreszeit einen frischen, duftigen Reiz verleihen. Wer auch nur einige Zeit auf dir verweilt hat, vergißt dich nicht leicht wieder, und so drückt auch mir Erinnerung die Feder in die Hand."

Recht gut gemeint — aber das sind am Ende doch Alles nur Lappalien und triviale Redensarten. Den rechten Verstand und das rechte Wort für die Merkwürdigkeit und Einzigkeit des Waldviertels findet man nur bei den Eingebornen, z. B. bei Ludwig Mayer, meinem Landsmanne, weitläufigen Verwandten und Freunde, einem philosophischen Autodidakten und verwilderten Genie, Autor der Blätter „Aus der Mappe des Philosophen von Kumpelsbach" (Hamburg, Richter, 1874), welcher der von mir vollkommen

getheilten Ansicht ist, daß im Viertel ober dem Mannhartsberge ein anderer Mond scheint als im Viertel unter dem Mannhartsberge, die Vögel anders singen, die Wasser anders rauschen, und „jeder Wurm“ noch ganz anders, als anderswo, eine „Heimat“ hat. —

Im Jahre 1867 besuchte ich nach vieljähriger Abwesenheit das heimische Waldland wieder — frischte die Eindrücke der Kindheit wieder auf, und erhielt überdies auf dieser Heimatreise eine Menge von Anregungen, namentlich zu Einzelheiten der Naturschilderung, für den „König von Sion“, den ich damals eben in Angriff nahm, und dessen erster Gesang zu Schweiggers, im Hause meines lieben Veters Koppensteiner, niedergeschrieben wurde.

„Wohlan denn,“ wird der geneigte Leser neugierig ausrufen, „beschreibe uns die Wunder deines theuern Waldviertels, die Reize, welche es zum merkwürdigsten Fleck der Erde machen!“ — Ich werde mich hüten, diese Wunder schildern und etwas mit vielen Worten aufputzen zu wollen, dessen geheimer, größter Reiz vielleicht in der Anspruchlosigkeit und Schlichtheit liegt. Zu beschreiben ist da wenig oder nichts. Ich habe dem geneigten Leser gesagt, wo nach meiner Ueberzeugung der schönste Fleck der Erde liegt; will er es mir nicht aufs Wort glauben, so werden ihn die flüchtigen, ganz simplen Bemerkungen, die ich folgen lasse, noch weniger überzeugen.

Das Waldviertel ist kein Gebirgsland, in welchem öde Bergkolosse auf dunkle Thalschluchten herabschauen, die Seele des Menschen ängstigend; aber auch keine einförmig sich hin-streckende Ebene. Berg und Fläche berühren sich in schön

ausgeglicherer Mischung, in nicht erhabenem, aber anmuthigem Wechsel. „Starkbewaldetes Hügelland“ nennen es trockene Geographen.

Ach die Wälder des Waldviertels! — Urwälder freilich sind auch sie nicht — nicht zu vergleichen den riesigen Nachbarwäldern des südlichen Böhmens. Aber etwas ganz Anderes doch als die Gehölze mancher Alpengebirgsländer, wo zumeist hohe, aber lächerlich dünne Stämmchen wie Spazierstöckchen den unwegsamen, von Schluchten und Erdspalten zerrissenen Berghang hinan stehen! Stämmiger Wald ist's, oft tiefere Gründe, mit allen phantastischen Schauern der Waldnatur. Aber es fehlen auch nicht die bequemen, einladend-schönen Haine in der Ebene, für welche ich schwärme, zumal wenn massige, weichbemooste Felsblöcke hie und da auf freundlichen Waldwiesen und Lichtungen sich hinrecken, die leicht zu erklettern sind, auf welchen man halbe Tage lang liegen und träumen und die rothen Thurmdächer der benachbarten Dörfer betrachten kann.

Der Wald ist Herr in diesem Lande; auch Wiesen und Feldern drückt er sein Siegel auf, und man sieht, daß diese den Grund und Boden nur gleichsam von ihm zu Lehen haben. Mitten auf Wiesen bemerkt man Hügel, wie Maulwurfshügel, aber von der Größe der Ameisenhaufen, reichlich bewachsen mit Heidekraut. Wachholdergesträuch wuchert auf kleinen Grastriften zwischen den Aeckern. Haselstauden, die zur Zeit, wenn die Nüsse reifen, einen angenehmen Geruch verbreiten, stehen dicht an den Rainen, dazwischen das unvermeidliche Heidekraut — und nicht bloß Heidekraut, sondern auch Waldmoos polstert die Raine, sowie die Hügel

der Wiefengründe. Lauter vorgeschobene Posten des Waldes, des souveränen Beherrschers der Landschaft!

Hinter dem grünen Wälderschmuck, wird man denken, müsse der Reiz des behauten Ackerlandes zurücktreten. Im Gegentheil! Nirgends stehen die Saatsfelder schöner über weite Strecken verbreitet, das Aug' erfreuend durch die Farbenpracht der Blüten jener Fruchtarten, die hier vorzugsweise gebaut werden. Was kann man sich Herrlicheres denken, als weitgedehnte purpurbühende Mohnfelder? Was spricht das Auge sinniger an, als der zarte, blaublühende Lein, auf weiten Strecken im Windhauch wallend und wogend? Dieser bezaubernd schöne Anblick blühender Mohn- und Leinfelder, anderswo so selten, hier ist er etwas Gewöhnliches. Dazu die unabsehbaren Roggenfelder im Glanze der goldenen Aehren! Und hat am Ende nicht selbst die Kartoffel — der Stolz des Waldviertels — ganz hübsche Blüten, wie nur irgend eine der stolzeren Schwesterpflanzen aus dem Solaneengeschlechte?

Ich habe den überaus freundlichen Reiz weitgedehnter Saatsfelder, wie sie in meiner Heimat die Landstraße entlang, mit Hainen wechselnd, in mannigfaltiger Farbenpracht auf weiten Strecken das Aug' erquicken, meist vergebens gesucht in den Alpengegenden, wo die Gebirgsthäler, durch welche die Verkehrswege laufen, wenig Raum lassen für Entfaltung imposanter Saatenpracht, und in den wenigen Ebenen die Städte sich breit machen auf Stundenweite mit ihrem wüsten Zubehör.

Nachtigallengeschmetter wird man in den Hainen des Waldviertels nicht vernehmen. Dafür begrüßt den Fremden,

der aus dem Süden kommt, ein anderer, seltsamer, fast ver-rufener Vogel, der da heimisch ist. Erschrick nicht, lieber Leser, wenn ich sage: der Rabe. Du würdest ihn lieb haben, wie ich, wenn du sein gar nicht übel gemeintes „Krah! Krah!“ schon in der Wiege vernommen hättest. Sieh dort! auf einem ganz kleinen Bäumchen am Wege sitzt einer dieser mächtig großen Vögel — bei der Annäherung des Wanderers fängt er erst zu krächzen an und fliegt dann fort, schwerfällig, mit gewaltigem Schwunge der Flügel. Das Bäumchen zittert noch lange von der Erschütterung. Etwas weiter vom Wege ab, auf einem Felddrain, läßt er sich nieder. Eigenthümlich ist die graziöse Art, wie er, wenn er vom Fluge zum Stillstehen auf dem Boden übergeht, erst einige tänzelnde Schritte macht. Er thut es mit einer wahren Tanzmeistergrazie, die mit der sonstigen Wuchtigkeit und Unbeholfenheit des Vogels einen originellen Contrast bildet. Das bei Leuten in Gegenden, wo der Rabe fremd ist, verschrieene Rabengekrächze ist gar nicht so unangenehm, obgleich es zuweilen großartige Dimensionen annimmt, wenn die Raben in Schwärmen bald die Lüfte durchwandern, bald auf den Auen und Halden wie zu einer Berathung sich niederlassen. Von allen Seiten her klingt es zusammen, von allen Wäldern und Feldern her schließt es sich an und begrüßt sich mit ermunterndem Zuruf. Ich möchte nicht sagen, daß das Dohleengeschlecht in dieser Art den Hauch idyllischer Ruhe, wohlthuenden Friedens stört, der in so ganz eigenthümlicher Weise die Gefilde des Waldviertels umschwebt. Diese gar nicht unangenehmen Rufe stimmen vielmehr ganz gut zu dem ruheathmenden, besänftigenden Character der

Landschaft durch eine gewisse Monotonie, und andererseits bringen gerade sie, wenn die trüben Nebelschleier des Herbstes über der Gegend lagern, noch einiges Leben in die fast schon ersterbende Natur.

Den Eindruck holden, traulichen Friedens habe ich empfangen, als ich die Heimat nach langer Entfernung wieder sah, so wie ich ihn schon früher immer empfangen hatte, so oft ich als Studiosus aus der geräuschvollen Residenz mich an den mütterlichen Busen der Heimaterde flüchtete. Ein nicht zu enger, nicht zu weiter, nicht in die unendliche Ferne verlockender und nicht beängstigend eingeschränkter Horizont, sanft geschwungene, überall anmuthige Linien, freundliche, das Aug' erfrischende Farbentöne — das ist's, was hier den Sinn mit stillem Zauber umfängt und keines jener Gefühle aufkommen läßt, welche in großartig gestalteten Landschaften das Gemüth des Menschen aufregen, es mit einem zwar wollüstigen, aber beunruhigenden Schauer erfüllen.

Ich weiß nicht, wie viel die Erbauung einer Eisenbahn, welche das Waldviertel berührt, an der Weltabgeschlossenheit desselben geändert hat. Im Jahre 1867 war das Erscheinen eines Fremden dort noch ein Ereigniß. Kam ein solcher zu Fuß oder zu Wagen des Weges, so blieben die pflügenden Rinder auf dem Felde stehen, um mit seitwärts gewendeten Köpfen die neue Erscheinung anzuglozen. Der Bauer machte einige schwache Versuche, sie mit der Geißel anzutreiben — vergebens; am Ende that er wie sie, und der Pflug rastete, bis der Fremde hinter dem nächsten Hügel oder Wäldchen verschwunden war. Auch das ein Bild voll idyllischer Stimmung! —

Welch' ein Vergnügen machte es mir immer, Abends das Vieh von der Gemeindeweide heimkehren zu sehen! Der Aufzug dieser heimwandelnden Gesammtheerde war oft erstaunlich lang, wollte gar kein Ende nehmen. Die schönen Kühe und Kälber sahen brüllend nach links und rechts sich um. Die Schafe schossen, sich überstürzend, ordnungslos durcheinander und blöckten kläglich; die anmuthigen, theils weißen, theils schwarzen, theils gefleckten Ziegen und Ziegenböcke schritten gemessen und zierlich einher. Die Thiere wandten vom Wege durchs Dorf links und rechts sich ab, gingen den Häusern, wohin sie gehörten, und den wohlbekannten Ställen zu. —

Soll ich von den Ortschaften des Waldviertels die merkwürdigsten nennen, so muß ich diejenigen bevorzugen, die ich am besten kenne, weil ich eine längere oder kürzere Zeit da verlebte, und weil dieselben, als Stationen meiner Lebenspilgerschaft, insonderheit meiner ersten Jugend, mit meinen ältesten Erinnerungen am engsten verwebt sind. Hoffentlich zürnt der Leser nicht, wenn sich da ein Stückchen Selbstbiographie miteinschleicht. Der Reihe nach habe ich anzuführen; das schöne, stille Kirchberg am Walde, wo ich geboren wurde, und wo ich später als Studiosus manche Ferienwoche bei Onkel Leopold zubrachte — im unvergeßlich reizenden Dachstübchen seines Hauses; das anmuthige Dorf Großschönau, wo ich vom zweiten bis zehnten Jahre in mütterlicher Obhut aufwuchs; das eine Viertelstunde davon entfernte, alterthümlich-interessante Schloß Engelstein, wo ich täglich meinen dort bediensteten Vater besuchte, und wo die Burgfräulein, die ebenso schönen als gütigen Baroneffen

v. G. sich den Spaß machten, das sieben- bis achtjährige Büblein in den Anfangsgründen der französischen Sprache zu unterrichten; ferner das schöne und stattliche Cisterzienserkloster Zwettl, wo ich vom zehnten bis vierzehnten Jahre als „Sängerknabe“ lebte; endlich das mir besonders ans Herz gewachsene Schweiggers, wo ich als Wiener Student meine Ferien bei Vetter Koppensteiner behaglich schwärmend, träumend und dichtend, sinnend und minnend hinzubringen pflegte.

Kirchberg am Walde hat ein schönes, hohes Schloß mit einem „Thiergarten“, einem ausgedehnten, von Rehen bewohnten Waldpark, dessen Riesenstämme die Krone dessen sind, was man echten Wald nennt. Gegenwärtig im Besitze des Herrn Fischer von Antern, diente das Schloß vor einigen Decennien der Familie des entthronten Königs Karl X. von Frankreich — angeschossenes Edelwild sucht die Einsamkeit — zu einem wohlgewählten Asyl ländlicher Zurückgezogenheit. O, wie es mir da schwer fällt, nicht ins Plaudern zu gerathen und zu erzählen, wie die Harfenmeisterin der Prinzessin Louise — nachmaligen Herzogin von Parma — das Fräulein v. Hermannsfeld, bei meinem Onkel Leopold eingemietht, eines Tages einen eilfjährigen Knaben im Garten auf- und abspazieren sah, der Verse machte — mich nämlich; ich war vom Stifte aus zu Besuch — sich die Verse zeigen ließ und sie ihrerseits der Prinzessin zeigte, wie diese hernach selbst mir ein Thema aufgab, sich des dichtenden Knaben eine Zeit lang annahm u. s. w.

Das Dorf Großschönau gefiel mir ausnehmend, als ich 1867 wieder dahinkam. Die Umgebung hat viel Eigenthümliches. Als Knabe schweifte ich hier umher, bald auf

den sogenannten „Panzermauern“, die sich hinter dem Ort erheben, ganz merkwürdig terrassenförmig abgestuftes Acker- und Waldbland, bald im „Rabenloch“ mit der „Föhrenmühle“, einer romantischen Waldpartie in der Niederung. Ein klarer Waldbach durchfließt das „Rabenloch“ in einem steinernen Bette: der Grund ist moosiges Gestein und die Ufer desgleichen. Zur Linken des Bachs und des Weges thürmen die bemoosten Felsmassen sich höher auf; häufig sind die Steine wie behauen und wie von der Hand des Maurers künstlich übereinandergesügt. Zahllos ragen an manchen Stellen diese Blöcke, aber geglättet, gerundet, von Moos begrünt und gepolstert, wie sie sind, tragen sie den Charakter müfter Schroffheit nicht zur Schau.

Hinter Großschönau und Engelstein ragt gemächlich ansteigend der idyllische — ich kann diesen Ausdruck gerade hier am wenigsten entbehren — der idyllische Johannisberg. Ein Kirchlein steht auf diesem Berge und in diesem Kirchlein wird jährlich einmal eine feierliche Messe gelesen — ein Fest, auf welches ich mich das ganze Jahr freute; ich fungirte ja dabei als Ministrant! —

Wie wollte ich ein Ende finden, wenn ich einmal zu erzählen anfinge vom Stifte Zwettl und seiner bezaubernden Lage „in clara valle“ am rauschenden Kamp, inmitten herrlicher Wälder! Ich will nur der schmalen, aber sehr hohen Façade der Stiftskirche mit ihren wirksamen statuarischen Verzierungen und dem ungewöhnlichen hohen Thurm gedenken. Man kann nicht satt werden, diese schwunghaft aufstrebende Front und die edle, nicht überladene Fülle seines Schmucks zu betrachten. Desgleichen gewährt das Innere der

Kirche mit dem prächtigen Hochaltar, den zahlreichen Seitenaltären, der hohen Wölbung und den ihr entsprechenden hochragenden Säulen einen merkwürdigen und seltenen Anblick.

In Schweiggers, dem Ferien-Eden meiner Jugendzeit, hatte ich mich so wohllich wie nirgends eingelebt. Den reizenden Umgebungen, den kleinen Anhöhen, Wäldchen u. s. w. fehlte nichts als — Namen. Die gab ich ihnen und legte mir eine ordentliche Karte der Umgebung an. Da rauschte ein „Dionysoshain“ (eine Art Seitenstück zum „Rabenloch“ von Großschönau); da fand sich ein „Germania-Wäldchen“, da standen die „Helenenbirken“, da gab es sogar eine „Burg Sion“, mit welcher es eine eigene Bewandniß hat. Ich benannte so eine isolirte romantische Gruppe von Felsen und Haselgesträuch, auf einer einsamen Halde. Hier wuchsen seltsame Blumen; hier konnte man einen merkwürdigen Vogel wunderbar singen hören, der sonst in der Gegend nicht zu vernehmen war, oder einen ebenso durchaus fremden Schmetterling flattern sehen von einer märchenhaften Pracht; auch wuchsen hier auf den Haselstauden die Nüsse ganz besonders groß und dicht — in „Böcken“ von 8 — 10 Stück, bei welchem einem das Herz lachte. An diesem Orte nun hatte ich als Knabe einmal die Geschichte von dem Wiedertäuferkönig Jan von Leyden gelesen, dem „König des neuen Sion“. Diese Geschichte kam mir nicht wieder aus dem Sinn, und es traf sich schön, daß ich 1867 die langgeplante ausführlichere Geschichte dieses Königs des neuen Sion auf eben diesem heimischen Boden zu schreiben anfing, auf welchem die erste Idee dazu — der älteste meiner dichterischen Pläne — vor so viel Jahren entstanden war. —

Viel zu weit würde es mich an dieser Stelle führen, das malerische Städtchen Zwettl, Weitra mit seinem imposanten Schlosse und den Anlagen des Gabrielenthals, das liebliche Smünd, das freundliche Schrems, oder gar das schon weiter abseits liegende Waidhofen an der Thaya oder Horn mit den Herrlichkeiten des Kampthals und der Rosenberg zu schildern. Undank aber wär' es, nicht wenigstens zu erwähnen, daß ich 1867 angenehme Tage zu Weitra im gastlichen Hause des Herrn Heinrich Hackl verlebte, bei welcher Gelegenheit ich auch zuerst die Bekanntschaft meines schon erwähnten Freundes und Verwandten Ludwig Mayer machte, eines Menschen-Originals, das aus Mangel an höherer Schulbildung nicht zur Klarheit durchgedrungen, dessen tiefe Gemüthsanlage aber doch wenigstens in dem früher erwähnten Büchlein empfänglichen Lesern verständlich und werth werden dürfte.

Bei meinem damaligen Aufenthalte im Waldviertel erfuhr ich auch, daß in der Nähe von Hoheneich sich ein Moor befinde — ein wirkliches Torfmoor. Wie hätte mich das nicht höchlich interessiren sollen zu einer Zeit, wo mich mein Münster'sches Wiedertäufer-Epos beschäftigte, und meine Seele über den Mooren und Heiden Westphalens brütete? Ich folgte daher mit Freuden der Einladung des Herrn Gutsverwalters Raschbacher in Kirchberg und besuchte in seiner ebenso belehrenden als freundlichen Gesellschaft das besagte Moor.

Kleinere sumpfige und moorige Stellen sind überhaupt in der Gegend nicht selten, und es sollen, wie ich hörte, auch an anderen Orten Versuche, Torf zu stechen, gemacht worden sein.

Das Klima des Waldviertels ist, offen gesagt, ein wenig rauh. Spät kommen die Blüten im Frühling hervor, spärlich gedeiht das Obst und nicht immer wird es reif. Ich erinnere mich noch aus meinen Knabenjahren, wie zu Großschönau manches Jahr die Pflaumen, welche zu meiner Freude so hoffnungsgrün auf dem Baum vor dem Fenster unseres Stübchen hingen, grün blieben — und das Blauwerden meiner Nase überließen. Von der Gabe des Bacchus ist keine Rede; auch Weizen gedeiht nicht, aber wohl der Roggen, und ausgezeichnet ist der Boden für die Kartoffel, desgleichen für Mohn und Flachs, die überall, und zwar nebeneinander, gebaut werden, so daß sich dem Auge jener schon gerühmte, farbenprächtige Anblick bietet, der den Blumenflor der Gärten durch frappirende Wirkung übertrifft. Streng ist der Winter, aber um so prächtiger die Schlittenfahrt, und um so herrlicher die immergrüne, mit den in der Sonne glänzenden Eisnadeln wie mit Brillanten geschmückte Wälderpracht, im Gegensatz zur blendend weißen Schneedecke des Bodens. Auch der früh eintretende Herbst hat poetische Reize. Wenn die Schleier des Octobernebels tief heruntersinken in die Wälder, und, hier zerreißen, dort sich wieder zusammenwebend, geisterhaft um die dunklen Tannen wogen und wallen, Baum und Fels in beständigem Wechsel entschleiern und wieder verhüllen, dazu die geschwellten Waldbäche heiser brausen und in der trüben Luft das gedehnte Krah! Krah! der Dohlen vernehmlich wird — da fühlt man sich schier in die Welt Ossians versetzt, in eine Scenerie, deren ausführlichere Beschreibung man in dem Liederbuche „Sinnen und Mienen“ findet in einem Gedichte, welches zu Schweiggers

entstanden und „Waldgang im Herbst“ überschrieben ist. —

Obgleich nicht Herr eines üppigen Bodens, darbt der Bewohner des Waldviertels doch nicht, lebt weit behaglicher als der Nelpfer in den Schluchten des Hochgebirgs. Seine Kost ist eine gute, mannigfaltige, zum Theil leckere. Auch der Aermste, der von Milchsuppe und der schmackhaften, mannigfach zubereiteten Kartoffel lebt, ist nicht sehr zu bemitleiden. Schweine- und Schafzucht liefert den Sonntagsbraten. Der Mund wässert mir aber, wenn ich an die saftigen Fleischklöße denke (flache Klöße, gefüllt mit gehacktem Rauch- oder anderem Fleisch), und an die flockigen, als Zukost excellenten Kartoffelklöße! Aber die leckersten Gerichte der Küche des Waldviertels liefert der Mohn. Da sind zuerst die gekochten und gebackenen Mohnklöße und Mohnstrudel; dann die rabenschwarzen, mit weißem Zucker dicht bestreuten, unvergleichlichen Mohnnudeln — nicht in der Form der Suppennudeln geschnitten, sondern viel dicker und zugespitzt-cylindrisch geformt. Diese Mohnspeisen sind schon darum unvergleichlich süßer und delicateser als das anderswo in den Conditoreien käufliche Mohngebäck, weil man anderswo die großen, eigends zu diesem Zwecke bestimmten Mörser nicht hat, in welchen im Waldviertel die Mohnkörner mit riesigen eisernen Stößeln gründlich zerquetscht und ausgepreßt werden.

Aber was für Leute sind die Bewohner des Waldviertels? Sie sind, um zuerst von ihrem Aeußeren zu reden, ein schlanker, feiner Menschenschlag. Beim Landvolke herrschen weniger plumpe, ungeschlachte oder verkümmerte Formen, als in manchen anderen Provinzen Oesterreichs. Bildschönen,

namentlich weiblichen Gestalten, von edlem Bau und zartestem Incarnat, begegnet man überraschend häufig. Im Uebrigen ist die ländliche Bewohnerschaft des Waldviertels fleißig, ehrlich, liebt die Reinlichkeit und hält auf Ehre. Bei ganz gemeinen Personen fand ich manchesmal eine gewisse naive Noblesse der Denkart. Diebstahl, Landstreicherei und selbst der Bettel sind selten. Die Bauern des Waldviertels waren die Ersten, welche bei der Ablösung von Grund und Boden mit der Zahlung der Entschädigungssumme fertig wurden. Sie sind ein bildsames, aufgewecktes, warmblütiges, nicht allzu bigottes Völkchen — trotz der vielen, an den Wegen aufgerichteten rothen Kreuze, an welche ich mich wenigstens aus meinen Knabenjahren erinnere. Die Bilder des Gekreuzigten auf diesen Kreuzen, mit aufgemalten Gesichtern des leidenden Heilands, gehörten der strengsten „nazarenischen“ Schule an, und zielten ab auf Beförderung der Gottesfurcht. Wenn sie aussahen, wie sie mir in der Erinnerung vorschweben, so ist ohne Zweifel der liebe Gott damals in der Gegend weniger geliebt als gefürchtet worden.

Daß indessen, wenn auch Malerei und Bildnerei im Waldviertel noch auf einem vor-raphaelischen Standpunkte stehen, die Kunst dort dennoch gepflegt wird, beweisen die Dilettantenbühnen, welche in den Städtchen, Flecken und Schlössern der Gegend blühen, auf welchen mit Feuer und schöner Vollendung gespielt wird, und die fast eine Merkwürdigkeit des Landes bilden.

Daß das Waldviertel auch Berühmtheiten, Männer von Ruf hervorgebracht hat, versteht sich beinahe von selbst. Geschichtskundige wissen, daß hier das muthige, thatlustige

Rittergeschlecht der Chuenringe gehaust hat — der „Hunde von Chuenring“. Von modernen Berühmtheiten ist die am meisten populär gewordene der Karl Moor des Waldviertels, der vielgenannte, in Romauen verherrlichte Grafel. Ihm reihen weniger populär gewordene, aber auch nicht unbekannt gebliebene Namen literarisch und künstlerisch thätiger Männer sich an: der Dichter Karl Landsteiner, der Componist und Chormeister Rudolph Weinwurm, der gelehrte Botaniker Professor Joseph Böhm in Wien, ein schriftstellernder junger Gelehrter, Namens Dr. Ferdinand Grassauer in Wien, Ludwig Mayer in Weitra, und — wenn man will — der Schreiber dieses Artikels. Habe ich einen zu nennen vergessen, so bitte ich ihn, zu reclamiren; ich werde mit aufrichtigem Vergnügen seinen Namen bei nächster Gelegenheit nachtragen. —

Nach all' dem hier über das Waldviertel Gesagten und Erzählten wird Mancher, der nicht gerade aus dem Alpenhochlande oder von einer Pusta stammt, Mancher namentlich aus Nachbarprovinzen vielleicht ausrufen: „Was ist denn an all' dem so Besonderes? Dies und Jenes ist ja nicht dem Waldviertel ausschließlich eigen! Auch wir haben schöne grüne Wälder und idyllische Auen“; oder: „auch bei uns wird Mohn gebaut und genossen, auch bei uns fliegen die Raben“; oder: „unser Landvolf ist gerade so fleißig und ehrlich und von schlankem Körperbau; auch wir haben bildhübsche Mädchen und berühmte Männer aufzuweisen!“

Möglich! ich will mich mit Keinem darüber streiten. Aber im Waldviertel ist das Alles am Ende doch — ganz etwas Anderes. Für meine Person mich außer Stande fühlend,

dies dem verstockten Leser klar zu machen, will ich dem vollen Wortlaute nach hieher setzen, was mein mehrerwähnter Landsmann Ludwig Mayer mit etwas ungewöhnlichen, aber aus dem Herzen kommenden Worten sagt, wie ich es mir aus einem ungedruckten Manuscripte von ihm, das sich in meiner Hand befand, vor einigen Jahren abgeschrieben. Die Stelle lautet wie folgt:

„Wenn im Frühling in den Steinfurten des Waldviertels aus dem Grün die erste rothe Beere winkt, dann knospen auch bald die Rosen; es öffnet an demselben Ort, wo die erste rothe Beere lacht, die erste Walddrosenknospe süß ihr Mündchen.

Der Sand der Heimat! — Die Gegenden unter dem Mannhartsberg haben Alles — aber sie haben nicht den Sand. Es blühen dort die Reben, und die Fruchtbäume beugen sich unter ihrer Last. Aber vergebens such' ich den plätschernden, gold- und silberglitzernden Waldbach des Waldviertels.

Der Wald rauscht unter dem Mannhartsberg matt — und tonloser wird dort zwischen den endlosen Rebenhügeln die Sprache der Schöpfung.

Es ist mir als hinge der Mond dort tiefer in die Welt hinein — aber ich kann mich mit ihm nicht befreunden. Es kommt mir vor, als verstünde mich der Mond dort nicht, und als spräche er unter dem Mannhartsberg eine fremde Sprache.

Fremd wird mir dort der Sang der Vögel. Im Waldviertel singt hingegen jeder Strauch — jedes Blatt hat eine Sprache. Der Käfer summt, und froh breitet der

Schmetterling seine Flügel aus. Und jeder Wurm hat dort eine Heimat.

Und jeder Halm grüßt mich im Waldviertel — und reich und üppig wogt das Kornfeld, wallt und wogt in die Welt hinein, tausend Lieder und Träume weckend in der Brust.

Ich hab' mein Herz daheim gelassen, bei den gold-durchglänzten Quellen und Bächen, bei den grünen Wiesen und bei den singenden Wäldern, im Waldviertel."

Ein kritisches Vorurtheil.

Es gibt Städte, die wegen rascher Temperaturwechsel verrufen sind, oder von denen man sagt, daß sie die Disposition zu Krankheiten, etwa zur Tuberculose, begünstigen. Ein Bädeler vererbt dem anderen diese Versicherung. So oft in einer solchen Stadt ein Temperaturwechsel eintritt, oder ein Mensch an der Tuberculose stirbt, erblickt man darin einen neuen Beleg für die erwähnte Behauptung, und seufzend wiederholen die Bewohner, daß bei ihnen ein gar so häufiger Temperaturwechsel, eine gar so große Disposition zur Tuberculose herrschend sei. Wollten sie sich aber die Mühe geben, die meteorologischen Tabellen oder die Sterbelisten ihrer Stadt mit denen anderer Städte, welchen Bädeler nichts Uebles nachsagt und die sogar im Rufe besonderer Gesundheit stehen, zu vergleichen, so würden sie vielleicht die überraschende Entdeckung machen, daß in diesen Städten die Temperaturwechsel eben so häufig oder noch häufiger sind, eben so viele oder noch mehr Personen an der Tuberculose sterben, als bei ihnen.

Auch auf moralischem Gebiete gibt es kritische Schlagwörter, und nicht minder auf literarischem. Es gehört zu den Axiomen, die von einem ästhetischen Bädeler dem anderen

nachgeschrieben werden, daß die österreichische Dichterschule sich vor anderen deutschen Dichterschulen durch eine zügellose Bilderjagd auszeichne, durch einen glühenden Schwung der Diction: ja, wenn diesen Bädekern zu glauben, so fallen wir Desterreicher förmlich aus der germanischen Tonweise hinaus und werden besser, schon wegen der türkischen Nachbarschaft, zu den Orientalen gerechnet. Bei den Metaphern eines österreichischen Dichters wirft der norddeutsche Kritiker wie entschuldigend hin, man müsse bedenken, daß der Mann ein Desterreicher sei, d. h. so etwas wie ein Haschisch-Esser und Opiumraucher. Wir Desterreicher lassen uns das gefallen. Wenn wir aber näher zusehen wollten, so würden wir finden, daß es mit unserem ausschließlichen Privileg auf Bildermußt und Gefühlsmystik ziemlich mißlich bestellt ist.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Grün, Lenau, Beck, Meißner, Hartmann, schwunghafte und bilderreiche Poeten sind. Nur nebenbei, ohne viel Gewicht darauf zu legen, will ich bemerken, daß neben diesen Dichtern eine ganze Reihe gemüthlicher österreichischer Poeten herläuft, denen man Alles eher vorwerfen kann, als eine exorbitante Bildersprache. Ich brauche nur Seidl, Vogl, Castelli zu nennen — die Koryphäen der eigentlichen Wiener Schule; denn es muß bemerkt werden, daß der oben erwähnte glanzvolle Dichterreigen mehr die Provinz vertritt — Lenau und Beck die Glut des Deutschungars, Meißner und Hartmann die Empfindungs-Energie des Deutschböhmen — die Capitale hat von den Gefeierten, welche nach Außen vorzugsweise als österreichische Lyriker gelten, keinen geboren, ja kaum Einen dauernd beherbergt.

Will man etwa hieraus eine Bestätigung des landläufigen Urtheils über die österreichische Lyrik und zugleich die Folgerung ziehen, daß die deutsche Dichtung in Oesterreich die Wärme ihres Colorits eben nur der Berührung mit fremd-nationalen, ungarischen, slavischen, „orientalischen“ Elementen verdanken konnte, vielleicht gar, daß das deutsche Wesen zu seiner größeren Beseelung und Erwärmung eine solche Berührung nöthig hat? Nichts würde uns leichter sein, als nachzuweisen, daß der germanische Geist schon durch die mystische Tiefe seiner ursprünglichen Natur sich auf eine lebhaftere Bildersprache in der Dichtung angewiesen findet. Die Deutschen besitzen, wie keine andere europäische Nation, eine große Anzahl von Dichtern, die sich in überschwänglicher Gefühlstrunkenheit, in Mystik und Phantastik der Empfindung wie der Sprache nur mit den Orientalen vergleichen lassen. Aber es sind keineswegs die Oesterreicher, welche diese Richtung vorzugsweise vertreten. Wie bescheiden ist der Antheil Oesterreichs an den Ueberschwänglichkeiten der romantischen Schule geblieben, in welcher — man denke nur an die ekstatischen Dramen Werner's, Müllner's, Brentano's, Achim v. Arnim's — Empfindung und Sprache sich eine an der andern bis zum Taumel berauscht und ihre wildesten Orgien gefeiert haben! Wie maßvoll und besonnen steht die Romantik Grillparzer's, Zedlig', Halm's neben den Dithyramben dieser norddeutschen Thyrsuschwinger! Man vergleiche die aristokratisch-glatte Behäbigkeit der spanischen Trochäen in „Kerker und Krone“ mit dem verzückten Rhythmentanz in der „Schuld“ oder im „Kreuz an der Ostsee“! Wie natürlich fließen die zwar blühenden, aber niemals

schwülstigen Verse Friedrich Halm's im Vergleich zum declamatorischen Pathos eines Ruffenberg! Und welches Contingent hat Oesterreich zu dem von Gottschall so getauften „originellen Kraftdrama“ gestellt? Welcher österreichische Dramatiker hat sich der wilden Genialität eines Grabbe, Hebbel, Büchner, u. s. w. schuldig gemacht? Welcher Wiener Poet hat, wie diese vulcanischen Naturen, die Flamme seiner Poesie sich in düsterer Bilderglut verzehren lassen? Hebbel starb in Wien; aber Jeder weiß, daß die feurigsten Ergüsse seiner Seele diejenigen waren, die er in seiner nordischen Heimat zu Tage förderte. Auf Island stehen, zwischen Eis und Schnee, die glühenden Vulcane, welche die gemäßigte Zone nur vom Hörensagen kennt.

Die österreichische Lyrik wird man bilderreich und schwunghaft nennen können, wenn man sie mit der schwäbischen vergleicht. Aber warum vergleicht man sie nicht z. B. mit der schlesischen? Die schlesischen Poeten, ein Strachwitz, ein Max Waldau, ein Gottschall — auch Leopold Schefer ist hier zu nennen — stehen den Oesterreichern an Schwung und Bilderreichthum nicht etwa bloß gleich, sondern Jeder, der sie genauer kennt, wird zugeben, daß bei ihnen in Sachen der „Bilder“ der embarras de richesse noch um ein Erkleckliches größer ist. Und wenn wir der deutschen Muse bis in die westfälischen Eichenkämme folgen, so begegnen wir einer Dichterschule, die freilich nur auf vier Augen steht — Freiligrath und Annette Droste-Hülshoff — einer Dichterschule, deren originelle Bildersprache und stimmungsvolles Colorit kein Oesterreicher übertroffen. Vom märkischen Sande behauptet man, daß er eine nüchterne Poesie erzeugen soll.

Nichtsdestoweniger nennt er einen Scherenberg — den genialen Schlachtenfänger — einen Titus Ullrich die Seinigen: Dichter, welche in Ueberschwänglichkeit des bildlichen Ausdruckes das Außerordentlichste geleistet haben.

Fassen wir, was wir sagen wollten, kurz zusammen, so geht unsere Meinung dahin, daß Oesterreich zwar Dichter von blühender Diction hervorgebracht, daß aber diese eben hierin von vielen norddeutschen Dichtern noch weit überboten werden; daß die Oesterreicher an denjenigen deutschen Dichterschulen, in welchen Bilderwust und Empfindungsmystik die üppigsten Schöflinge getrieben, wie die romantische Schule und die Schule des „originellen Kraftdramas“, sich gar nicht oder nur im allerbescheidensten Maße betheilt haben; daß namentlich das, was man orientalische Gedanken-Ueberschwänglichkeit nennen könnte, durchaus nicht bei uns Oesterreichern, obgleich wir von wegen der „türkischen Nachbarschaft“ die „Nächsten daran“ wären, sondern bis jetzt ausschließlich bei norddeutschen Poeten zu finden gewesen — daß also die alte kritische Bädeler-Redensart von der „Bilderglut“ der Oesterreicher zwar nicht als völlig sinnlos abzuweisen, aber doch sehr cum grano salis zu verstehen sei.

Ein Sommernacht-Abenteuer.

„Ich hab', im Schau'n versunken,
Goldheller Mondespracht,
Zu tief in mich getrunken
Den Hauch der Sommernacht.
Wer löscht die Flammenwelle
In meiner Seele nun?
Ich kann in meiner Zelle
Nicht rasten und nicht ruh'n.“
(Sommernacht am Meere.)

Wir ist einmal etwas recht Sonderbares begegnet in einer wunderschönen Sommernacht. Freilich, man muß es eben selbst erlebt haben, um es so besonders merkwürdig zu finden, aber des Erzählens werth mag das kleine Abenteuer für nachdenkliche Leute doch wohl sein.

Zutrug sich's in einer schönen, volkreichen, lebenslustigen Hauptstadt des südlichen Deutschlands.

Es war, wie gesagt, eine wundervolle Nacht, eine der schönsten, die ich mich erlebt zu haben erinnere.

Aus einer höchst belebten, heiteren Gesellschaft in später Stunde heimkehrend, schritt ich durch den menschenleeren, fast verödeten Stadtpark.

Man hatte sich in jener Gesellschaft, aus der ich kam, unter anregendem Gespräch, beim Leuchten schöner Frauen-

augen und den Klängen bezaubernder Musik die Blume der Champagne und die der eignen Seelen zugetrunken. Ich hätte mich ermüdet fühlen und die Erholung des Schlummers suchen sollen. Aber die Nacht war zu schön und duftig und mondhell. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, mein vollgeschwelltes Herz, mein wonnig an- und aufgeregtes Gemüth in der Enge eines dumpfen Gemaches zu begraben.

Ich schweifte lange umher; zuletzt näherte ich in einem ziemlich abgelegenen Theile des Parks mich einer Ruhebank, wie sie an dergleichen Orten aufgestellt sind, um mich da für eine Zeit niederzulassen.

Ich stand schon dicht vor dieser Ruhebank, als ich erst bemerkte, daß ein Mensch ganz still in eine Ecke derselben gedrückt saß. Wenig fehlte, so wäre er im dämm'rigen Halbdunkel des zum Theil von Gebüsch umgebenen Ortes meinen Blicken entgangen.

Einem Menschen, der im Freien sich hinsetzt, um sich so ganz seinem Denken, seinem Fühlen zu überlassen, kommt ein Nachbar auf einer Ruhebank nicht immer gelegen.

Nähert sich, nachdem man lustwandelnd, in Sinnen und Brüten verloren, sich niedergelassen, demselben Ruhesitz auch schon ein Anderer, sei es ein geschwägiger Geck oder ein redseliger alter Kauz, der noch im Gehen vorläufig mit sich selber spricht, allerlei vor sich hinmurmelt oder ein Liedchen trällert — nimmt umständlich grüßend Platz und läßt sofort mit allerlei einleitendem Geseufze, Geräusper, Gehuste, Geschnupfe und Geschnaube jeden Augenblick die Eröffnung eines Gesprächs über das Thema: „Ja, ja, so geht es nun

einmal in der Welt!“ befürchten — da kann es einem recht unheimlich und unbehaglich zu Muthe werden.

Aber in jenem Augenblicke war ich in höchst geselliger Stimmung und fähig, die ganze Welt ans Herz zu drücken. Vielleicht entspricht es auch einem Naturgesetze, daß ein lustwandelnder Mensch, der auf einen Sitzenden zugeht, redseliger gestimmt ist, als der Sitzende. Diesmal war ich der Angreifer — diesmal war ich der gesprächslustige Kauz, der eines stillen Träumers nicht schonte.

Ich lüftete, ohne es eigentlich selber recht zu wissen und zu wollen, mit freundlichem Gruße den Hut und dürstete förmlich darnach, ein Gespräch zu beginnen mit einem Menschen, von dem ich entzückt war, ohne ihn deutlich gesehen oder gar gehört zu haben, bloß weil er auch einer von Denjenigen war, die den Hauch der Sommernacht „zu tief in sich getrunken“, und jetzt „nicht ruhen konnte in seiner Zelle“. Ich ahnte ein verwandtes Gemüth in ihm.

Der stille Träumer aber regte sich nicht — dankte meinem Gruße nicht. Ich fand das unhöflich und ärgerte mich ein wenig, aber nur einen kurzen Augenblick. Ich drückte mich in die andere Ecke der Ruhebank, beachtete den Nachbar vorläufig nicht weiter, und überließ mich umso rückhaltsloser den Mächten der hellen schwülen Sommernacht, die ihren magischen Kreis enger und enger um mich zu ziehen schienen.

Sommernacht! Das Wort hat immer einen gewissen Zauber für mich gehabt. Weiter unten im Süden, am Strande der Adria, lernte ich sie zuerst kennen und lieben, die taghellen, lebenschwirrenden Frühlings- und Sommernächte.

„Prachtvoll ist im Süden die Lenznacht,
 In Meeresstädten, wo
 Vom felsigen Seeufer
 Willen und Gärten schimmern,
 Hagend über der Stadt,
 Die tagüber, eine schlummernde Königin,
 Die Stirne gelehnt an dorrende Felslänge,
 Den blendenden Fuß zur kühleren Meerwoge hinabstreckt,
 Lechzend im Sonnenbrandel!“

— — — — —
 Sei, wie wälzt durch alle Gassen sich
 Die Lustwoge, wie locken
 Des Südens Lüfte den Wandelnden an!
 Von Gefängen hallt und Saitengetön die Stadt,
 Voll reizender Frau'n
 Brunkt allwärts der Markt, der Corso wimmelt
 Von wehenden Schleiern und schwarzfunkelnden Augen,
 Und abseits drängt
 Auf breiterem Pfade sich buchtige Baumreihen entlang,
 Von Müßiggängern ein rauschender, sel'ger Schwarm.

Und wenn die Katarakte der Luft
 Gemach vertoben,
 Wenn die fernen Klänge verstummen,
 Und einzelne Waller nur
 Noch singend heimzieh'n
 Durch stillere Gassen
 Um Mitternacht,
 Dampft ungestüm dir noch immer
 Des Herzens Blutwelle, pochen
 Des Lebens Pulse dir
 In Sehnsuchtstakten, denn es weht Gedüst
 Aus Gärten und Nachtigallen
 Schlagen und schmetternd an allen Fenstern.
 Droben aber wandern die blitzenden
 Sterngruppen, ihr gold'ner Glanz thaut
 Feuriger Wünsche Traumsaat, süße Begier.“

Aber auch das Ungemach der Sommernacht lernte ich kennen dort unten im Süden, wenn die Nacht an Schwüle wetteiferte mit dem Tage, wenn ich nicht wußte, wie ich sie löschen sollte, die „Flammenwelle in meiner Seele“; und schlaflos seufzte:

„Wie lange willst du säumen,
Du fühle Morgenstund'?“

Denn nur diese, die Morgenstunde, setzte vorübergehend einen gelinden erfrischenden Hauch vom Meere her in Bewegung.

Haben die nordischen Nächte nicht die ganze wilde erschlaffende Glut des Südens, so sind sie vielleicht nur noch inniger durchhaucht von Poesie und romantischem Zauber und Jeder weiß, wie schön es auch bei uns ist,

„Wenn die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht —“
(Eichendorff.)

Eine solche Sommernacht war die, von welcher ich erzähle.

Alle Sterne funkelten. Einige Augenblicke verlor ich mich in die Betrachtung des gestirnten Nachthimmels. Dabei wäre ich — ich konnte mir nicht erklären, wie es kam — beinahe ernst geworden. Man darf sich, sagte ich mir, nicht allzulang in die Betrachtung der Sterne versenken, nicht bis zu dem Punkte, wo einem die schöne, warmpulsirende Erde völlig entschwindet und man untergeht in der überirdischen Lichtwelt. In den Sternen liegt bei aller Freundlichkeit ein gewisser tückischer Ernst; man schaudert, schwindelt, wenn

einem die lieblich flimmernden Lichter plötzlich als welten-
große, in der unermesslichen Leere sich fortwälzende Klumpen
erscheinen, und es bedarf dann der ganzen Beredsamkeit der
Nachtigall im Rosenbusch, um sich wieder heimisch und sicher
zu fühlen auf diesem traulichen, in den Aromen seiner
Millionen Blüten schwimmenden Erdplaneten. Nein, man
darf und soll sich in solchen Nächten nicht hinaufschwingen
zu den Sternen, man muß sie herunterlocken zu sich — nicht
von ihrem Himmelsreigen muß man sich fortreißen lassen,
sondern sie mittanzten lassen im Reigen der irdischen Daseins-
luft, wie es geschah, vor langer, langer Zeit, am Tiber-
strande:

„'s ist eine von den brütend schwülen Nächten
Des Südens, wo des Tages Sonnenbrand,
Statt zu verlöschen, still noch weiter glimmt,
Als eine Kohle in der Aschenhülle
Der Dunkelheit. — Und heißer wird die Schwüle
Vom Hauch der Wonneeufzer im Gebüsch.
In allen Höh'n und Tiefen der Natur
Thaut unaufhaltfam süße Trunkenheit.
Die Sterne sprüh'n, wie von Bacchantenfackeln
Emporgetrag'ne, rings verstreute Funken
Im weiten Himmelsraum. Der Mondstrahl tanzt
Berauscht mit Silberfüßen auf den Weihern,
Die Falter wachen auf im Schooß der Blumen,
Geblendet von dem Glanz und um die Lichter
Schlaftrunken taumeln sie: vom Rosenbusch,
Wie trunken, sinkt die Nachtigall: so schwül,
So süß bestrickend ist, so süß berauschend,
Der glüh'nde Obem dieser Sommernacht!“ — —

Ich saß auf der Ruhebank neben dem stillen Nachbar,
athmete zuweilen tiefer auf und that einen Zug um den

andern aus dem mit Mohn und Rosen bekränzten Becher, den mir die Geister der von mir so oft gefeierten Sommernacht gleichsam zum Danke kredenzten.

Manchmal erklang ein Geficher und Geflüster fröhlicher Menschen, die spät heimkehrten von ländlichen Fahrten — dann glich für einen Augenblick Garten und Straße dem Boden eines Ballsaals, auf welchem tänzelnde und plaudernde Masken schwirren in toller Carnevalslaune. Dann kamen wieder Momente völliger Stille, wo man nichts hörte als ein leises Gewisper und Geknister in den Büschen. Man meinte, das Springen der Knospen zu hören, die sich über Nacht da erschlossen.

Je stiller es auf Augenblicke war, um so beschleunigter glaubte man den Herz- und Pulsschlag der lebendigen Natur zu vernehmen.

Die Phantasie nahm ihren reizenden Flug ins Weite und durchmaß die ganze Sphäre des Menschenglücks und aller irdischen Wonne.

Welch' ein brünstiges Weben und Wittern! — Ich dachte, wie viele verliebte Stelldichein, wie viele Liebesbezeugungen wohl vor sich gehen würden in dieser schönen Nacht — vom „Fensterln“ des Burschen vor der Alpenhütte bis zu den Serenaden hesperischer Mandolinenschläger vor den Balkonen schwarzüngiger Schönen! Wie viele Strickleitern, dacht' ich, kommen auf eine solche Nacht! Wie viele junge Pärchen im Mondschein! Wie viele gewechselte Liebeschwüre — und wie viel gebrochene! — und wenn man erst die Dächer abheben und ins Innere der Gemächer blicken könnte! —

Der Begriff der Sommernacht ist untrennbar verknüpft mit dem der Lust, der Lebensfreude.

Alles um mich her war voll von Lebensglückgefühl und jedes Leid verbannt aus den Grenzen der Erdenwelt, während ich so stillselig dasaß neben meinem schweigenden Nachbar.

Ich konnte mir's nicht versagen, ihn noch einmal anzusprechen.

Er antwortete auch diesmal nicht. Schließ er vielleicht . . . ?

In diesem Augenblicke riß eine Sternschnuppe sich los vom Zenith des Himmels und sank funkensprühend in weitem Bogen zur Tiefe. Es war wie das Aufblitzen einer Riesenrakete, eines himmlischen Freudenfeuers.

Ein seltsames Licht fiel davon auf meinen regungslosen Nachbar.

Ich rückte näher und schaute ihm geradezu ins Angesicht. Er schließ nicht, denn sein Auge war fest auf mich gerichtet.

Es war ein Mann in den mittleren Jahren, einfach-anständig gekleidet, ziemlich beleibt, von starkem Körperbau.

Jetzt bemerkte ich einen Gegenstand, der zu seinen Füßen im Sande lag.

Ich hob ihn auf — es war ein Pistol.

Seltsam bewegt, ließ ich einen forschenden Blick die Gestalt des unheimlichen Mannes entlang gleiten.

Ich fand eine Stelle seines zugeknöpften Gewandes an der Brust durchlöchert. Außer dieser Oeffnung im Gewande nichts Auffallendes. Kein Blut.

Der Mann saß da in der natürlichsten Lage von der Welt: den Oberleib von der Rücklehne der Bank gestützt, die

linke Hand auf der Seitenlehne derselben ruhend, die rechte in den Schooß gesunken und aufliegend über den zwanglos gekreuzten Schenkeln.

Kein Zweifel — in dieser Stellung hatte der Mann die Pistole auf sich abgedrückt, in dieser Stellung hatte er den letzten Seufzer ausgehaucht, in dieser Stellung saß er da, starr und todt, nur daß die zum Abdrücken der Pistole erhobene Hand nach Entladung der Waffe in den Schooß hinabgeglitten und die Waffe selbst in den Sand gefallen war.

Der Knall war entweder in momentanem Lärm verhallt oder überhaupt zu schwach gewesen, die Aufmerksamkeit sofort auf die That und den Thäter zu lenken.

Ich hatte eine herrliche Sommernachtstunde wönnig verträumt an der Seite eines Menschen, der sich kurz vorher eine Kugel ins Herz gejagt . . .

Sie hatten also doch Recht behalten — hatten den Sieg davon getragen über die Beredsamkeit der Nachtigall im Rosenbusch, die aus der Ferne warm und freundlich blinzeln, in der That aber kalten, ernsten, rollenden Gestirne droben am Himmelszelt! — Es ist ihnen nimmer zu trauen, den tückischen Sternen, und während wir meinen, daß sie

„tanzen mit Silberfüßen auf den Weihern“,

schreiten sie hin über die Häupter der Menschen mit dem unsichtbaren, aber wuchtigen Gigantenschritt des ehernen Schicksals . . .

Zur Erinnerung an Anastasius Grün.

I.

Ein Frühlingslied.

(Zu des Dichters 70. Geburtstag, 11. April 1876).

Wohlauf, ihr Schwalben, Zinken,
Lenzvögel allzumal,
Schmetterter um Bergeszinken,
Weckt das verschlaf'ne Thal!

Die Anemonen sprossen;
Das ist die rechte Zeit:
Den besten Sanggenossen
Zu feiern gilt es heut;

Den Sängerkhorst des Maien,
Mit gold'nem Saitenspiel —
Was sag' ich? nicht des Maien,
Des schneidigen April —

Des Mond's der Frühlingsstürme,
Der mit der Freiheit Hauch
Den Falter im Gewürme,
Die Knospe weckt am Strauch —

Den Sänger, den die Schwüle
Des Mittags nicht gebar,
Nein, jene Morgenfühle,
Wie Perlethau so klar,

Die seiner Liebergarbe,
 Von Primelgold durchsticht,
 Die Auferstehungsfarbe
 Des Lenzes aufgedrückt.

Von allen Jubelgreisen
 Der jugendlichste du,
 Noch grün wie deine Weisen,
 Frisch-künftig immerzu,

Vor'm Schwarm der Zeitgenossen
 Stehst du im Tagesstrahl,
 Wie schon in Erz gegossen
 Dein eig'nes Ehrenmal!

Als Morgentraumgesichte
 Besucht dich heut', was war:
 Und flocht auch zwischen lichte
 Sich manches öde Jahr,

Was trennt die Zeitenferne,
 Rückt in der Ueberschau
 Zusammen wie die Sterne
 Auf lichter Himmelsau.

Wenn oft dein Jugendpalter
 Stumm, wie verschollen, hing.
 Glanzvoll ergänzt dein Alter
 Des Ruhmes Kronenring!

Für ihres Kampfs Standarten
 Ein leuchtend Immergrün
 Aus deinem Sangesgarten
 Pflücke die Freiheit kühn.

Und noch — der Partijane
 Getreu'ster — hegst du lind
 Die auf des Märzens Fahne
 Saß als ein fröstelnd Kind!

Dein Grün, so hehr und heiter,
 Des schönsten Banners Bier,
 Es überlebt die Streiter,
 Den Streit und das Panier:

Wie es in frischer Helle
 Des Siegers Stirn umlaubt,
 So schlingt's als Immortelle
 Sich um der Todten Haupt.

Den Thaten geh'n die Lieder
 Im Siegeszug voran:
 Doch Lieder hallen wieder,
 Die That ist abgethan.

Zerspellt ist Priam's Lanze,
 Achilleus' Heldenspeer:
 Noch ragt im gold'nen Glanze
 Die Harfe des Homer.

Dein Lied, es wär' verklungen,
 Wär's nicht ein gold'ner Klang:
 Es lebt, was du gesungen,
 Weil es ein Meister sang!

Und wenn dein Köcher spendet
 Der letzten Pfeile Bund —
 Steh'n werden sie geblendet:
 Wer thut's ihm gleich zur Stund'?

Viel Blumen stolzer Arten
 Wohl blühen und verblüh'n:
 Heil dir im Dichtergarten,
 Thaufrisches Immergrün!

Grün ist's ja, holde Grüne,
 Was dieses Alter braucht:
 Ist doch des Lebens Bühne
 So fahl nun angehaucht

Laßt uns, wenn unser'n Dajen
 Versengte Götterzorn,
 Gedenken der Dajen
 Rings um der Muse Born,

Dankbar oft wiederkehrend
 Zu dem, was rein gedieh:
 Nicht nur Poeten ehrend,
 Nein, auch die Poesie!

II.

Bemerkungen über die Dichterfeier des 11. April 1876.

Der Name und die Individualität Anastasius Grün's haben für mich immer etwas poetisch Unregendes, castalisch Begeistertes.

In der That, es ist immer eine eigenthümlich gehobene Stimmung, die mich überkommt, wenn ich der hohen, geschmeidigen, bescheiden-würdevollen Gestalt des greisen Sängers in den Straßen der freundlichen Murrstadt begegne. „Was hat der noch in Fleisch und Blut unter uns Epigonen umherzuwandeln?“ frage ich bei mir selbst. „Der gehört auf eines Marmorsockels lichten Gipfel hinauf, in Stein gehauen oder in Erz gegossen!“ — Dabei geht mir aber auch schon das Herz auf, und wenn ich eben gelangweilt oder gedrückt bin, so fühle ich mich plötzlich umgestimmt, und das Blut rollt mir rascher durch die Adern bei dem

Gedanken: da wandelt der „letzte Mohikaner“ der classischen deutschen Lyrik, der letzte aus dem goldenen Zeitalter, welches die glanzvolle Cohorte Uhland, Rückert, Platen, Heine, Freiligrath, Lenau, Grün vereinigt sah . . .

Ich möchte den Sängergreis deshalb immer mit einer rhythmischen Tirade begrüßen, wie einen homerischen Gott. Erst die Nothwendigkeit, ihn mit „Excellenz“ anzureden, bringt ihn mir wieder menschlich näher. Eine poetische Apostrophe mit „Eure Excellenz“ einzuleiten, ist glücklicherweise nicht gut möglich. —

Immer der Alte — immer frisch, immer aufrecht, stramm ohne Steifheit — immer leutselig, immer lebenswürdig, immer anspruchslos — und, wahrhaftig! nicht bloß ein Rest von Jugend ist diesem Greise geblieben, sondern sogar, ich möchte sagen, ein Rest von Kindlichkeit. Von jener Kindlichkeit, von jener Naivetät, meine ich, die ein nicht ganz seltenes Merkmal „gottgeküßter“ Seelen ist. Und doch auch diese wieder verschmolzen mit dem Charakter vollwichtiger Männlichkeit, in welcher der Cavalier sich ebenso wenig verleugnet wie andererseits der Oppositionsredner und unerschrockene Freiheitsapostel.

Was hat ihn doch nur so wohl „conservirt“, den alten Herrn, den greisen, aber kaum noch ergrauten Poeten? Ich glaube, der Umstand, daß seine Muse nicht die Leidenschaft war. Durch Anastasius Grün's Dichtungen weht nicht der Hauch verheerender innerer Seelenstürme. Da funkelt Alles von frischen, krystallhellen Gedanken und Bildern — trillernd schwingt die Lerche sich empor und verkündet den Morgen und verspottet die Finsterniß —

nichts von Seufzern, gepreßten Wehelauteu, die sich losringen aus schwarzumflorten Empfindungstiefen! —

Welch' ein Gegensatz zu dem berühmten Freunde und Sanggenossen, der in wilder innerer Zerrissenheit schier grauenhaft unterging! — Gar merkwürdig „polarisirte“ sich das deutsche Dichterherz in Oesterreich — und seine beiden Pole nannten sich Anastasius Grün und Nicolaus Lenau! —

Ob A. Grün's Leben wirklich immer ganz so hell dahin geflossen wie sein Lied? Ob nicht in den ersten, that- und sanglosen Jahrzehnten des Nachmärz manchmal etwas wie ein Gefühl der Einsamkeit ihn beschlich auf seinem krainischen Schlosse, die elektrische Kette ihm gerissen schien, die den vormärzlichen Freiheitfänger verknüpft hatte mit seiner Zeit und seinem Volke? Wer weiß es? Aber dergleichen, wenn es bestand, muß ihm nun schon lange zerronnen sein wie Herbstnebel in der klaren Winterpracht eines an neuen Erfolgen reichen, rührigen Alters!

Die Capitale der Steiermark, welche Grün den ihren nennt, weil er seit vielen Jahren in ihren Mauern lebt, war vor allen berufen den 70. Geburtstag des Dichters zu feiern. Und die Grazer Feier verdient auch Erwähnung in weiterem Kreise, weil sie die einzige war, die durch die persönliche Anwesenheit des Jubilar's verherrlicht wurde.

Ach, diese Grazer Feier! — Wenn ich sage, daß ich am Tage derselben von 3 Uhr Morgens an kein Auge mehr schließen konnte, so wird dies dem geneigten Leser sehr gleichgültig sein. Aber es hängt zusammen mit einer Sache, die ich bei dieser Gelegenheit im Vorbeigehen andeuten möchte.

Man bedauert bei solchen Festen gewöhnlich den Jubilar, daß er so viel des Aufregenden, Erfreulichen, Rührenden über sich ergehen lassen muß. Man meint, das Uebermaß der Ueberraschungen werde ihn erdrücken und ersticken. Nun, die „Ueberraschungen“ werden in dem Maße sich ins Gebiet der Mythe verlieren, als diese Art von Festen überhaupt aufhört neu zu sein. Ein bestimmter Ritus bildet sich heraus — der Jubilar weiß so ungefähr, was Brauch ist, was er zu erwarten hat — er sieht Deputationen und Repräsentanten vor sich, die vielleicht mit der inneren Gleichgültigkeit von Bediensteten einer *Entreprise de pompes funèbres* an ihr Geschäft gegangen sind. Es muß so weit kommen, daß nichts mehr erfreut, was geschieht, sondern nur noch kränkt, was unterbleibt. Und dies ist wohl das Aufreibendste bei der Sache: mit dankbar lächelndem Munde den Erfreuten, den Ueberraschten, den Gerührten vorstellen müssen, während man vielleicht insgeheim über das Deficit an echter Empfindung hinter der in Scene gesetzten Huldigung erschrickt — mit dem Bewußtsein überdies, daß, wenn man auch selbst über eine Verschiedenheit im Ausmaß der Ovationen, welche man selbst erhalten, und jenen, die Andern zu Theil wurden, hinwegsehen wollte, doch Andere einen solchen Vergleich anstellen werden. Schönes Geburtstagsangebinde für einen Siebenzigjährigen! Ein Lampenfieber, das vor der möglichen Beschämung eines „succès d'estime“ bangen, vor einem auch nicht unmöglichen „fiasco“ zittern muß! —

Diese Betrachtungen waren schuld, daß ich am Tage der Grünfeier — so mächtig ist der Corpsgeist auch unter
 Hamerling, Prosa I. 19

den Poeten, und das Mitgefühl für einen Mann, den man hochschätzt — von 3 Uhr Morgens an nicht mehr schlafen konnte . . .

Das Grazer Fest bestand in einer Akademie im Stadttheater, und diese wieder aus drei Männergesangsvorträgen, der Declamation dreier Gedichte von A. Grün, und einer Festrede des bekannten Abgeordneten, Herrn Baron Walterskirchen. Diese Rede verbreitete sich über die politische Wirksamkeit des Grafen Auersperg im krainischen Landtage und im Reichstage und über seine Mitwirkung beim Zustandekommen verschiedener freiheitlicher Gesetze in Oesterreich. Um dem Jubilar völlig gerecht zu werden, hätte dieser oder ein anderer Redner auch den Verdiensten des Dichters als solchen einige Worte widmen sollen. Nicht Alle wußten, daß die Festrede des Herrn Barons v. W. ausschließlich die politische Thätigkeit A. Grün's zu feiern bestimmt war; Viele warteten von einem Augenblick zum andern, der Redner werde seinen Fittig zu einem höheren Schwunge entfalten und — wenn dann nach einer kleinen erwartungsvollen Pause der Herr Baron fortfuhr: „Gehen wir jetzt zu den confessionellen und Schulgesetzen über!“ so malte sich in den Gesichtern der Damen und anderer Personen, welche dasaßen und gerne warm werden wollten, eine etwas unangenehme Enttäuschung. Durch eine Festcantate konnte die erwünschte Ergänzung auch nicht in entsprechender Weise geboten werden, und so blieb es dem Dichter überlassen, für sich selbst zu sprechen, was er denn auch in seinen drei, von dem Schauspieler Herrn Starcke gut vorgetragenen Gedichten in glänzender Weise that. Es war für die Empfänglichen

ein schöner, Manchem vielleicht unvergeßlicher Moment, als das berühmte Gedicht gesprochen wurde, das nach dem „letzten Dichter“ fragt, und die Strophen erklangen:

„So lang' noch Gräber trauern mit den Cypressen d'ran,
So lang' ein Aug noch weinen, ein Herz noch brechen kann:
So lange walt auf Erden die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd, wem sie die Weihe lieh!“

— und bei den letzten Worten das Publicum mit stürmischem Händeklatschen dem Dichter sich zuwandte, der mit seiner Familie in einer Loge dem Feste anwohnte, und jetzt in seiner sympathischen Art mit freundlichen Verbeugungen dankte. Dieser Moment war und blieb das „punctum saliens“ des Ganzen. Am Schluß wiederholte sich das Händeklatschen und wurde verlängert, in der Erwartung, daß der Gefeierte sprechen werde. Aber eine Theaterloge ist nicht der Ort um Reden zu halten. So fehlte, was Jeder als schönstes Angedenken mit fortnehmen und in der Seele hätte bewahren können, und was z. B. der Scheffelfeier zu Karlsruhe eine so schöne Weihe und Bedeutung lieh.

Manch' lehrreicher Vergleich wäre zwischen der Scheffelfeier und der Grünfeier anzustellen; doch überlasse ich dies Anderen, und bemerke nur, daß es mir nicht gefiel, bei Gelegenheit der beiderseitigen Feste Scheffel hauptsächlich nur als genialen Kneipliederdichter con amore gefeiert, und Grün mit einer etwas andern Art von Einseitigkeit ganz ausschließlich nur als Freiheitsfänger gepriesen zu sehen. Was Grün betrifft, so ist er allerdings vor Allem

politischer Dichter, der echteste und treueste Tyrtäus unserer inneren Freiheit.

Freiligrath und Dingelstedt waren nicht so ausschließlich politische Dichter, und Herwegh hat nichts von so gediegenem Werthe, von so bleibender Wirkung geschrieben, daß es mit dem „Schutt“ sich vergleichen könnte, und so werden wir A. Grün als den ersten in der Reihe der deutschen Freiheitsdichter bezeichnen dürfen.

Eben darum aber fand ich es der Würde und dem Verdienste des Jubilars nicht voll entsprechend, immer nur seinen „Liberalismus“, seine „Gesinnungstüchtigkeit“ u. dgl. gepriesen, oder gar das Hauptgewicht auf seine Thätigkeit in Reichs- und Landtagen gelegt zu sehen.

Man glaube nicht, daß ich die Verdienste Grün's als österreichischen Politikers unterschätze.

Im Gegentheil, ich schätze das Verdienst österreichischer Staatsmänner um so höher, je weniger ich selbst von österreichischer innerer Politik zu verstehen mir anmaßen darf. Die nationale Zusammensetzung der österreichischen Monarchie bringt es mit sich, daß gewisse politische Grundbegriffe, auf welchen anderswo das freie Staatswesen beruht, wie z. B. gleiches Recht für Alle, Entscheidung durch thatsächliche Majoritäten u. dgl., nicht in ihrem einfachen und natürlichen Sinne genommen werden dürfen. Eine um so größere Meinung habe ich vom Scharfsinne der Männer, welche in diesem Labyrinth sich zurecht finden, und von dem Muth, mit welchem sie ihre Meinungen auf einem so heißen und schwankenden Boden vertreten. Was insbesondere den Grafen Auersperg betrifft, so bewundere ich ihn eben dieses

Scharffinns und eben dieses Muthes wegen. Aber auch um des richtigen Instinctes willen, der ihn immer davon zurückgehalten hat — Minister zu werden. Minister werden heißt: seine Popularität aufs Spiel setzen, heißt sich abnügen und dann zu den Todten geworfen werden. Oesterreich hat noch ein paar Staatsmänner dieser Art — und es sind nicht eben die schlechtesten — welche mit dem Grafen Auersperg die parlamentarische Rührigkeit, aber auch die Scheu vor der, für das Werthgepräge eines populären Namens gefährlichen Schmelzhitze des Ministercabinetes theilen.

Eine literarhistorisch-kritische Skizze über A. Grün zu geben, endgültig den Werth seiner dichterischen Begabung zu schätzen, seine Stellung in der deutschen Literatur zu fixiren, die Acten über ihn zu schließen — dazu wird in einigen Monaten der rechte Augenblick gekommen sein. Die von Grün in den letzten 3 bis 4 Decennien geschriebenen Gedichte waren bis jetzt nicht gesammelt; sie sind es jetzt, und die stattliche Sammlung wird demnächst, so viel ich weiß, in einem Berliner Verlage erscheinen. Man kennt viele derselben aus Zeitschriften. Herrliche Perlen! Zur Schnur gereiht, werden sie erst ihre volle Wirkung thun. Die Wirkung wird — ich bin davon überzeugt — eine überraschende sein. Der Dichter Grün wird wieder in den Vordergrund treten, und die deutsche Nation wird erst zum vollen Bewußtsein dessen kommen, was sie an diesem Lyriker besitzt. Den A. Grün der Gegenwart völlig erkennend, wird sie um so geneigter sein, den der Vergangenheit neuerdings zu würdigen.

III.

Der letzte Kranz.

Am Todestage A. Grün's, 12. Sept. 1876.

Wie hallte das Festlied, wie schallte der Toast,
Als den Sänger, den greisen, bewährten,
Vom Grün des wachenden Lenzes umsproßt,
In begeisterter Freude wir ehrten!

Wie war da ein Jeder so fröhlich bedacht,
Einen Kranz ihm, dem Edlen, zu reichen,
Von Lorbeern, von Rosen- und Veilchenpracht,
Vom grünenden Laube der Eichen!

Kaum that die Begeisterung selbst sich genug:
Doch zuletzt schien die Feier vollendet,
Und vorübergewalt der mänadische Zug
Und der letzte der Kränze gespendet.

Da schritt noch ein Jüngling, ein bleicher, einher,
Nachzügler im festlichen Reigen,
Auch er einen Kranz in der Hand, gar schwer,
Einen Kranz aus düsteren Zweigen.

Der Kranz war nicht mit Rosen geschmückt,
Der war nicht vom Laube der Eichen:
Der war auf Asphodeluswiesen gepflückt,
Am Cocytus, im Lande der Bleichen.

Ihn wand um den Sänger der Fremdling sacht,
Und flüstert: In festlichen Stunden
Hat die Menge den Kranz der Unsterblichkeit
Dir aus irdischen Blumen gewunden:

Doch den schönsten der Kränze, gar friedlich und still,
 Dem kein irdischer Herbst mehr verderblich.
 Schlingt die Blüte, die salbe, des Asphodil —
 Und die Todten allein sind unsterblich.

IV.

Anastafius Grün's lyrischer Nachlaß.

Als wir den siebenzigjährigen Anastafius Grün in Oesterreich feierten und sechs Monate später mit nicht geringeren Ehren ihn begruben, da blieb dem engeren Kreise seiner Befreundeten nur Eines zu wünschen übrig: daß die lyrische Ernte seiner letzten drei bis vier Jahrzehnte, die bereit liegende Sammlung „In der Veranda“, schon der Oeffentlichkeit übergeben gewesen wäre. So pomphaft Jubelfest und Leichenfeier sich gestalteten, es konnte dem tiefer Blickenden nicht entgehen, daß man mehr einen Dichter der Vergangenheit als der Gegenwart zu ehren glaubte. Sah man von dem düsteren Geloder der Fackeln ab, welche den reichbekränzten Prunkfarg des gräßlichen Dichters in eine infernalische Wolke qualmenden Rauchs hüllten, so konnte man eher einen Festaufzug zu Ehren eines berühmten Mannes vor sich zu haben vermeinen, als ein Trauergeleit und einen Leichenzug, wie ihn der vom Schmerz des Verlustes persönlich und unmittelbar Betroffene sich denken und wünschen mochte. Es ist eben nicht gleichgültig, ob ein der Nation werth gewordener Genius in frischer Kraft und Wirksamkeit ihr

plötzlich entrissen wird, oder ob er nach lange vorher abgeschlossener Thätigkeit seine irdische Laufbahn ruhig vollendet. Erschütternder mag zu seiner Zeit der Tod Schiller's gewirkt haben als so viele Jahre nachher der des größeren Goethe. Wenn erst die Festredner und bald darauf die Nekrologisten des Freiheitskämpfers vor Allem den Freimuth, den er in Land- und Reichstagen bewiesen, und die Uezeugungstreue des Gefeierten priesen, Verdienste, die er doch mit hundert Anderen theilte, so merkte man, daß sie aus unmittelbarer frischer Begeisterung sprachen, während es, wenn sie auf den Dichter als solchen eingingen, meist den Anschein hatte, als ob sie Jugenderinnerungen mühsam zusammenrafften, oder aus dem Conversationslexikon schöpften. Ging damit vielleicht auch — man darf nun wohl davon sprechen — die im Ganzen ziemlich kühle Haltung zusammen, welche das, freilich schon von Natur kühlere, außerösterreichische Deutschland für das Jubiläum des neunten April hatte, und welche damals die persönlichen Freunde und Verehrer des Dichters beinahe peinlich berührte? — Ich erinnere mich, nach dem Hinscheiden A. Grün's in einem norddeutschen Blatte auf einen Nekrolog gestoßen zu sein, welcher das Lob des Verewigten mit den Worten einleitete: „Zwar stand A. Grün als politischer Dichter nicht in erster Reihe, sondern erst in zweiter“ . . . Der Dichter des „Schutt“ in zweiter Reihe! Nicht der erste, nicht einmal neben den Ersten stehend, sondern hinter ihnen — ein politischer Dichter zweiter Classe! — Man mußte in der That wünschen, besser als durch Festreden und Nekrologe durch ein eigenes letztes Wort des Poeten sein Andenken erneuert zu sehen.

Dies letzte Wort ist nun endlich gesprochen. Den Manen des Dahingeshiedenen widerfährt die Genugthuung einer neuen lebendigen Wirkung. Und wenn die Flüchtigkeit der Tageskritik nicht allzugroß, die Apathie des Publicums nicht unüberwindlich ist, so wird diese Wirkung, glaube ich, eine bedeutende sein. Diese hinterlassenen, „in der Veranda“ gesammelten, aber nicht in der Veranda geschriebenen Gedichte — denn sie zeigen uns nicht den zur Ruhe gesetzten, sondern den noch mitten im Kampfe der Zeit stehenden Dichter — sind sie nicht ein Nachhall aus dem goldenen Zeitalter der deutschen Lyrik? Männliche und gediegene Klänge erquicken wieder unser Herz. Ein Poet von ausgeprägter Physiognomie tritt uns altbekannt und doch als ein Neuer entgegen.

Blicken wir zurück auf die Reihe unserer großen lyrischen Dichter: Uhland, Rückert, Platen, Heine, Lenau, Freiligrath u. s. w. Jeder von ihnen ist nach Form und Inhalt einzig in seiner Art, keiner hat etwas gemein mit dem andern, und was dem einen oder dem andern sonst ähnlich oder verwandt ist, verschwindet neben ihm. Neben Uhland tritt die ganze schwäbische Dichterschule ins Halbdunkel zurück, als wäre sie kein bloßer Schatten und Nachhall. Doubletten in der Literatur werden wie die in den Sammlungen der Münzliebhaber ausgemustert und nur das Exemplar vom besten und schärfsten Gepräge zurückbehalten. Auch in unserer unmittelbaren Gegenwart sehen wir jeden großen und allgemeinen Erfolg in der Lyrik unzertrennlich von der Wirkung des Eigenthümlichen und in seiner Art Einzigem. Aber wie selten sind sie eben, diese ausgeprägten Physiognomien, wie

selten auch begegnet uns eine lyrische Kraft, der nicht bloß dann und wann etwas Hübsches gelingt, sondern die, wie es das Kennzeichen der wahrhaft Begnadeten ist, mit jeder Strophe, mit jeder Zeile, die sie hinwirft, wirkt und fesselt, und das Gemüth des Lesers durch einen unsagbaren Zauber gefangen nimmt. Was am öftesten fehlt, ist, außer der Originalität, das Stimmungsvolle: die Wiedergeburt des Gedankens aus dem Gemüthsgrunde, der mystische Hauch, der den glücklichen Einfall erst zum Gedicht macht. Und tritt wirklich einmal etwas Eigenartiges, Stimmungsvolles, genial Inspirirtes hervor, so fehlt wieder im Publicum der tiefe und ernste Sinn, um es, wär's auch in etwas unbeholfener oder fremdartiger Form, zu erfassen und anzuerkennen. So kommt, ohne eigentlichen Erfolg zu haben, das Banale in die Mode: schönverzierte Bücher und Büchlehen, die zur Hälfte aus leeren Blättern bestehen, während auf den übrigen vielleicht erst recht nichts steht. *Minima pars ipsa puella sui!* möchte man zuweilen mit Ovid ausrufen, wenn man diese Muse in ihren Prachtgewanden betrachtet.

Das Erquickende in A. Grün's hinterlassener Gedichtsammlung besteht nun eben darin, daß sie dieser Atmosphäre des Banalen uns entrückt, daß sie uns in ein Bereich von kräftigen, gediegenen Gedanken und Gebilden zurückführt. Durchmustert man von diesem Gesichtspunkte aus die Sammlung, so könnte selbst Manches, was an sich vielleicht ein Mangel ist, für den Moment als wohlthuend und als ein Vorzug erscheinen. Aber nachdem ich dies im Allgemeinen festgestellt, will ich mit keinem andern Maßstabe als dem

höchsten und unbedingten einen flüchtigen Blick auf das Einzelne werfen.

Dem Lieblingsthema der Poeten, der Liebe, widmet unser Autor die ersten Seiten seines Buchs; wenige Blätter sind es, gleichsam Präludien, aber die vollen kräftigen Accorde verrathen sogleich den Meister. Rasch gelangen wir zur eigentlichen Herzenssache des Dichters. „Zeitlänge“ ist ein Cyclus überschrieben, von den Tagen, da man für die Freiheit der Polen (und nur der Polen!) schwärmte, durch das große Revolutionsjahr 1848 hindurch heraufreichend bis zu den Dichter- und Vereins-Jubiläen der Gegenwart. Hochinteressant sind diese Zeitgedichte — und doch vielleicht der vergänglichere Theil des Ganzen. Zum Theile wenigstens haben wir es da nicht ausschließlich mit dem Dichter und Freiheitsapostel, sondern auch mit dem Politiker, dem Tagespolitiker zu thun. Aber Gesinnungstreue und ein allgemeines dichterisches Gefühl für die Freiheit begründen noch nicht eine unfehlbare Einsicht in allen concreten politischen Dingen, und den Poeten verläßt bisweilen der Seherblick, wenn er in die Arena der Tageskämpfe hinabsteigt. Ist er doch überhaupt nur ein Seher, so lange sein Blick in die Zukunft oder in die Vergangenheit gerichtet ist; faßt er die Dinge der Gegenwart ins Auge, so sieht er meist nicht mehr als gewöhnliche Menschen. Und so zeigt auch A. Grün sich mehr als Patriot denn als Dichter und Seher in dem gewaltig klingenden Hymnus auf Radetzky. Er wußte nicht, daß die Siege Radetzky's kein dauernder Triumph sein, kein wirkliches Heil bringen konnten, daß der tapfere Soldat die unverföhnlichen Provinzen nur zurück-eroberte, damit sie ein Jahrzehnt länger, zu unausgesetzter

Kriegsbereitschaft zwingend, am Lebensmarke der Monarchie zehrten, und daß Oesterreich erst nach Abtrennung dieses brandigen Gliedes wieder aufathmen, zu neuem Leben sich aufraffen würde. Wir Söhne der Wiener Aula, wir „Legionäre“ des Jahres 1848, wir wußten das, oder vielmehr, wir hatten den rechten Instinct davon. Wir schwärmten nicht für die Siege Kadežky's. Wir trugen eben in unsern Seelen den reinen und idealen Gedanken des Jahres 1848 — einen Gedanken, auf den man heute wie auf eine schöne Jugendschwärmerei zurückblickt, insofern er nicht völlig vergessen ist . . .

In den ungetrübten Aether der Poesie erheben uns wieder die Sonette aus Helgoland und die an Nicolaus Lenau, welchen noch andere sich anschließen. In diesem Abschnitte begegnet uns der Dichter als classischer Lyriker, als Sangesmeister auf dem Höhepunkt seiner Kraft. „Sprüche und Spruchartiges“ schließt sich an, auch dies von classisch-gediegenem Gepräge. Drei Gedichte versetzen uns in das Heimatland des Dichters, Krain. Dann treffen wir auf die fernigste epische Leistung A. Grün's: auf den Romanzen-Cyclus vom Prinzen Eugen. Mit einem anderen Cyclus „der Tambour von Ulm“ begleitet weiterhin der Dichter in sinnvollen Bildern die Phasen Oesterreichs, seine Leidensstationen, die zugleich zu Wegen seines Heils geworden sind oder werden sollen. „Bilder und Gestalten“ schließen den ganzen poetischen Reigen. Hier finden wir den stimmungsvollen „Fagello“, den von liebenswürdigsten Humor eingegebenen „Burgherrn von Rabenstein“, das tiefsinnige, unvergleichlich schöne Gedicht „die Mumie“.

Wenn man von dem Alles beherrschenden Freiheitsgedanken absieht, so ist es nur Weniges, aber kräftig und klar in dieser Sammlung Hervortretendes, was im Leben unseres Dichters anregend auf ihn gewirkt, was seiner Innerlichkeit den Funken des lyrischen Feuers entlockt hat. Helgoland, das Heimatland Krain, die Freundschaft mit Lenau, ein vereinzelt und flüchtig anklingendes erotisches Motiv, das vielleicht mehr der Phantasie als dem Herzen seinen Ursprung dankt — der Rest ist Politik, oder Spruchweisheit, oder objective Erzählung. Aber vielleicht birgt unter der Maske der Erzählung sich eigenes Empfinden und Erleben, innere Kämpfe und Stürme des Poeten? Auch das nicht. Man wird unter diesen erzählenden Gedichten nicht eines finden, in welchem von tiefer Seelenbewegung oder Leidenschaft auch nur die Rede wäre. Auch hier läuft es meist hinaus auf ein Ergebniß ruhiger Weltbetrachtung, sinniger Weisheit. Dies gilt ja wohl nicht bloß von der vorliegenden Sammlung, sondern von der gesammten Grün'schen Lyrik überhaupt. In ihr spiegelt sich im Ganzen eine Gesinnung, eine Tendenz, ein Charakter, aber keine Totalität des Gemüths und kein persönliches Schicksal.

Als Mensch und Dichter ausschließlich beseelt von dem Gedanken der religiösen und der politischen Freiheit, und doch geborner Aristokrat — in der That eine seltsame Erscheinung! Aber der Widerspruch in A. Grün's Natur ging scheinbar noch weiter. Rücksichtsvoll und verbindlich bis zur Aengstlichkeit, kannte er, mit dem Griffel des Poeten in der Hand, keine persönliche Rücksicht und kein Gesetz der

Höflichkeit. War es bewußte Absicht und Lust zu verletzen? Nein! es war Naivetät . . .

Ich will, was ich meine, durch ein kleines Beispiel erläutern. Auf S. 258 unserer Sammlung findet sich unter dem Titel „das rechte Wort“ eine curiose Geschichte. Ein Potentat, den eine weit vorstehende Unterlippe kennzeichnet, beklagt sich auf der Jagd bei schlechtem Wetter ärgerlich, daß es ihm — in den Mund regne. Große Verlegenheit der Höflinge! Man schafft einen Regenschirm herbei, man versucht dies, jenes — vergebens, dem Potentaten regnet es noch immer in den Mund. Endlich faßt der Klügste unter den Günstlingen sich ein Herz:

„Aufspringt er, von heiliger Sendung trunken,
Die Stirn ihm umsprüht der Erleuchtung Funken:
„„Mein allergnädigster Kaiser, geruh',
Und schließe die Lippen huldreichst zu!““

Das war das rechte Wort. Der Kaiser folgt dem Rath, und — es regnet ihm nicht mehr in den Mund. — Möchten die Potentaten immer so ein Ohr haben für das rechte Wort! Auf diese Pointe, diese Moral kam es dem Dichter an, und für diese „Moral“ fand er zwischen Himmel und Erde keine drastischere, keine bessere „Fabel“. Arglos schrieb er vor Jahrzehnten nicht bloß die Geschichte, sondern auch den Namen des Potentaten hin. Da fragte Jemand, der die Sammlung „In der Veranda“ vor dem Druck durchlas, den Dichter, ob er denn nicht glaube, daß durch besagte derb-drollige Geschichte, besonders aber durch die Nennung des Namens ihres Helden, die schuldige Rücksicht auf ehrfurchtgebietende Häupter der Enkel jenes Potentaten verletzt

scheinen könne? — „Es ist möglich!“ versetzte der Graf. „Daran habe ich nicht gedacht. Sie haben Recht, das muß geändert werden. In meiner Stellung als Pair des Reichs und geheimer Rath muß ich einige Rücksicht nehmen. Ich werde wenigstens den Namen des Potentaten weglassen.“ — Und so that er . . .

Das war's. Er dachte nicht daran. Er schrieb seine beißendsten Gedichte so harmlos hin, wie ein Frühlingslied, mit jener liebenswürdigen Naivetät des Poeten, welche weniger darauf achtet, was sich schickt, als was sich reimt, und welche um so leichter persönlich verlegt, weil sie nicht daran denkt zu verlegen. War es aber geschehen, und sah er, daß sein Liebespfeil in ein Wespennest gefahren, dann freilich war er Mann genug, sich dessen achselzuckend mit der ritterlichen Devise: „Viel Feind', viel Ehr'!“ zu getrösten.

Bis zur Naivetät ging auch seine Bescheidenheit. Daß der siebenzigjährige, der jubilirte Sangesmeister, im Stande war, mit den Manuscripten seiner druckbereiten Sammlung, wohl auch mit einem einzelnen Gedichte, daß er eben vollendet, zu einem weit jüngeren Sangesgenossen hinzugehen, und ihn um sein Urtheil zu ersuchen, geradenwegs aufmerksam gemacht sein wollte, wie er sagte, auf seine „Fehler“ — das konnte man nur für einen naiven Exceß der Bescheidenheit nehmen, der beinahe rührend wirkte.

Indem er aber auf fremden Rath gern hörte, auch selbst eine strenge Kritik bis zuletzt an seinen Erzeugnissen übte, erreichte er mehr und mehr eine große formelle Gediegenheit, wenn auch in einzelnen Fällen der Mangel,

der seiner Muse von Anbeginn anhaftete, noch hervortritt, daß der Fluß des Verses kein leichter, das Bild und Ausdruck bei der Gedrungenheit seines Stils manchmal etwas überladen oder gekünstelt sind auf Kosten der Deutlichkeit.

„In der *Beranda*“ ist keine jener „Nachlesen“, wie wir sie oft von bedeutenden Dichtern erhalten, die zu dem Ruhmesfranze des Poeten kein wirklich neues Blatt mehr fügen: es ist vielmehr eine Sammlung, die, mit ihrer Entstehung zurückreichend in die besten Blütenjahre des Dichters, Vieles von dem Besten und Reifsten enthält, was er geschrieben. Gedichte, wie die *Helgolander Sonette*, die *Eugen-Romanzen*, *Gestalten und Bilder*, wie „*Sagello*“, „*Fels im Strom*“, „*die Mumie*“, reihen sich den monumentalen Leistungen der deutschen Lyrik an. Und was immer die Hauptsache bleibt: wenn wir die Sammlung durchgelesen, so erinnern wir uns nicht bloß, wie bei so vielen andern, eine größere oder geringere Anzahl von schönen Gedichten gelesen zu haben, sondern wir bewahren den ganzen und vollen Eindruck einer großen, in festen Umrissen wie in Marmor oder Erz vor uns stehenden dichterischen Persönlichkeit.

Ueber irrationale Bestandtheile der deutschen Sprache.

Der Mensch setzt den denkenden Betrachter der Dinge in Erstaunen durch die unbewußte Kunst, mit welcher er seine Sprache bildet. Und wieder setzt er denselben in Erstaunen durch den Leichtsinm, mit welchem er seine Sprache verdirbt, nachdem er damit zu Stande gekommen.

Von dieser Verderbniß oder allmählichen Verkümmernng abgesehen, bleibt von Anfang an in den ausgebildeten Sprachen oft ein irrationaler Rest, welchen die geheimnißvoll wirkende unbewußte Vernunft, die im Ganzen der Sprache sich kundgibt, nicht völlig bewältigt hat.

Derartige irrationale Reste finden sich vielleicht in keiner anderen Sprache so häufig wie in der deutschen. Kaum hat irgend eine andere so viel Schwankendes und einen so großen Mangel an Folgerichtigkeit. Woher mag das kommen? Liegt dabei eben dieselbe Zerfahrenheit zu Grunde, eben derselbe Mangel an fester, gediegener Kraft der Krystallisation und Consolidation, der bis zur Stunde auch die deutsche Metrik, die deutsche Orthographie, ja selbst das Staatswesen der Deutschen zu keiner sichern, einheitlichen, festen Form gelangen ließ? —

Was die unbewußte Vernunft im Bau der Sprache veräußt, was sie nicht völlig durchdrungen und bewältigt hat, wer anders könnte berechtigt sein, es zu corrigiren, als die bewußte Vernunft der Sprachbildner in erster Reihe, der Schriftsteller?

Jeder Autor sollte sich mit seiner Muttersprache denkend beschäftigen.

Wem von uns begegnet es nicht zuweilen, daß er diesen, jenen Ausdruck nur zögernd, mit einer Art von innerem Widerstreben zu Papier bringt — eben weil er das mehr oder weniger lebhaft gefühlte von der „Irrationalität“ dieses Ausdrucks hat? —

Ich habe mich oft gewundert, daß sich die Feder des deutschen Schriftstellers nicht energischer sträubt, beispielsweise, zu schreiben: „Ich habe das Möglichste gethan“.

Wir bedienen uns dieses absurden Superlativs auch in der Verbindung: „möglichst groß“, „möglichst tief“ u. s. w.

Wann werden wir Deutsche uns vernünftiger Weise begnügen, wie die übrigen Nationen, das „Mögliche“ zu thun?

Es hat mich gefreut, wenigstens bei dem alten Kant („Kritik der reinen Vernunft“, S. 276 der Reclam'schen Ausgabe) von einer „möglich größten Vollkommenheit“ zu lesen. —

Gibt es einen Autor, der so recht con amore einen Ausdruck wie „mit nichten“ niederschreibt? Trotz seines, wie ich nicht zweifle, ehrwürdigen Alters und Ursprungs — welch' ein sprachliches Mondkälbchen ist es doch, dieses „mit nichten!“

„Es nimmt mich Wunder“ ist correctes Deutsch, aber ich gestehe, daß es — mich Wunder nimmt.

Eins der vertracktesten Wortgebilde fand ich bei B. Goltz: „an Muthen sein“ (Feigenblätter II. S. 74).

Ausdrücke wie „mit genauer Noth“, „zum Besten haben“, „der erste Beste“ können wir kaum mehr missen oder ändern. Aber man besetze sie nur etwas genauer, oder versuche sie wörtlich in andere Sprachen zu übertragen, und man wird sich darüber klar werden, daß diese Redeweisen ziemlich salopp und unbeholfen gebildet sind.

Ein bekanntes Beispiel ungeschickter Wortbildung ist unser „Bediente“. Wie immer man diese Form erklären mag, sie bleibt eine unglückliche, dem reinen Sprachgefühl nicht sympathische. Das „lucus a non lucendo“ ist übrigens auf dem Gebiete der Sprachbildung nicht gar so unerhört. Man findet Ausdrücke, die, wie der „Bediente“, gelegentlich im Sinne des Gegentheils von dem, was sie ihrer Form oder ihrem Ursprung nach zunächst bedeuten, gebraucht werden. Ich kann nicht umhin, hier an die sonderbare Anwendung, die das französische Wort „Markiren“ in einer gewissen Redensart findet, zu erinnern.

Wir sagen: „Der Schauspieler markirte auf der Probe seine Rolle bloß“.

Was heißt marquer? — „Bezeichnen“, kennzeichnen, hervorheben. „Un goût marqué pour quelque chose“ heißt eine entschiedene Neigung für etwas; un dessein marqué, une intention marquée, ist ein deutlicher Plan, eine ausgesprochene Absicht. Man sollte also denken, die Rolle markiren, heiße sie mit deutlicher Hervorhebung des

Einzelnen vortragen. Aber nein — es bedeutet im Gegentheil: sie leicht hin, oberflächlich, ohne scharfe Betonung und Schattirung vortragen. „Markiren“ also = nicht markiren.

Man wird mit einer Erklärung, mit einer Rechtfertigung zur Hand sein. Man wird mir sagen, jene Redensart bedeute das Betonen bloß der Hauptsachen, während das Nebensächliche fallen gelassen wird, und in so fern sei das „Markiren“ doch ein Markiren, ein Hervorheben, nämlich eben der Hauptsachen.

Aber es ist ebenso absurd, zu sagen: „ich markire meine Rolle“, wenn ich sagen will: „ich markire nur die Hauptpunkte derselben“, als es absurd wäre zu sagen: „ich sehe jenen entfernten Gegenstand genau“, wenn ich sagen will, ich sehe nur die Hauptpunkte, die Umrisse desselben genau. —

Wollte nun aber Jemand z. B. auch das Wort „Bergbau“ absonderlich und „irrational“ finden, weil ja beim Bergbau nicht gebaut, sondern im Gegentheil gegraben wird, so würde es dem Sprachforscher vermuthlich ein Leichtes sein, den Kritiker mit irgend einer gelehrten Erklärung, mit der Darlegung einer veralteten, wenig beachteten Bedeutung des Wortes „bauen“ etwa, abzutrumpfen.

Zu bedauern bleibt es jedoch immerhin, wenn wir bei einem Wortgebilde auf eine abgestorbene Bedeutung des Stammwortes zurückgehen sollen, die mit der actuellen, lebendigen Bedeutung desselben nichts mehr gemein hat oder gar mit ihr im Widerspruch steht. „Irrational“, und darum unsympathisch, klingt nicht bloß das, was niemals völlig sprach-vernünftig (rational) war, sondern auch das,

dessen vernünftiger Sprachsinn erloschen, aus dem Sprachbewußtsein verschwunden ist. Von Ausmerzung oder Umformung solcher Worte kann in den wenigsten Fällen die Rede sein: aber wenn der Sprachschatz neben einem solchen irrational gewordenen ein anderes rationales Wort zur Verfügung hat, so wird der feinsinnige Autor die Durchsichtigkeit, Klarheit und Logik der Sprache fördern helfen, wenn er dem rationalen, etymologisch gemeinverständlichen Worte den Vorzug gibt.

Wären wir gegen die Forderung etymologischer Durchsichtigkeit der Sprache nicht abgestumpft, und gewöhnt, sorgfamer auf die Grundbedeutungen der Worte zu achten, so würden wir manches Lächerliche vermeiden, und uns z. B. auch nicht beikommen lassen, von einem „trocknen Humor“ zu sprechen. Was heißt humor? Feuchtigkeit! „Trockene Feuchtigkeit“ also! — Das „Volk der Denker“ verfährt zuweilen auch ein Bißchen gedankenlos. —

Die deutsche Casusbildung ist von Hause aus eine ziemlich absonderliche, capriciöse; dazu kommt denn noch manches Willkürliche, Anomale im Einzelnen. Wir sagen „von meiner Seite“, „von deiner Seite“, aber „von Seiten der Gemeinde“, „von Seiten der Kritik“ u. s. w. Warum „von Seiten?“ Was in aller Welt soll hier das angefügte *n*?

Die Schriften unserer besten Autoren sind entstellt durch falsche Casusformen.

„Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben“, heißt es bei Goethe; und so gewöhnt sind wir an Nachlässigkeit und Willkür in der Casusbildung, daß ich vielleicht der Erste bin, der diesen lapsus calami bemerkt und der

darauf aufmerksam macht, daß es heißen müßte: „Sarkophage und Urnen“. —

Wir sagen: „ich werde es gewahr“, „er will es nicht Wort haben“. Der Verwunderung des Laien tritt hier der Grammatiker mit der Deutung entgegen, daß „es“ sei in diesem Falle alte Genitivform, gleichbedeutend mit „dessen“. Aber warum schleppen wir uns in vereinzeltten Fällen mit abgestorbenen Formen, die geeignet sind, das Sprachgefühl des Laien irre zu führen und ihn gleichsam zu narren? Wär' es nicht besser, frischweg zu schreiben und zu sagen: „ich werde dessen gewahr“, „er will dessen nicht Wort haben?“

Der Grammatiker rechtfertigt auch die bekannten Redeweisen „Euer Wohlgeboren“, „Euer Excellenz“, u. s. w., indem er uns belehrt, „Euer“ sei in dieser Verbindung Genitiv (*Vestrum excellentia*, nicht *vestra*). Aber wären wir nicht trotzdem berechtigt, jene, dem gegenwärtigen Sprachbewußtsein völlig fremde Genitivform auch hier über Bord zu werfen, und nach Analogie der übrigen Cultursprachen zu schreiben: „Eure Excellenz?“ — „Euer Wohlgeboren“ thäten wir am besten ganz in die Kumpelkammer der Sprache zu werfen. —

Auffälligen Casusbildungen begegnen wir z. B. in den Ausdrücken: „über die Maßen“, „ein Pferd zu Schanden reiten“. Seltsam erscheint die Construction: „Jemanden los werden“. Ein Exempel unlogischer Flexion ist die Redensart: „Sei dem, wie ihm wolle“. Warum der Coniunctiv?“

Viel Irrationales findet sich auch bei der Bildung zusammengesetzter Wörter. Noch immer glauben wir des

schon von Jean Paul energisch aber vergeblich bekämpften, zwischen die beiden Bestandtheile eines zusammengesetzten Wortes eingeschobenem s nicht entrathen zu können. Es ließe sich ein Preis auf die Entdeckung eines einzigen vernünftigen Grundes für diese Einschubung setzen. Daß der Wohlklang dadurch gefördert werde, ist eine ganz leere Einbildung. „Theilnahmslos“ klingt nicht bloß nicht besser, sondern schlechter als „theilnahmlös.“ Wollen wir „rückichtslos“ sagen, unter dem Vorwande, daß gerade das l hinter dem t übel klingt, dann müssen wir auch „lichtslos“ sagen statt „lichtlos.“ Das klingt aber, wenn mir recht ist, abscheulich.

In Glocker's „Mineralogie“ S. 185 fand ich das Compositum „Formsähnlichkeit“ gedruckt. Eine unleidliche Bildung; aber ich wüßte nicht, was die Liebhaber und Vertheidiger des eingeschobenen s consequenter Weise dagegen einwenden könnten?

Auch des Mißbrauchs, Verbalwurzeln mit Endsilben zu verbinden, welche nur zu Substantiven passen, — „reglos,“ „schadlos“ — ist hier zu gedenken. Ein Feuilletonist führte kürzlich Beispiele dieses Mißbrauchs aus meinen eigenen Werken an; ich benutze die Gelegenheit, zu bemerken, daß ich mir die Mißbildungen „schadlos,“ „reglos“ allerdings in früherer Zeit, durch das metrische Bedürfniß veranlaßt, einigemal entchlüpfen ließ, dieselben aber in den neueren Auflagen meiner Dichtungen längst völlig ausgemerzt habe.

Ein recht drolliges Ding, über das ich mir schon manchesmal den Kopf zerbrochen, ist unser Compositum „Helfershelfer“ Was soll das eigentlich heißen? Der Helfer des Helfers? also einer der dem Helfer beim Helfen

hilft? Oder soll man's für eine Art von Reduplication nehmen, die zur Verstärkung des Begriffs dient, wie Aehnliches in verschiedenen Sprachen vorkommt? Sei dem wie immer, wir können das wunderliche Wortgebilde entbehren und reichen völlig aus mit dem einfachen „Helfer“.

Eine merkwürdige Denkträgheit verräth sich in gewissen corruptirten Wortformen, in welchen statt des ursprünglichen, seltener gebrauchten Wortes ein anderes, gebräuchliches, des ähnlichen Klanges wegen kurzweg in derselben Bedeutung gebraucht wird. So sagen wir z. B. „schlecht und recht“, was ohne allen Zweifel „schlicht und richt“ lauten müßte. „Richt“ entspricht dem lateinischen *rectus* = „gerade“; „schlicht“ bedeutet ebendasselbe: schlichtes Haar ist gerade herabhängendes Haar, ohne Künstelei und Lockengekräusel. Ist es nicht arg, daß der Deutsche, vielleicht nur weil ihm, wie es scheint, das klanglose *e* mundgerechter und bequemer ist als das *i*, ein Wort wie „schlicht“ in „schlecht“ corruptirt, obgleich dies letztere Wort schon seine bestimmte Bedeutung hat? Wie kommt es dazu, ganz fälschlich auch in der Bedeutung jenes andern gebraucht zu werden? Wäre es nicht ein wahres Verdienst der Schriftsteller, wenn sie den Muth hätten, mit jener corruptirten Form zu brechen und zu schreiben „schlicht und richt“?

Die Neigung des Deutschen, bei den Worten mehr auf den Klang als auf die Bedeutung zu achten, verräth sich auch in der Naivetät, mit welcher er Fremdwörter in ähnlich klingende deutsche Worte von himmelweit verschiedener etymologischer Bedeutung umsetzt, und so z. B. aus dem griechischen *μίλος* einen „Mehlthau“, aus *βάνυσος* (gemeiner

Handwerker) einen „Böhhafen“, aus dem indischen markata (Affe) eine „Meerkaze“ gemacht hat. Da man hier bei den Worten „Mehl“, „Hase“, „Meer“ unbedingt nichts denken darf, sind solche fast kindliche Wortbildungen nicht geeignet, die Gedankenlosigkeit überhaupt zu befördern?

Auch aus heimischen Sprachelementen zusammengesetzte Wörter erscheinen oft sinnlos, weil sie entweder in ähnlicher Weise wie die eben angeführten Fremdwörter verdeckt sind, oder die zu Grunde liegende Bedeutung längst verloren gegangen ist. Unser „Maulaffe“ ist offenbar kein Affe, sondern einer der das „Maul“ offen hat; unser „Delgöze“ hat nichts mit dem Del zu thun, sondern ist corumpirt aus „Elgöze“, von dem althochdeutschen Ellā, „die Fremde“, so daß also ein unbehilflicher Mensch mit einem ausländischen Gözen, den man sich gerne als ungeschlacht und seltsam vorstellen mag, verglichen wird. (Siehe Blumenthal's Monatshefte 1876, 6. Heft). Es geht noch an, wenn wir „Sündflut“ schreiben statt „Sintflut“, denn „Sündflut“ hat doch einen vernünftigen Sinn für uns; aber wir gerathen sogleich ins Bodenlose, wenn wir uns einfallen lassen, bei „blutjung“, „blutarm“, „blutwenig“ an Blut, bei „Hagestolz“ an Stolz, bei „blizblau“ an den Blitz, bei „Keuschlamm“ an die Keuschheit und an ein Lamm zu denken.

Nun kommt freilich der gelehrte Sprachhistoriker und sagt uns: „blut“ ist in jenen Zusammensetzungen so viel wie „bloß“, „nackt“; „Hagestolz“ ist ein Junggeselle, von „Stolze“ = Diener, Gefährte, Gefelle, und „hage“ bedeutet „groß“, also ein gewöhnlicher, nicht verheiratheter Knecht,

Bursche, Junge, Garçon. Er wird uns ferner sagen: „blize=blau“ und „grizegrau“ sind Superlative, durch eine Art von Reduplication gebildet. Ganz recht. Das Irrrationale wäre hier aus der Sprechform selber hinwegdemonstrirt. Wenn es sich nur ebenso leicht aus dem Bewußtsein und der Auffassung des Sprechenden Volkes verbannen ließe! Es bleibt doch immerhin fatal, daß bei diesen Wortbildungen der Irrthum gar so nahe und die Erklärung so fern liegt.

Es gibt keinen deutschen Poeten, der nicht bisweilen klagte, daß er „mutterseelenallein“ ist. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie gerade die „Mutterseele“ dazu kommt, eine so ganz besondere Prærogative des Alleinseins zu besitzen?

„Flöten gehen“ — „zu Paaren treiben“ — „steinreich“ — „sternhagelvoll“ — „Bachfisch“ — „Stroh Wittwe“ — „Spiegelfechterei“ — „Windsbraut“ — „mit Kind und Regel“ — papageienmäßig sprechen wir diese Ausdrücke einander nach, ohne uns darüber eine vernünftige Rechenschaft zu geben.

Ohne den mindesten Anspruch, irgend etwas dabei denken zu wollen, gebrauchen wir sprichwörtliche Redensarten vom Schlage der folgenden:

„Auf den Hund kommen“ — „in die Pfanne hauen“ — „Streit vom Zaun brechen“ — „über den Löffel barbieren“ — „einem einen Bären aufbinden“ — „etwas über den grünen Klee loben“ — „lügen wie ein rother Hund“ — „das geht noch über das Bohnenlied“ — „da liegt der Hase im Pfeffer“ u. s. f.

Ueber den Ursprung dieser Redensarten sind die Gelehrten selbst nicht einig. Meist werden sie auf diese oder jene

Anekdote zurückgeführt, die längst verschollen und vergessen, oder auch — wer weiß? — von irgend einem sinnreichen Forscher zu diesem Behufe erfunden ist. — Aber lohnt es sich denn überhaupt, das vertrackte Zeug zu verstehen? Wenn mich ein Ausländer fragt: Was will das eigentlich sagen, „über den Löffel barbieren?“ soll ich ihm eine alte, vielleicht läppiſche Anekdote erzählen, um ihm dies zu erklären und mich von ihm auslachen laſſen, wenn er ſieht, daß der Deutſche ſich Jahrhunderte lang mit wunderlichen, unſinnigen Redensarten ſchleppt, die auf alte, längst vergessene Anekdoten zurückzuführen ſind?

Ich ſehe die gelehrten Herren, denen Alles, was ſich auf ſprachgeſchichtlichem Wege nur irgendwie erklären läßt, als heilig und unantastbar gilt, die Köpfe ſchütteln. Aber ich wünſchte über dieſe geſchüttelten Köpfe hinweg mich durch dieſe Zeilen mit meinen ſchriftſtelleriſchen Collegen direkt zu verſtändigen. Warum ſoll ſich der Schriftſteller nicht einem Deputirten vergleichen dürfen, der ja auch über die Köpfe der Rechtsgelehrten hinweg Geſetze gibt? —

Die ſchönſten Erklärungen und die gründlichſten Auseinanderſetzungen Derjenigen, die da glauben, ein an ſich richtiges Princip umstoßen zu können, wenn es ihnen etwa gelingt, nachzuweiſen, daß das eine oder andere der angeführten Beispiele nicht glücklich gewählt iſt, werden an der Thatſache nichts ändern, daß es im Deutſchen eine erkleckliche Anzahl von Ausdrücken, Formen, Zuſammenſetzungen und Redensarten gibt, die entweder von Hauſe aus nicht rationell gebildet, oder verderbt ſind, oder bei welchen die urſprüngliche etymologiſche Bedeutung der

Bestandtheile mit der gegenwärtigen in einem für die logische Klarheit und Durchsichtigkeit der Sprache bedenklichen Gegensatze steht, und daß an vielen dieser Bildungen sich zwar kaum mehr rütteln läßt, bei anderen aber es dem Schriftsteller noch immer möglich ist, entschieden Falsches oder Absurdes durch Nichtgebrauch in Vergessenheit gerathen zu lassen, und Correctes, Vernünftiges, dem lebendigen Sprachgefühl Gemäßes an seine Stelle zu setzen. lege nur jeder dies Prinzipielle sich nach seinem Sinn zurecht und gebe er ihm praktische Folge.

Eine Bitte an unsere Volksschullehrer.

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß der Poet und Schriftsteller auf das Organ seiner Kunst, die Sprache, etwas halten müsse, wie der Musiker auf sein Instrument etwas hält, und bedacht ist, es reingestimmt zu erhalten. Immer bereit, mich in dieser Beziehung zurechtweisen zu lassen — denn wer, und insonderheit welcher Oesterreicher, hätte nicht immer noch etwas zu lernen, wenn es sich um reines, gutes, correctes Deutsch handelt? — habe ich die Gewohnheit, auch meinerseits zuweilen ein Wort, das mir just auf der Zunge liegt, zu Gunsten der lieben Muttersprache zu sagen, kann ich es, um bei obigem Gleichniß zu bleiben, nicht unterlassen, dann und wann ein wenig an einer Saitenschraube unseres gemeinsamen Instrumentes zu drehen, wenn ich finde, daß darauf zu viel gestümpert wird und es in Folge dessen verstimmt ist. —

Man hat die Zeitungen als die Schule der Sprachverderbniß angeklagt, und die Journalisten selbst sind immer bereit gewesen, sich in dieser Beziehung anzuklagen, alle Schuld auf Rechnung der großen Eile setzend, in welcher sie arbeiten müssen.

Und doch möchte ich die Zeitungen nicht allzusehr in diesem Sinne verurtheilen. Es muß anerkannt werden, daß gerade in den Zeitungen namentlich im Feuilleton, viel sorgfältig Ausgearbeitetes, stilistisch Gediegenes geboten wird, und der Durchschnitts-Bücherstil ist nicht besser, ist vielleicht schlechter als der Stil unserer namhafteren Blätter.

In dem Punkte der Nachlässigkeit also und der eigentlichen Sprachschneider möchte ich für diesmal auf die Mitschuld der Tagespresse kein allzugroßes Gewicht legen, und wenn ich durchaus bei dieser Gelegenheit auch ihr einen Vorwurf machen soll, so möchte ich ihr statt desjenigen, den man ihr alle Tage macht, und den sie sich selber macht, lieber einen andern machen, auf welchen sie wahrscheinlich gar nicht gefaßt ist. Ich möchte nämlich so im Vorbeigehen es einmal sonderbar, höchst sonderbar finden, daß unsere Blätter, dieselben, die doch alle mehr oder weniger, dem realistischen Zuge der Zeit folgend, sich gegen die classischen Studien und die todtten Sprachen ereifern, ja nicht selten mit den längsten Artikeln die Nothwendigkeit, Latein und Griechisch endlich aus den Gymnasien zu verbannen, beweisen — daß diese fort und fort, ja mehr und mehr in einer Sprache schreiben, die es thatsächlich nur den Kennern des Lateinischen und Griechischen, und aller modernen Cultursprachen obendrein, möglich macht, sie zu lesen und zu verstehen.

Wie man vor Zeiten die Bibel den Christen zwar als das Wort Gottes und als den Inbegriff dessen, was der Mensch wissen darf und glauben soll, hinstellte, ihnen aber nicht gestattete, dieselbe in einer gemeinverständlichen Sprache

zu lesen, so wollen heutzutage die Zeitungen zwar als das Evangelium der modernen Zeit betrachtet werden, entziehen sich aber dem Verständniß der profanen Menge durch eine Art weltlicher Ritualsprache, welche nur den Eingeweihten verständlich ist.

Und doch wird von mancher Seite wieder behauptet, man wolle den gemeinen Mann zur Theilnahme an den politischen Angelegenheiten heranziehen; auch wünscht in der That der Nichtstudirte, der Gewerbs- und Geschäftsmann, sagen wir gerade heraus das Volk, nicht ohne Kunde zu leben von dem, was in der Welt und im constitutionellen Staat vorgeht. Nun möchte ich aber wissen, wie viele Jahre der arme Tropf, der kein Griechisch und kein Latein versteht, wohl braucht, um sein Localblatt verstehen zu lernen, und sich bei dem Kauderwelsch von Belleitäten und Incompatibilitäten, von Perhorrescirungen, Reactivirungen und Approvisionirungen, Meloriationen und Sanirungen, bei den peremptorischen Enunciationen, bei den opportunen und nicht opportunen Compromissen, bei den irrelevanten und minimalen Details, bei den Postulaten und Momenten, den Stranzigenten und Irredenten, bei Chauvinismns und modus vivendi und hundert andern schönen Sachen, die ihm nicht etwa hier und da, sondern in jeder Zeile begegnen, überhaupt etwas, und nun gar das Rechte zu denken?

Und bei dieser Sprache, welche die Zeitungen reden, will man die alten Sprachen aus dem Gymnasium verbannen? Im Gegentheil, man wird das Studium derselben in die Volksschule einführen müssen! —

Die Sprache, welche unsere Zeitungen reden, ist übrigens dieselbe, welcher sich unsere Volksvertreter bedienen; ja ich

möchte behaupten: die eigentliche Münzstätte für all' die Fremd- und Neuwörter, von welchen die Zeitungen wimmeln, ist — in den Rednerbühnen der „Landstuben“ und Reichs-„Kammern“ zu suchen. Auf diesen Rednerbühnen dünkt sich jeder um so klüger, glaubt um so größer und imposanter dazustehen, je entschiedener er seine biedern Collegen auf der Bauernbank zwingt, ihn mit offenem Munde, statt mit offenen Ohren anzuhören. Ein rechter Volksvertreter stellt sich immer so, als glaube er vor einer Versammlung von Staatsmännern, Juristen, Nationalökonomien und Finanzgelehrten zu sprechen — was durchaus nicht der Fall; so schmeichelt er scheinbar den minder Gelehrten durch die hochgelehrte Sprache, die er mit ihnen spricht, während er sie im Stillen zu beschämen hofft, und jedenfalls verblüfft er mit unverständlichen Reden mehr Zuhörer, als er mit verständlichen überzeugt.

Drollig aber ist's, wenn ein Kämpfe des Deutchthums auf der Tribüne steht, und in den gewähltesten lateinischen und französischen Ausdrücken jammert, die deutsche Sprache sei in Gefahr! Ach Gott, die deutsche Sprache kommt nicht dadurch in Gefahr, daß die Czechen und Magyaren nicht genug deutsch lernen wollen, sondern dadurch, daß es auch die Deutschen nicht wollen! —

Wie der Priester am Altare, der Jurist auf der Tribüne, so spricht auch der dritte Facultätsgelehrte, der Arzt, am liebsten griechisch und lateinisch, und wenn er nicht anderswo Gelegenheit findet, so thut er es wenigstens in den Todtenlisten der Zeitungen — namentlich in kleineren Städten — indem er statt der alltäglichen und Jedermann

bekanntem Benennungen von Krankheiten häufig ein fußlanges, halbsbrecherisch-gelehrt klingendes Fremdwort gebraucht. So kommt es, daß zuweilen der Laibacher oder Marburger oder Leobner nicht erfahren darf, sein Mitbürger Mayer sei an einer Gedärm- oder Lungenentzündung, oder dessen Kind an Fraisen gestorben, sondern diese Thatsache durch Gebrauch geheimnißkrämischer Worte wie Gastroenteritis, Pneumonia, Eclampsia infantum vertuscht wird. So kommt es ferner, daß z. B. bei einer Frau, von welcher es während ihrer langwierigen Krankheit immer geheißen, daß sie an einer Knochenerweichung litt, hernach „Osteomalacie“ als Todesursache in der Zeitung angegeben ist, was zur Folge hat, daß die hinterlassenen Angehörigen in eine peinliche Verlegenheit gerathen und die Nachbarn bedenklich die Köpfe schütteln; denn es muß doch keine ganz honette Art von Krankheit sein, deren wirklichen, seltsam genug klingenden Namen man früher so sorgfältig verheimlicht hat!

Es wäre übrigens kein so übler Gedanke, wenn die Aerzte gerade für die Todtenlisten den Gebrauch der „todten Sprachen“ besonders geeignet fänden. Aber unsere Gelehrten tragen die Eierschale ihres Schullateins allenthalben, auch wo es weniger paßt, auf dem Rücken mit sich herum, und noch immer lebt mir jener Gelehrte in heiterer Erinnerung, der auf der letzten Naturforscher-Versammlung zu Graz einen Vortrag über den Säuserwahnsinn hielt und dabei durchweg statt „der Säuser“ sein säuberlich „der potator“ sagte! —

Ich habe die bessere Journalistik von der Hauptschuld an der deutschen Sprachverderbnis losgesprochen; muß aber

Hinzufügen, daß in jenem Theil der Zeitungen, welcher sich der redactionellen Verantwortlichkeit entzieht, die eigentlichen Sprachschneider und Provinzialismen ärger als sonst irgendwo ihr Wesen treiben. Ich meine den Inseratentheil. Steht auf der Sonnenseite der besseren Tagesblätter nur hauptsächlich die ausländische Wortflora in allzu üppiger Blüte, so wachsen auf der genannten Rehr- und Nachtseite derselben die eigentlichen sprachlichen Giftbeeren und Giftpilze.

Giftpilze? Ja wohl! Giftbeeren und Giftpilze für den gemeinen Mann, der das Gesunde und Genießbare von dem Ungefunden und Giftigen nicht zu unterscheiden vermag, dem Alles Achtung einflößt, was er schwarz auf weiß findet, und der da glaubt, er bewege sich ganz und gar auf dem Boden der Schriftsprache, wenn er Ausdrücke gebraucht, die alle Tage gedruckt in der Zeitung stehen, wär's auch nur im Inseratentheil.

Nur der Ueberzeugungskraft der Inserate ist es zuzuschreiben, wenn heutzutage selbst der gebildete Steiermärker sich ganz entschieden nicht mehr mit polirten Möbeln begnügt, sondern durchaus „politirte“ haben muß. Wie lange kann es denn noch währen, bis auch die „bereits neuen Röcke“ aus dem Dialekt der Grazer Inserate in die Schriftsprache aller gebildeten Steiermärker übergegangen sein werden? Ist doch auch ein anderer Lieblingsausdruck der Grazer Inseratensprache, das liebliche Wörtchen „Anwurf“ (statt Vorwurf) — von welchem in dieser Bedeutung kein deutsches Wörterbuch etwas weiß — nun allmählig schon zu der Ehre gelangt, aus dem Munde steierischer Abgeordneter im Reichsrathe vernommen, aus der Feder steierischer Publicisten hie und da einmal in einem Wiener Blatte gedruckt gelesen zu werden!

Wenn es unsere Polizeibehörden künftig auf sich nehmen wollten, die Blätter dann und wann wegen grober Vergehen gegen die Sicherheit der deutschen Sprache zu confisciren, so würden sie sich ein noch größeres Verdienst um die menschliche Gesellschaft erwerben als gegenwärtig. Da sie es aber nicht thun werden, so sollten meiner Meinung nach, um die Sprache vor der wachsenden Verderbniß durch das provinzielle Inseratendeutsch zu bewahren, und des öffentlichen literarischen Anstandes halber, die Administrationen der Zeitungen wenigstens in den schlimmsten Fällen eingreifen und entschieden Incorrectes kurzweg durch das Correcte, der Schriftsprache Angemessene ersetzen. Ich glaube nicht, daß der Inserirende einen Proceß gegen das Blatt anstrengen würde — und noch weniger, daß er ihn gewinnen würde — wenn die waltenden Mächte des Inseratenthails sich vermäßen ihm seine „polirtirten“ Möbel in polirte, seine „bereits neuen“ Röcke und Stiefel in fast neue, seine „staunend billigen“ Siebensachen in erstaunlich billige zu verwandeln.

Wie schwer es übrigens den Redactionen fallen muß, im redactionellen Theile der Blätter bei den Artikeln aus hundert verschiedenen Federn den Stil auch nur in dem Maße, als es der Fall ist, correct und gleichmäßig zu erhalten, davon kann nur Derjenige sich eine Vorstellung machen, der einmal Gelegenheit gehabt, eine größere Anzahl von literarischen Manuscripten durch seine Hände gehen zu lassen.

Vor einigen Jahren, bei Gelegenheit der Ausschreibung eines Preises durch ein Wochenblatt, sah ich mich, als einer der Preisrichter, in die Zwangslage versetzt, einige Duzend meist langathmiger Novellen durchzulesen.

Da machte ich eine seltsame Bemerkung. Ich konnte mich nicht genug wundern über die zahlreichen Sprachschneider, welche mir in diesen Manuscripten überall aufstießen, auch in solchen, die sonst nicht eben nachlässig und von Leuten geschrieben waren, denen man weder Talent noch Bildung absprechen konnte. Es waren aber gewisse Fehler, die immer und überall wiederkehrten, Fehler von der Art, wie man sie höchstens in den Hefen nachlässiger Schulknaben zu finden glauben würde.

Ist es denkbar, daß dergleichen Schneider in den Manuscripten dichtender Jünglinge und Männer noch immer vorkämen, wenn sie in den Hefen der Schulknaben gehörig ausgemerzt worden wären?

Je mehr ich die Sache in Erwägung zog, desto entschiedener mußte ich mir sagen, der Hebel zu einer gründlichen Besserung in dieser Beziehung sei nirgendwo anders als in der Schule anzusetzen.

Wir sind doch stolz auf unsere Schulen! Wie kommt es, daß sie in diesem Punkte keine besseren Resultate erzielen?

Man klagt, daß die Schüler der Mittelschulen überbürdet sind. Vielleicht sind es die der Volksschulen nicht weniger. Es wird da vielleicht zu viel, zu vielerlei gelehrt, Manches, wofür das kindliche Gehirn noch nicht Bindungen genug besitzt; und was den deutschen Sprachunterricht anlangt, so bewegt er sich vielleicht zu sehr in einem abstracten Formelwesen, das nicht Zeit genug übrig läßt für das Nothwendigste: die strenge und feste Einübung des richtigen Gebrauchs der Muttersprache.

Der leichte Franzose, der heißblütige Italiener sind gewiß keine Pedanten, aber sie halten streng auf die Reinheit und Correctheit der Sprache. Es wird also keine Pedanterei, keine engherzige Schulmeisterei sein, zu verlangen, daß auch im Deutschen der wunderbare Bau, den die unbewußte Logik des Sprachgefühls geschaffen, nicht durch willkürliches, gedankenloses und lässiges Gebahren verwüstet werde. Warum sollte gerade in unserer Sprache ein regelloses, unsicheres Schwanken aller Sprachformen platzgreifen, von welchem andere gebildete Völker sich frei zu halten wissen?

Die Schule kann in diesem Punkte nicht Alles, und nicht Alles auf einmal leisten. Es würde sich empfehlen, um den praktischen Zweck lieber theilweise als gar nicht zu erreichen, eine bestimmte Anzahl der häufigsten Sprachfehler herauszugreifen, und vorläufig auf Beseitigung dieser mit allem Ernste und aller Energie in der Schule hinzuwirken.

Da aber nun die häufigsten Sprachfehler natürlich auch schon am öftesten gerügt worden sind, so ist es im Grunde eine große Trivialität, davon zu reden. Aber so lange nicht bloß keine Abnahme eben dieser Fehler zu spüren ist, sondern dieselben sogar immer üppiger wuchern, ist es Pflicht für Jeden, dem die Muttersprache kein leerer Schall, den Schwankungen und Regellosigkeiten derselben mit jener Entschiedenheit entgegenzuwirken, mit welcher, wie gesagt, andere gebildete Völker ihre Sprachformen feststehend, logisch und rein zu erhalten suchen.

Und so ergeht denn an Euch, sehr werthe und geehrte Meister unserer Schulen, die Bitte: Ihr möchtet, da nicht

zu verlangen, daß Ihr die gesammte Sprachwildniß auf einmal ausrodet, zunächst und vorläufig Euch mit der gründlichen Ausreutung der folgenden, besonders häufigen und tief eingewurzelten Sprachunkräuter befassen:

Erstens seid gebeten, die fehlerhaften Beugungen der Zeitwörter, zumal des Imperativs, bei Euren Schülern streng zu verpönen, ihnen immer und immer wieder einzuschärfen, daß man nicht „komme“ sagen soll, sondern „komm“, nicht „gebe“, sondern „gib“, nicht „nehme, sehe, vergesse, empfehle, trete, esse, helfe, berge, schelte“, sondern „nimm, sieh, vergiß, empfehl, tritt, iß, hilf, birg, schilt“; desgleichen sie wiederholt und eindringlich zu warnen vor andern fehlerhaften Zeitwortformen, wie, „haltet“ statt hält, „rathet“ statt „räth“, „siedete“ statt sott.

An zweiter Stelle empfehle ich Eurer wachsamem, nachsichtslosen Strengem die bekannte schöne Verwechslung der Fürwörter am und auf. Sollte es denn unmöglich sein, werthe und geehrte Herren, der lieben Jugend es fürs ganze Leben gehörig einzutrichtern, daß der nun schon überall zu hörende, überall zu lesende Ausdruck „am Lande“ ein grober Schnitzer ist und bleibt? Ist es unmöglich, daß Ihr sie den Unterschied festhalten lehrt zwischen „am Wege“ und „auf dem Wege“, „am Berge“ und „auf dem Berge“? daß Ihr ihnen auf Nimmervergessen begreiflich macht, es sei eine ganz verschiedene Sache, am Fenster und auf dem Fenster, am Tische oder auf dem Tische, am Altare oder auf dem Altare zu stehen? —

Man hört ja sogar auch schon sagen: „am Stadtpark“!! —

Was helfen uns die pompösen Schulpaläste, die man in unseren Tagen errichtet, wenn man darin nicht einmal lernt, daß man „komm“ und „sieh“ sagt und „auf dem Lande?“

Die dritte große Warnungstafel ist aufzustellen vor den immer mehr grassirenden falschen Endungen nach Vorwörtern: „wegen dir“ — „ohne dir“ — „statt dir“ u. s. w. Sollte sich dagegen gar nichts mehr thun lassen? —

Und endlich: Soll der deutsche Sprachgenius wirklich ohnmächtig sein jenem fatalen „würde“ gegenüber, jenem würde in Verbindung mit wenn, oder nach den Ausdrücken der Grammatik: „jenem umschriebenen Conditional“ im bedingenden Satze, welcher correcter Weise nur im bedingten seine Stelle hat? „Wenn ich wissen würde, daß er zu Hause ist, so ginge ich zu ihm!“ „Wenn er das nicht sehen würde, so müßte er blind sein!“ „Wenn einer ihn ermorden würde —“. Oder gar an die Spitze des Satzes gestellt: „Würde der Berg unmittelbar aus der Ebene aufsteigen, so würde er noch größer erscheinen!“ „Würde ich Zeit haben, so u. s. w.“ Oder im Wunschsatze: „Würdest du ihn nur kennen!“ „Ach, würdest du mich doch mehr lieben!“ — Gefällt Euch das? Wirklich? Und meint Ihr, es sei nicht einzusehen, warum die umschriebene Form des Coniunctivs der halbvergangenen Zeit nicht überall für die einfache sollte stehen können? Ei, dann weiß ich nicht, warum man z. B. nicht auch sagen sollte: „Er hatte gehört, daß ein Todter in der Straße liegen würde — statt „läge“. Nach ein paar Jahrzehnten wird es auch wohl nicht mehr angehen mit Schiller zu singen:

„O daß sie ewig grünen bliebe,
Die holde Zeit der jungen Liebe!“

sondern man wird lieber sagen:

„O daß sie ewig grünen bleiben würde —“

Die angeführten Beispiele, namentlich die letzteren, dürften doch wohl beweisen, daß die einfache Form des Conditionals und die Umschreibung mit „würde“ nicht völlig gleichwerthig sind, daß ein feiner Unterschied ihrer Bedeutung herauszufühlen ist, man also Diejenigen nicht kurzweg abweisen darf, welche behaupten, daß das „würde“ nicht im bedingten, wohl aber im bedingenden Satze ihrem Sprachgeföhle zuwider ist.

Diese umschreibende Form des Conditionals im bedingenden und im Wunschsatze, die man in der ganzen Entwicklungszeit unseres Hochdeutsch von Luther an, sowie in unserer classischen Literaturzeit, nur ein paar mal, in höchst vereinzeltten Fällen, findet, ist seit etlichen Jahren bei Vielen zur förmlichen Lieblings- und Modesache geworden. Man trifft sie in allerneuester Zeit sogar schon bei Solchen, die sich im Uebrigen eines guten Stils befleißigen. Ich gehöre nun keineswegs zu Denjenigen, welche der Sprache das Recht der vernünftigen Fortbildung oder Bereicherung aberkennen wollen; aber ich werde gegen jede Neuerung ankämpfen, welche nicht auf Verschönerung und Bereicherung, sondern auf Verhäßlichung oder Verkümmern und Verarmung der Sprache hinausläuft. jene beliebte Umschreibung mit „würde“ ist nicht schön: sie klingt in vielen Fällen eher schleppend und schwerfällig; und sie trägt bei zur Verkümmern, Verarmung der Sprache: denn durch den reißend

überhandnehmenden Gebrauch der umschriebenen Form wird die ursprüngliche, einfache, schöne, organische Form des Coniunctivus Imperfecti immer mehr vernachlässigt und außer Cours gesetzt. Der Teufel kann dem Kreuze nicht sorgfältiger ausweichen, als viele heutige Schriftsteller einem „spänge“, „höbe“, „grübe“, „ginge“, „zöge“. Das ist eine positive Schädigung der Sprache — eine Preisgebung ihres Formenschatzes — eine Verstümmelung ihrer Glieder. Wir beklagen seit der Blüthezeit des Mittelhochdeutschen den Verlust so mancher schönen, lebendigen Sprachform; sollen wir nun auch diese verlieren und uns mit der schwerfälligen Umschreibung begnügen? —

Dies also wären, geehrte Herren Volksschullehrer, vorläufig die hauptsächlichsten Punkte, in Beziehung auf welche ich Euch bitten wollte, kräftig Eures Amtes zu walten. Ist es zu viel verlangt? In drei bis vier Jahren läßt sich ja doch etwas ausrichten. Vielleicht bleibt Euch sogar noch einige Zeit übrig, besonders klugen und fleißigen Schülern einige der häufigsten „Austriacismen“ als solche zu kennzeichnen, ihnen einzuprägen, daß man in guter deutscher Sprache nicht schreibt: „der Gefertigte“ (st. der Unterzeichnete), „beiläufig“ (st. ungefähr), „an oder auf etwas vergessen“, „sich anfragen“, „einbegleiten“, „angezeigt“ (st. angemessen), „ein sicherer“ (st. ein gewisser), „sich verkühlen“ (st. sich erkälten), „diesfallig“ und „diesbezüglich“, „nachdem“ in der Bedeutung von da oder weil, „ämtlich, stichhältig, beanständen“ (st. amtlich, stichhaltig, beanstanden), „Personale, Locale, Materiale“ (st. Personal, Local, Material). Gelegentlich könnt Ihr ihnen auch das Un Sinnige gewisser

Rede- und Schreibweisen zu Gemüthe führen, „wie außs gerade Wohl“ (st. außs Gerathewohl). Ja, mit einigen besonders drolligen Wendungen könntet Ihr die verständigeren Jungen sogar erheitern und belustigen, wie z. B. mit der bekannten Theaterreferenten-Phrase von der „selten schönen Stimme“ einer Sängerin — was ein Lob sein und soviel bedeuten soll als eine Stimme „von seltener Schönheit“: so daß demzufolge auch ein „selten nüchterner Mensch“ ein Mensch von „seltener Nüchternheit“ wäre.

Für einen ausführlicheren „Antibarbarus,“ d. h. eine Uebersicht der vorkommenden fehlerhaften, sowohl grammatischen als syntaktischen Wendungen wäre Platz in den höheren, den Mittelschulen. Und es sollte an einem solchen nicht fehlen! Denn die bloße Lehre des Correcten allein führt nicht zum Ziele: das Fehlerhafte muß in der Schule nicht bloß vorkommenden Falls corrigirt werden, sondern es ist im Voraus desselben Erwähnung zu thun, ausdrücklich darauf hinzuweisen und immer von Neuem davor zu warnen. Die Regel sollte statt: Sage „hält“! wirksamer laute Sage nicht „haltet“ — sondern „hält“! — Es ist in der Grammatik wie in der Ethik besser, das Gebot in die Form eines Verbotes zu kleiden, und schon in den Geboten Moses heißt es anstatt: „Schone das Leben deiner Mitmenschen,“ kräftiger und eindringlicher: „Du sollst nicht tödten“.

Bur Erwidern in Sachen der Muttersprache.

Als ich die „Bitte an unsere Volksschullehrer“ in P. K. Roseggers „Heimgarten“ veröffentlicht hatte, erging es mir wie einem Abgeordneten nach einer wirksamen Parlamentsrede. Man beglückwünschte mich, man drückte mir die Hand, viele versicherten mich, ich hätte ihnen aus der Seele gesprochen. Was aber das Schönste: ein Blatt sprach mir namentlich seine volle Zustimmung aus in Betreff meiner Bemühungen zur „Elimination der Fremdwörter!“ —

Seine volle Zustimmung zur „Elimination“ der Fremdwörter! So stand es wörtlich gedruckt.

Spiegelte sich in der sprachlichen Form dieser Zustimmung nicht so recht das Schicksal meines Aufsatzes im Allgemeinen: theoretische Anerkennung und praktische Erfolglosigkeit? —

Auf praktischen Erfolg hatte ich übrigens von vornherein wenig gerechnet. Ich hatte mir nicht eingebildet, daß die „politirten Möbel“ und die „bereits neuen“ Röcke aus den Inseraten der Localblätter verschwinden würden; ich hatte nicht verlangt, daß die Grazer Frau Mama nicht mehr

mit ihrer Tochter „am“ Stadtpark spazieren gehen sollte; ich hatte nicht einmal gehofft, etwas dazu beitragen zu können, um die Ehre der bedauernswerthen Sängerinnen mit der „selten schönen“ Stimme zu retten. Ein wenig verblüfft hat mich bloß dies, daß gerade nachdem ich diese Recensenten-Redensart von der „selten schönen Stimme“ durch die Bemerkung ad absurdum geführt zu haben glaubte, wenn eine Sängerin mit selten schöner Stimme eine solche von seltener Schönheit der Stimme sei, so müsse ein selten nüchterner Mensch ein Mensch von seltener Nüchternheit sein — daß zufällig gerade da der Reporter eines Residenzblattes mir die Waffe aus den Händen wand, indem er es fertig brachte, den verstorbenen Professor Skoda wirklich einen — „selten nüchternen“ Mann zu nennen. . . .

Der Wiederabdruck meines Artikels in der „Pädagogischen Zeitschrift“, herausgegeben vom Herrn Bürgerschuldirector Hans Trunk in Graz, war mir ein schätzbarer Beweis von Anerkennung in Lehrerkreisen. Die Klagenfurter „Pädagogischen Stimmen“ brachten einen darauf bezüglichen Aufsatz, der auch einige höfliche Gegenbemerkungen enthielt, und ein Anonymus sendete mir, damit jede Art von Kundgebung vertreten sei, durch die Post einen Brief voll „göttlicher Grobheit“.

Ich war auf lebhaftere Kundgebungen von früherer Gelegenheit her vorbereitet und gerade auch auf Widerspruch.

Vor ein paar Jahren veröffentlichte ich in Janke's „Deutscher Revue“ einen Artikel „über irrationale Bestandtheile der deutschen Sprache“, worin ich mich unter Anderem über gewisse wunderliche Redensarten ausließ, mit welchen

wir zwar eine conventionelle Bedeutung verbinden, deren eigentlicher Sinn und Zusammenhang aber nur den Gelehrten bekannt, oder auch nicht bekannt und ein Gegenstand ihres Streites ist — Redensarten, welche man gedankenlos nachspricht, und welche daher die Gedankenlosigkeit befördern. Wir sagen: „über den Löffel barbieren“, „in die Pfanne hauen“, „in die Schanze schlagen“. Was soll hier der Löffel, was die Pfanne, was die Schanze? Nur der Gelehrte weiß, daß Schanze hier verderbt ist aus la chance. Eine solche für uns sinnlose Redensart ist auch: „mit Kind und Regel“. Was soll hier der Regel? Nur der Gelehrte weiß, daß „Regel“ im Mittelalter das Kind eines — Rebsweißes bedeutete. Wenn also der ehrsame Bürgermann K. irgendwo mit „Kind und Regel“ gewesen, so war er da mit seinen ehelichen und — unehelichen Kindern. Schönes Compliment für Herrn K.! Was sagt seine legitime Frau dazu? — Als einmal die Notiz eines deutschen Blattes: „Daraufhin gaben die Minister Knall und Fall ihre Entlassung“ von einem französischen Blatte übersetzt wurde: „alors les ministres Knall et Fall donnèrent leur demission“, da lachten die Deutschen. Aber die Franzosen lachten auch, als sie hörten, daß die Deutschen noch viel wunderlichere Redensarten hätten, Redensarten, die sie selber nicht verstünden, geschweige daß ein Ausländer sie verstehen sollte.

Als ich nun in jenem Artikel erklärt hatte, daß ich kein Freund von unverständlichen Redensarten sei und es nicht sehr bedauern würde, wenn man dieselben veralten und aussterben ließe, da fing es im philologischen Wespennest zu schwirren und zu surren an. Ein norddeutscher Schulmann

schrieb eine Brochüre darüber, die ich aber leider nicht zu Gesicht bekam, und die „Neue freie Presse“ brachte einen Aufsatz, in welchem ein offenbar gebildeter und unterrichteter Mann sich der geschmähten Redensarten annahm. Ich hatte auch den Ausdruck „zu Paaren treiben“ unter denjenigen aufgeführt, welche wir „papageienmäßig nachsprechen, ohne uns darüber eine vernünftige Rechenschaft zu geben“. Das wunderte den Verfasser des polemischen Artikels. „Diese Redensart“, ruft er aus, „ist doch so anschaulich, als man nur irgend verlangen kann. Nicht einen einzelnen Gegner, sondern gleich mehrere in die Flucht schlagen — bedarf das eines Commentars?“ — „Zu Paaren treiben“, heißt also gleich mehrere in die Flucht schlagen? paarweise in die Flucht schlagen? Und das nennt der Gegner eine anschauliche Redensart? Hat er schon einmal von paarweise fliehenden Feinden etwas gesehen oder gehört? — Im Uebrigen ist „Paaren“ hier verderbt aus dem altdeutschen *parno*, mittelhochdeutsch *barn*, die „Futterkrippe“. Hans Sachs schreibt noch „an den barn treiben“, das heißt so viel, als Jemand zu seiner Krippe treiben, gleich einem Thier, das dem Stalle entflohen ist. — Daß der Herr Verfasser des Artikels dies nicht wußte, ist sehr verzeihlich; daß er sich aber die Redensart in so seltsamer Weise, wie erwähnt, zurechtlegt, sollte sich darin nicht schon etwas von jener Gedankenlosigkeit ankündigen, welche, meiner Ansicht nach, durch den Gebrauch unverständener, für uns also sinnloser Redewendungen gefördert wird? —

Doch um von diesen älteren auf meine neuesten Erfahrungen zurückzukommen, muß ich gestehen, daß die an

mich gerichtete Epistel des Herrn Michael Konacher in den Klagenfurter „Pädagogischen Stimmen“ gut und anziehend geschrieben ist, aber in der Höflichkeit etwas zu weit geht und den praktischen Einfluß meines „Donnerns“ entschieden überschätzt. Außerdem muß ich mich einiger Punkte halber mit ihm auseinandersetzen. Er findet meine schöne Bitte doch nicht schön genug, und glaubt ein klein wenig von „geringschätzender Ironie“ dahinter wittern zu sollen. Das thut mir herzlich leid. Wenn irgend welche Ironie in meinem Aufsatz lag, so kehrte sich die Spitze derselben wahrlich nicht gegen die Schule, sondern, offen gestanden, gegen Diejenigen, bei welchen ich die groben Sprachschneider geschrieben und gedruckt fand, und die ich zu beschämen glaubte, indem ich sie gleichsam in die Volksschule zurückschickte. Auch ging ja meine „Bitte“ nicht eigentlich dahin, daß die Volksschullehrer die Sprachfehler ihrer Schüler corrigiren sollten, denn das versteht sich von selbst und das thun sie ja auch; sondern ich sagte: Da es unmöglich ist, alles Sprachunkraut auf einmal auszureuten, wie wär' es, wenn die Lehrer zunächst auf die häufigsten und schlimmsten Sprachschneider ihr Augenmerk richteten und vorläufig diese mit aller Energie auszumerzen sich bestrebten? — „Auch Hamerling hat“, sagt Herr Konacher, „wenn auch nur kurze Zeit, doch lange genug in der Schultube gewirkt, daß er hätte erkennen müssen, welche Danaidenarbeit es ist, manche Sprachregeln dem jugendlichen Geiste einzuprägen“. Ganz richtig, mein sehr geehrter Herr! auch ich habe in der Schultube öffentlich gewirkt, und gar nicht so „kurze Zeit“, als Sie zu glauben scheinen, sondern volle dreizehn Jahre

lang, und eben die Erfahrungen, die ich bei meinem Bemühen, junge Lateiner und Griechen heranzubilden, gemacht, sind das Motiv der Beschränkung, die ich mir bei meiner „Bitte“ auferlegte, indem ich den Lehrern rieth, ihre Aufmerksamkeit zunächst nur auf das Wichtigste und Nöthigste; aber mit aller Strenge, zu richten. „Chi troppo abbraccia, nulla stringe“.

Gerne stimme ich Herrn Monacher bei, wenn er weiterhin sagt: „Was hilft die Schule, wenn das Kind im Hause wieder das Schlechte zur Regel gemacht sieht?“ Aber ich füge hinzu: „Was helfen Schule und Haus, wenn der Knabe, der Jüngling, der Mann die Fehler, die man ihm in der Schule gerügt, in Büchern gedruckt findet, bei Schriftstellern, die nicht einmal zu den schlechten gehören? Einen leidlich gut geschulten Kopf wird die Sprache seiner häuslichen Umgebung nicht allzu sehr irre machen; er weiß, daß sie nicht die correcte ist. Aber der Sprachgebrauch der Schriftsteller muß ihm Achtung einflößen, und wenn er bei diesen findet, was ihm als fehlerhaft bezeichnet worden, wenn er in jeder nächstbesten gedruckten Erzählung auf Wendungen stößt, wie „komme“, „am Lande“, „wegen dir“, wie soll da sein Glaube an die Regel nicht wankend werden?

„Manche incorrecte Ausdrücke“, sagt Herr Monacher, „sind schon so eingebürgert, daß man Gefahr läuft, belächelt zu werden, wenn man sie richtig schreibt. So verhält es sich mit den Austriacismen: „einbegleiten“, „angezeigt“, „diesbezüglich“, „beanständen“, „der Gefertigte“, „an oder auf etwas vergessen“, „sich anfragen“; diese Ausdrücke

genießen schon des Ehrenbürgerrechtes". Des Ehrenbürgerrechtes? Dagegen muß ich Verwahrung einlegen. Entweder halten wir die hochdeutsche Mundart als Schriftsprache fest und vermeiden Ausdrücke, die man in Deutschland draußen nicht versteht und die in keinem deutschen Wörterbuch vorkommen, oder wir geben, so weit die deutsche Zunge reicht, einem Jeden das Recht, in den Local-Ausdrücken seiner engeren Heimat, seiner Provinz, seiner Stadt, seines Geburtsdorfes zu schreiben. Ich dünkte aber, der Willkür und der Verwirrung sei schon genug in unserer Sprache, in unserer Orthographie, in unserer Metrik und in unsern Grammatiken sogar, die, wie Herr Konacher ausdrücklich klagt, in der Angabe des Correcten durchaus nicht immer einig sind.

Recht hat wieder Herr Konacher, wenn er bemerkt, daß von solchen Dingen „das Heil der Nation“ nicht abhängt. Bloß das Heil der Sprache hängt davon ab, und das ist zwar nicht viel für den Deutschen, aber am Ende doch etwas und der Rede werth. Dichter von durchaus nicht trockenem Wesen, von Gemüth und lebhafter Phantasie, wie Klopstock und Jean Paul, schrieben ganze Bücher in Sachen der Muttersprache, und wer möchte die italienischen oder französischen Schriftsteller Bedanten schelten, weil sie an das Organ ihres Wirkens, die Sprache, ein fleißigeres Studium und eine größere Sorgfalt wenden als in der Regel wir Deutsche?

Mit der Höflichkeit der Klagenfurter Epistel steht die kurzangebundene Art des anonymen Grazer Briefes in einem charakteristischen Gegensatz. Dieser Anonymus, ein offenbar

noch junger Mann, weiß vielleicht gar nicht, wie grob er ist. Sein kritisches Lexikon besitzt nur ein einziges Wort: „Unsinn!“ Das wirft er mir wiederholt an den Kopf und damit schmettert er mich zu Boden. Niemals fühlte ich mich so klein, als nachdem ich seine Zeilen gelesen. Ich erholte mich erst wieder, als ich mich besann und merkte, daß dieser gewaltige Donnergott doch nur Tintenflege statt Blitze schleuderte, und statt des königlichen Adlers auf seiner Schulter ein viel harmloserer Vogel sich wiegte, dessen Name zuweilen als Schimpfwort dient, weshalb ich ihn lieber nicht nenne.

„Politirte Möbel“, sagt er mir, „sind mit Tischlerpolitur bearbeitete, während polirte auch mit Bimsstein geglättete sein können“.

Wahrlich ein recht sinnreicher Einfall, die Möbel, wenn sie mit Bimsstein polirt sind, polirte, wenn sie aber mit der bei Tischlern üblichen Tinctur polirt sind, politirte zu nennen! — Allein da meines Wissens Möbel überhaupt nicht mit Bimsstein polirt werden, so denkt thatsächlich in ganz Deutschland kein Mensch bei „polirten Möbeln“ an mit Bimsstein geglättete, sondern versteht darunter eben das, was unser Volk in seinem Dialekt „politirte“ Möbel nennt. Die sprachliche Unterscheidung ist daher vollkommen überflüssig.

Und weiter belehrt mich der Anonymus: „Politirt ist hergeleitet von politura.“ Nein, mein lieber junger Herr, politirt kommt nicht von politura; da müßte es politurirt heißen, etwa wie „censurirt“ von censura. Auch bildet man regelmässiger Weise niemals das Zeitwort vom Hauptwort,

sondern umgekehrt dieses von jenem. „Politirt“ ist also eine ganz uncorrecte, unorganische Form, welche niemals in der guten Sprache Aufnahme finden könnte.

Auch meine Mittheilung, daß sich der deutsche Sprachgebrauch für Local, Personal zc. entschieden habe, statt Locale, Personale, nimmt der Anonymus sehr unwirsch auf und behauptet kurzweg das Gegentheil. „Local“, ruft er aus, „muß das Beiwort, Locale das Hauptwort heißen! Denn wie könnte man sonst das Beiwort vom Hauptwort unterscheiden?“ — Er bedenkt nicht, daß diese von ihm geforderte Unterscheidung sogleich wieder in die Brüche geht, wenn man das Beiwort „local“ mit einem Hauptworte verbindet: „die locale Behörde“, „das locale Verhältniß“. Man könnte also mit gleichem Rechte sagen: Das Hauptwort muß „Local“ heißen, damit man es von dem Beiwort „der, die, das locale . . .“ unterscheide.

Zulezt schnauzt der Anonymus mich an: „Und was die termini technici der Aerzte betrifft, so nennen Sie sich künftig Lehrer statt Professor i. P.“ — Diesen Rath würde ich nicht ungerne befolgen, schon um mir ein etwas jüngeres Ansehen zu geben. Denn da nach einer etwas wunderlichen, aber thatsächlichen bestehenden Verordnung in Oesterreich ein Docent an gewissen höheren Lehranstalten zunächst zum Lehrer ernannt, der Titel „Professor“ aber ihm, wahrscheinlich um ihn allmählig an den Glanz desselben zu gewöhnen, erst drei Jahre nach seiner Anstellung officiell verliehen wird, so würde mich die Anrede „Lehrer“ in meine schönste Jugendzeit zurückversetzen, was immer angenehm wäre. Nur wäre zu fürchten, daß mein Beispiel zu viele

Nachahmer fände, daß z. B. sämtliche Majore künftig lieber wieder auf ihre frühere Rangstufe zurückgingen und schlechtweg Hauptleute heißen wollten, bloß weil Hauptmann ein gutes deutsches Wort ist, Major aber ein lateinisches. Ja, es könnte am Ende gar ein Minister auf den Einfall kommen, sich aus puristischer Gewissenhaftigkeit auf gut deutsch „Bedienter“ nennen zu lassen, weil dies ungefähr die Uebersetzung des lateinischen Wortes „minister“ ist. —

Uebrigens war es mir niemals eingefallen, alle Fremdwörter verbannen zu wollen; ich gebrauche ja selbst welche, und ich hatte nur gefragt, warum man in den Todtenlisten Morbus Brightii statt Bright'sche Krankheit lese, und warum ein Mediciner in einem deutschen Vortrage über den Säufersinn der „potator“ statt der „Säufer“ sagen müsse?

Die Schönheit im Tricot.

„Da schöne Weiber selten sind“ — „essendo carestia di belle donne“ — schrieb an den Grafen von Castiglione der Fürst der Maler, Raphael Sanzio von Urbino, „da schöne Weiber selten sind, so bediene ich mich einer gewissen Idee, die meinem Geiste vorschwebt.“ Er hatte kurz vorher die Galathea vollendet, die, wie Kunst-richter zugestehen, Alles überstrahlt, was wir von nackten weiblichen Gestalten besitzen. Er war also ein Mann, der sich auf Schönheit, vielleicht wie vor und nach ihm Keiner, verstanden hat; und er behauptete, daß „schöne Weiber selten sind“. Ueberdies berichtet Federico Zuccharo: Soleva dire Rafaele che il pittore ha obbligo di far le cose non come le fa natura ma come ella le dovrebbe fare.“ — „Wär's möglich?“ ruft Mancher vielleicht aus; „Mangel an schönen Frauen sogar in Italien, dem Wunderlande, wo doch nach alter Ansicht die Natur in der Menschengestalt einen wenn nicht reizenderen, doch kunstgemäßerem Typus ausprägt?“ — Glücklicherweise haben wir zur Entscheidung der Frage jetzt den Herrn „Professor“ Paul B. aus Turin, der mit einer Truppe von erlesenen weiblichen

Schönheiten auf Reisen gegangen ist und „lebende Bilder“ producirt. Der arme Raphael, er fand für seine Galathea kein Modell, und Herr B. aus Turin besitzt, wie die Enthusiasten versichern, ein ganzes Duzend von lebendigen Galatheen im Tricot! Sollte dadurch die These von der „carestia di belle donne“ nicht kläglich über den Haufen geworfen werden?

Doch besehen wir uns die Sache etwas näher. Hinter den Schaufenstern einer hiesigen Kunsthandlung findet sich die Cohorte der B.'schen Schönheiten in naturgetreuen Photographien ausgestellt. Man kann sich da die stehenden, ruhenden, mannigfach gruppirten Gestalten im Costüm ihres Metiers mit Muße betrachten. Wir unsererseits möchten uns über diese Photographien einige Bemerkungen erlauben, die der geneigte Leser sich gefallen lassen mag, wenn er auch nicht gleich merken sollte, wo wir damit hinauswollen. Warum über die Photographien? hören wir fragen; warum nicht über die Gestalten selbst in Fleisch und Blut, wie sie sich im Theater lebhaftig zur Schau stellten? Pardon! wir haben gute Gründe, uns eben an die Photographien zu halten. Die photographisch festgebannten, treu wiedergegebenen Conturen — und auf Conturen kommt es bei Beurtheilung der Schönheit doch wohl zumeist an — scheinen uns unverfänglicher, untrüglicher, sprechender und lehrreicher als das Original-Phänomen in seiner aufdringlichen Lebhaftigkeit hinter den Lampen. Es spielen bei letzterem zu viele fremde Elemente mit hinein. Man beurtheilt Statuen und Bilder objectiver als warmes Fleisch und Blut. Die Beleuchtungseffecte der Bühne fälschen die Lineamente

unverhüllter Gestalten, lassen sie in den magischen Strömungen des grellen und unruhigen Lampenscheins verzittern, und die kleinen frivolen Geister des Cancans, die heutzutage die Bretterwelt umschweben, verbreiten eine Markose durch das schwüle Haus, die das ästhetische Urtheil einullt, während sie die Sinne allarmirt. Ein Weib, das Cancan auf der Bühne tanzt, scheint den Männern immer eine Venus; ein Schlingel, mager oder dickleibig, der im Tricot zu Koffe steigt und unter rauschenden Klängen der Musik durch den Circus hinsprengt, scheint den Frauen unter allen Umständen ein vatikanischer Apollo.

Also weg mit dem sinnverwirrenden Blendwerk der Prosceniumslampen! Betrachten wir uns den in Rede stehenden Bruchtheil von Vertreterinnen der Schönheit im Tricot, die Gesellschaft des Herrn B., nicht auf der Bühne, sondern, aus ästhetisch-kritischen Rücksichten, im photographischen Conterfei. Es ist ein gewagtes Unternehmen, weibliche Schönheit öffentlich zu beurtheilen, obgleich diese Damen sich's eigentlich nicht verbitten dürfen, denn da sie ihre Schönheit öffentlich ausstellen, so müssen sie sich auch öffentlich recensiren lassen. Damit wir indeß aller Verantwortlichkeit um so sicherer ausweichen, lassen wir den geneigten Leser selbst urtheilen. Sieh Dir also, geneigter Leser, diese Bilder einmal genauer an. Findest Du, daß die Gesichter irgendwo bedeutend, edel, Träger eines idealen Ausdrucks sind? Nun, wenn etwa nicht, so werden vielleicht die Leibesformen entschädigen, die ja nicht so wie das Antlitz einer Bergeistigung von innen heraus bedürfen. Findest Du da nicht bloß angenehme Fülle, sondern auch

Feinheit und edlen Schwung der Linien, jenen Rhythmus der Formen, den wir in Kunstwerken begegnen? Was sagst Du hier zu der Taille, hier zu den Hüften, hier zur Dicke des Beins über den Knöcheln? Pflegen die Maler diese Theile so zu zeichnen, wenn sie wirklich Schönes zeichnen wollen? Findest Du in diesen Gestalten echte, beseeelte Grazie der Haltung, der Stellung, der Bewegung? — Ich merke, geneigter Leser, daß Du über diese Gewissensfragen einigermaßen in Verlegenheit geräthst. Vielleicht wirst Du geltend machen, daß der Tricot, in welchem die Gestalten photographirt sind, die feineren Conturen verdirbt und die Formen wie in einen Sack gesteckt erscheinen läßt. Allerdings gibt nur nasses Gewand die Umrisse des Fleisches getreu und völlig wieder. Aber wenn der Tricot das Beste verdirbt, so corrigirt er auch das Mittelmäßige; wer kann sagen, ob diese B.'schen Damen durch den Tricot verloren oder gewonnen haben? und wenn ich Deine Verlegenheit recht verstehe, lieber Leser, so findest Du in besagten Gestalten ein Deficit an echter, idealer Schönheit, das in keinem Falle ganz auf Rechnung des Tricots zu setzen ist.

Die Damen der Gesellschaft des Herrn B. sind nicht die Einzigen, die uns ohne Brüderie ein volles, umfassendes Urtheil über natürliche Weiblichkeit gestatten. In allen photographischen Auslagen kann man Bilder sehen, die uns Pariser Schönheiten, Theaterphrynen u. dgl. im herausforderndsten Negligé, in den ungezwungensten Attitüden zeigen. Wir nehmen uns nun heraus, zu behaupten, daß in diesen Photographien nackter und halbnackter Gestalten die liebe Natur meist ein entschiedenes Fiasco macht,

ausgenommen für diejenigen, denen das Reizende und Ueppige mit dem Schönen überall identisch ist. Ja, wir behaupten, daß der Raphael'sche Satz von der Seltenheit wahrhaft schöner Weiber durch die unverhüllten Schaustellungen der Weiblichkeit in unseren Tagen nur bestätigt wird. Die Verwechslung des sinnlich Reizenden und Ueppigen mit dem echten Schönen wird nachgerade so allgemein, daß es uns zeitgemäß scheint, auf den Unterschied einmal, wenn auch nur flüchtig andeutend, hinzuweisen.

Es gibt ein Bild von Albrecht Dürer, welches die Fortuna vorstellt: eine ganz unverhüllte Frauengestalt. Dies Bild frappirt durch die meisterhafteste Naturtreue der Zeichnung. Jeder, der es erblickt, wird ausrufen: „Das ist sie, die gemeine nackte Wirklichkeit, bis ins kleinste Detail der Erfahrung abgelautet, ohne einen Hauch von Idealisierung!“ Wir sehen ein unschönes, aber kräftiges Weib in seiner Reife. Es wird auf Manche verführerischer wirken, als die mediceische Venus. Die mediceische Venus ist eine Göttin: wir können sie uns nicht bekleidet denken; Dürer's Fortuna ist ein häusliches Weib, das seine Kleider abwerfen und Modell stehen mußte. Diese Nacktheit verletzt die Scham, — sie ist unsittlicher, als die Leda oder Jo des Correggio. Nur dem Mutterchooß idealer Künstlerphantasie entstiegene Gestalten sind den Gesetzen der Sitte und Convenienz enthoben.

Wir respectiren die liebe Natur, aber seit sie sich den Schleier vom Leibe reißt, und durch Frechheit mit der göttlichen Freiheit der Kunst rivalisiren will, scheint es uns gebührend, sie in ihre Schranken zurückzuweisen. Die

Mänade soll nicht die Venus, der Satyr nicht den Halbgott ersetzen wollen, und in den Orgien trivialer Augenlust soll uns der Sinn für stille und lautere Schönheit nicht ganz abhanden kommen.

Der Ritter von Pimpelshausen.

Aus dem Skizzenbuche.

Ich hatte es übernommen, für die befreundete Familie eines reichen Finanzbarons einen Hofmeister ausfindig zu machen.

Ein junger Doctor der Philosophie und Privatgelehrter, der den lächerlichen, kindisch klingenden und wenig versprechenden Namen Pimperl führte, wurde mir empfohlen und vorgestellt. Ein ganz armer Teufel; sah aus wie ein Bettelstudent. Aber, wie man mir sagte, nicht ohne schätzbare Anlagen und Kenntnisse.

Ich wollte mir den jungen Mann erst ein wenig ansehen, ihm auf den Zahn fühlen, verschob es also einige Tage ihn, dem Banquier und seiner Familie zuzuführen.

Der Mensch war von einer fabelhaften Unbeholfenheit und Schüchternheit und sein Aeußeres von Hause aus ziemlich drollig.

Seine Gestalt war unansehnlich, aber er besaß eine ungewöhnlich starke, ich möchte sagen, „felferne“ Nase.

Da er immer tief erröthete, wenn er in Verlegenheit war, so ließ sich seine eigentliche Gesichtsfarbe nicht genau bestimmen.

Er trug eine scharlachrothe Halsbinde und ein ursprünglich blaues, im Laufe der Jahre aber, unter dem Einflusse des Sonnenlichts, fast bis zu mattem Grau verschoffenes Röckchen, das, um die Schultern und um die Achseln viel zu enge, den ganzen Menschen noch schwächtiger und gedrückter erscheinen ließ, als er schon von Natur war. Mit dieser Gepreßtheit und dem auffallend kurz geschorenen Haar stand die breite, rothe Halsschleife und der lange Schnurbart in einigem Contrast.

Ein gewisser Widerspruch lag überhaupt in dem Wesen des jungen Mannes. Er hatte z. B. kleine, zarte Hände, aber große Füße, mit plumpen Stiefeln daran, welche die Aengstlichkeit, mit welcher er auftrat, noch auffälliger und drolliger machten.

Er sprach leise und stockend und seine Bewegungen waren wie die eines Menschen, der zum ersten mal in seinem Leben mit angeschnallten Schlittschuhen auf dem Eise steht. Zuweilen aber, auf Augenblicke, sprach er mit einer gewissen Erregtheit, bewegte sich mit einer Art nervöser Hast. Es war, als ob er sich seiner Kleinmüthigkeit schämte, sich zur Energie gewaltsam aufraffen wollte, aber vergeblich. Er schnellte immer wieder in sich zurück wie ein ausgezogener Kautschukstreifen. Er sah aus wie die Ohnmacht, die sich selbst gern ohrfeigen möchte, wenn sie nur nicht zu schwach dazu wäre.

Befand er sich im Affect, so brachte er kein ordentliches Wort hervor, verfiel in ein krampfhaftes Würgen und drehte dabei das Köpflein, wie ein an Rheumatismus leidender Kanarienvogel.

Es kam der Tag, an welchem ich ihn bei dem Banquier einzuführen versprochen hatte. Ich mußte lächeln, als er sich zu diesem Behufe, sorgsam, aber ziemlich abenteuerlich herausstaffirt, bei mir einfand. Er hatte sich auch sorgfältig rasirt, aber in der Eile und mehr noch in der Angst hatte er sich ein halbes Duzend mal in die Haut geschnitten, und da er die Schnittwunden, um die Blutung zu stillen, mit kleinen Stückchen Zündschwamm bedeckt hatte, so sah er aus, als ob der bekannte Spongiologe Professor Oscar Schmidt eine seiner Anstalten für künstliche Schwammzucht im Gesichte des armen Gelehrten errichtet hätte.

Ich hörte förmlich sein Herz klopfen, als ich den unsicher neben mir her Torkelnden und Zögernden in den Salon des Banquiers hineinschob.

Zum Unglück hatte er seine Beine für diese Gelegenheit in ein neues Stiefelpaar gesteckt, das entsetzlich knarrte, was ihn, während wir die halbe Länge des Saals der sich vom Sopha erhebenden Hausfrau entgegenschritten, sichtlich zur Verzweiflung brachte. Ein paar Mal blieb er rathlos stehen, als überlege er, ob er bei so bewandten Umständen weiter gehen könne und dürfe. Aber er mußte doch immer wieder einen Anlauf nach vorwärts nehmen, und da er sich auf alle Weise bemühte, das vorlaute Getreisch seiner Stiefel zum Schweigen zu bringen, so machte er auf dem Parquet Capriolen, als ob er auf glühenden Metallplatten wandelte.

Die Frau des Hauses, eine dicke, leutselige Dame, hieß uns niedersitzen. Mein Client folgte zuletzt der wiederholten Aufforderung und nahm, nach der bekannten

Gepflogenheit der Leute seines Schlages, bescheiden Platz auf der Kante des Sessels.

Ich sprach für ihn — in dem doppelten Sinne des Wortes.

Er selber brachte kaum ein Wort hervor, verfiel bei jeder an ihn gestellten Frage, kirschroth im Gesicht, in sein krampfhaftes Würgen, als steckte ihm ein großer Knochen im Halse.

Als ihm die beiden Knaben vorgestellt wurden, bei welchen er das Pädagogenamt antreten sollte, verbeugte er sich tief vor denselben, wobei der Stuhl, auf dessen Kante er saß, in ein bedenkliches Schwanken nach vorn gerieth.

Die leutfelige Hausfrau suchte vergebens durch freundlichen Zuspruch ihn zu erimuthigen. Er verbeugte sich nur immer, und als die Dame zuletzt das Gespräch auf die monatliche Entlohnung brachte, die man ihm anbiete, und einen Betrag nannte, der weit über die Erwartungen des armen Teufels hinausging — plauz! da kippte der Sessel wirklich vorn über, und der freudig Betroffene glitt blitzschnell hinter den Tisch hinab, wie ein Theatergeist in die Bersefenkung. Ebenso blitzschnell tauchte er freilich wieder empor, und nahm seinen alten Platz auf der Kante des Stuhles wieder ein, und einen Moment schien er, mit dem Muth der Verzweiflung um sich blickend, sich der leisen Hoffnung hinzugeben, der kleine Zwischenfall sei vielleicht gar nicht bemerkt worden. Als ihn aber das Schmunzeln der erschrockenen Hausfrau und das laute Gelächter der Knaben vom Gegentheil überzeugte, sah der Aermste mehr todt als lebendig aus, was mich veranlaßte, der Vorstellung

ein Ende zu machen und ihm durch Erheben vom Sitze das Zeichen zum Aufbruch zu geben.

Unter wiederholten tiefen Verbeugungen stieß er beim Fortgehen mit dem Hintertheil seines Leibes an einen Schrank, drehte sich verlegen um, stammelte ein unwillkürliches „pardon“ und fuhr über die Stelle des glänzend polirten Möbels, an welche er gestoßen, mit dem Armel hin, als ob er sie rein wischen müßte von seiner Berührung . . .

Im Vorzimmer trat er dem Bedienten, der ihm den Ueberrock darreichte, auf die Zehen, so daß demselben ein halblauter Schmerzensruf entfuhr, und ich mußte dem unglückseligen Jüngling unter den Arm greifen, um ihn fortzuführen, da er allen Halt verloren hatte und Miene machte, die Treppe hinabzufallen.

Mir blieb die ganze lächerliche Vorstellungsscene geraume Zeit in heiterer Erinnerung. Indessen kümmerte ich mich doch weiterhin nicht viel um das schüchterne Doctorchen mit dem lächerlich klingenden Namen. Ich hörte nur noch ganz zufällig, daß man recht wohl mit ihm zufrieden war, und daß man ihm alles mögliche Vertrauen schenkte, daß er aber seine Schüchternheit noch immer nicht ablegte.

Nicht lange hernach trat ich meine große Reise nach Brasilien an.

Sieben Jahre verstrichen, bevor mein Stern mich wieder ins Vaterland zurückführte.

Auf der Reise durch A. fand ich die große Stube des Gasthofes zur „Goldenen Sonne“ wimmelnd von Bürgersleuten, die beim Glase Wein in lebhafter Debatte begriffen waren.

So viel ich merken konnte, handelte sich's um einen Abgeordneten des Parlaments, welcher heute in dem Städtchen erwartet wurde, um vor seinen Wählern eine Rede zu halten und sich zu rechtfertigen. Dieser Abgeordnete hatte sich, wie ich aus den geführten Reden entnahm, zum „enfant terrible“ des Parlaments gemacht, war allgemein gefürchtet seiner Rücksichtslosigkeit wegen, der maßlosen und häufig ganz unparlamentarischen Aeußerungen wegen, mit welchem er die Minister in Wuth, und seine eigenen Parteigenossen in Verlegenheit setzte. Eine seiner letzten Ausschreitungen, die jeden nicht durch den Schild der Volksvertreterschaft Gedeckten vor die Gerichte gebracht haben würden, hatte einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen und sogar unter seinen Wählern so viel böses Blut gemacht, daß ein Theil derselben ihm ein Mißtrauensvotum zu senden sich bemüßigt glaubte. Das hatte ihn nun veranlaßt, eben diesen seinen Wählern seinen Besuch für den Tag anzukündigen.

Es wurde lebhaft hin und her gestritten. Die Einen bestanden darauf, man müsse den zügellos verwegenen Abgeordneten zur Niederlegung seines Mandates zwingen, die Andern meinten, es hätte doch auch seinen Nutzen, wenn es im ganzen Parlament mindestens Einen Mann gäbe, der kein Blatt vor dem Mund nähme und es dem Volke durch seine stenographirten Reden möglich machte, Dinge schwarz auf weiß im Zeitungsblatt zu lesen, die sonst kein Mensch sagen oder drucken dürfte, bei Verlust seiner Freiheit oder gar seines Kopfes. —

Jetzt kam ein Wagen herangerollt und hielt vor dem Wirthshause.

„Da ist er! hurrah! da ist er!“ scholl es von allen Seiten. Wirth und Diener eilten dem Ankömmling entgegen.

Der Abgeordnete stieg aus dem Wagen und verneigte sich sehr leutselig-bescheiden, ja fast ein wenig linksch und verlegen, als seine Anhänger ihn mit einem lebhaften Hoch begrüßten. Er wich der Menge sichtlich aus und huschte mit einer gewissen ängstlichen Hast hinter dem Wirth her, der ihm auf seinen Wunsch ein Gemach im oberen Stockwerk anwies.

Die Züge und das ganze Wesen des Mannes erinnerten mich ein wenig — ich wußte nicht gleich an wen? Endlich befann ich mich: sie erinnerten mich an den von mir in das Haus des Banquiers eingeführten biederen Privatgelehrten und Hofmeister.

Ich bemerkte dies meinem Tischnachbar, einem Bürger des Ortes, und nannte den Namen des Hofmeisters.

„Nein!“ rief dieser mit einem bedeutsamen Lächeln; es ist Le chevalier de Pimpelshausen! So steht es zu lesen auf seiner Visitenkarte. Denn er ist seit Kurzem geadelt.“

„Mit jenem Privatgelehrten,“ sagte ich, „kann derselbe doch wohl auf keinen Fall identisch sein; denn der hatte nicht das Zeug in sich zum kühnen Parlamentsredner.“

Da lächelte der Nachbar wieder. „Der kühne Parlamentsredner von heute, versetzte er, „ist nichtsdestoweniger identisch mit jenem einstigen schüchternen Privatgelehrten und Hofmeister. Ich habe ihn selbst auch gar wohl gekannt in seiner früheren Laufbahn.“

„Der junge Mensch,“ fuhr er fort, „wurde allerdings von Jedermann für eine Null angesehen, belächelt und zum

Theil sogar verhöhnt. Alle Welt vertraute ihm unbedingt, betrachtete ihn als ein schlechterdings willenloses, beinahe sächliches Wesen. Der Banquier gab ihn seinen Töchtern auf kleinen Reisen als Begleiter und Tugendwächter mit, ja, hätte ihn unbedenklich in den Gemächern derselben schlafen lassen. Dies unbegrenzte Vertrauen auf seine Nullität begann den Menschen heimlich zu wurmen — und war es nun, daß der im Stillen an ihm nagende Aerger allmählig ihn völlig verwandelte oder nur seine wirkliche und ursprüngliche Natur zum Vorschein brachte, genug es ist Thatsache, daß . . . nun, Sie werden es mir nicht glauben, aber es ist wirklich so, und der Teufel weiß, wie es zuging, daß dieser junge Mann in demselben Hause, in welchem er beim ersten Besuch aus Schüchternheit vom Stuhle fiel, nach Jahresfrist die ganze Familie beherrschte, die Dienerschaft terrorisirte, seine beiden Ehen heimlich und öffentlich mit den kräftigsten Prüffen regalirte und schließlich — die älteste Tochter des Banquiers entführte! Der Banquier machte nach einiger Zeit gute Miene zum bösen Spiel, und durch die reiche Mitgift des Mädchens wurde der arme Schlucker zum vermöglichen Manne.

Was Natursache bei ihm war, das behielt er jetzt mit bewußter Absicht bei. Als er merkte, daß man ihn gerade seiner anscheinenden Bescheidenheit und Harmlosigkeit wegen, auf die Empfehlung der Wortführer und „fiseurs“ hin, die sich seiner als eines Strohmannes zu bedienen gedachten, in die verschiedensten Comités und Commissionen wählte, stellte er sich noch zahmer und harmloser, und wenn er dann fest im Sattel saß, so kehrte er das Rauhe heraus,

stürzte Diejenigen, die ihn gefördert hatten, und errang sich eine dominirende Stellung.

Noch immer fand er welche, die sein scheues Wesen in Sicherheit wiegte, bis sie durch einen Zug ungeahnter Energie des Mannes, oft zu ihrem Schaden, überrascht wurden und merkten, daß hinter dieser schüchternen Unbeholfenheit eine sehr willenskräftige und intrigante Natur sich berge.

Nun ließ er sich ins Parlament wählen.

Bei seinem ersten Debut als Redner wurde er ausgelacht und mußte abtreten. Jetzt erbleichen die Minister auf ihren Sizen, wenn er die Tribüne besteigt, und nehmen, wenn er gar zu heftig gegen sie donnert, wohl gar Reißaus ins Büffet hinaus, versichernd, wenn man sie fragt, warum sie nicht hören wollten, was dieser Volksvertreter spricht, sie hörten es auch draußen deutlich genug". . .

So der Nachbar. Jetzt mischten sich auch Andere ins Gespräch, und Einer gab noch eine ganz hübsche, bezeichnende Anekdote aus des Doctors Junggesellenjahren zum Besten.

Er galt als ein Tugendmuster und schien sich niemals an ein weibliches Wesen heranzuwagen. Als aber ein Freund ihn deshalb aufzog und ihn bald darauf bei seiner Geliebten, einer Tänzerin, einführte, geschah es, daß, als der Freund nach acht Tagen wieder bei der Tänzerin vorsprach, das Doctorchen den Kopf aus der Thür derselben streckte und in ihrem Namen jenen barsch abwies mit den Worten: „Fräulein X. ist heute für Niemand zu sprechen!“

Man lachte und der Eine verwies auf das Sprüchlein: „Stille Wasser sind tief“, der Andere citirte: „Er hat es faustdick hinter den Ohren“.

Ich ließ mir das Alles erzählen und notirte mir hernach den Raub vorläufig mit diesen paar Strichen ins Skizzenbuch.

Ich werde ihn im Auge behalten, diesen Ritter von Pimpelshausen, und mich gar nicht wundern, wenn mir der bescheidene, stille, anspruchslose Mann nach einigen Jahren als allvermögender Minister, oder an der Spitze eines revolutionären Volkshaufens, oder als gefürchteter Hauptmann einer großen Räuberbande in den Abruzzen begegnet.

Eine Station meiner Lebenspilgerschaft.

Wer im Herzen des niederösterreichischen „Waldviertels“ auf der Landstraße, welche von Krems über Gföhl nach Zwettl führt, sich dem letztgenannten Städtchen bis auf eine halbe Stunde genähert hat, der sieht aus einer romantischen Niederung am Saume grüner Wälder die blanken, schlanken Thürmzinnen einer hohen Kirche emportauchen. Es ist die Kirche des Cistercienserstiftes Zwettl, des Monasterium Beatae Mariae Virginis in clara valle, einer frommen Stiftung Hadamars, aus dem bekannten, wildkühnen Rittergeschlechte derer von Chuenring. Nicht in der Stadt Zwettl ist dies Stift gelegen, wie unser C. G. v. Leitner in einer seiner Balladen irrthümlich annimmt; es ist ein durchaus selbständiger Ort, wenn auch in nur halbstündiger Entfernung von jenem gleichnamigen, gleichfalls malerisch gelegenen Städtchen.

In diesem Stifte habe ich vier Jahre — von 1840 bis 44, vom zehnten bis zum vierzehnten Jahre — als Sängerknabe zugebracht.

Noch liegt es vor mir in unverbläster Erinnerung, das schöne, stille Kloster mit den hervorragenden Mauern am Ufer des kleinen aber waldfrisch brausenden Kamp — noch

sehe ich es vor mir mit seinem weiten äußeren Hofe und dem schon enger umschränkten, in dem welt-abgeschiedenen Bezirk des Convents überleitenden inneren Hofe. Noch sehe ich in der Mitte des letzteren den großen Springbrunnen und dicht daran die geräumige Hütte des gewaltigen, löwen-ähnlichen „Sultan“, dem wir Knaben das goldgelbe Fell ungestraft zausten und streichelten. Und unter dem Thorwege des äußeren Hofes sehe ich noch, als verkörpertes Bild des Entrücktseins über Welt und Zeit, die uralte, halbblinde, aber mit zitternden Händen noch immer drauflosnähende Witwe des Thorwarts sitzen — sehe sie unbefangen, wie sie pflegte, die vorübergehenden Geistlichen ersuchen, gleichviel, ob es der jüngste Novize oder der würdige Abt des Stiftes selber war, ihr die Nadel einzufädeln — sehe den Abt so gut wie die jüngsten Novizen lächelnd den Wunsch der Greisin erfüllen! —

Glänzende Stimmittel und virtuose Kehlfertigkeit waren es nicht, was mir die Aufnahme als Sängerknabe ins Stift verschaffte. Der Schullehrer und Regens chori des Stifts, ein tüchtiger Musiker, Namens Kießner, drückte bei meiner Prüfung ein Auge oder vielmehr ein Ohr zu und versicherte, wenn ich nur erst mit der Stimme heraus wollte, so würde ich trillern wie eine Nachtigall. Aber ich verschmähte nach meiner Aufnahme es hartnäckig, mit der Castratentugend einer trillern- den Nachtigallstimme prunken zu wollen, und der wackere Regens chori zürnte mir deshalb nicht. Er hatte mich trotzdem lieb und nicht ein einziges mal in vier Jahren beging er die Taktlosigkeit, durch die an mich gestellte Zumuthung, ein Solo auf dem Chore zu singen, das schöne Einvernehmen, das

zwischen mir und ihm bestand, auf's Spiel zu setzen. Mein Grundsatz blieb nach wie vor: niemals so laut zu singen, daß Jemand neben mir behaupten konnte, ich hätte falsch gesungen.

So war ich denn Sängerknabe, trug ein graues Säckchen mit blauen Aufschlägen, graue Beinkleider, und, wenn ich nicht irre, eine graue Kappe mit blauen Borduren. Unser Amt war der Kirchengesang auf dem Chore; dafür genossen wir nicht bloß ganze Verpflegung, sondern auch den Unterricht der vier ersten Gymnasialclassen, an welchen immer auch einige Externe theilnahmen; nur mußten wir uns jedes Jahr vom Kremser Gymnasium durch Ablegung einer Prüfung gültige Zeugnisse holen.

Es wollte dem armen, zehnjährigen Mutterjöhnchen anfangs an dem fremden Orte gar nicht gefallen! Kaum vermöchte ich zu sagen, warum ich mich denn gar so unglücklich fühlte; ich weiß nur, daß ich es mir zum Gesetz machte, jeden Tag beim allgemeinen Frühgebet an die Heimat zu denken, und daß mir dabei ein halbes Jahr lang jedesmal vor Wehmuth die Augen feucht wurden . . . Es ist eine schwere Aufgabe für einen zehnjährigen Jungen, sich in einer Welt ohne Mutter zurechtzufinden, nachdem ihm bis dahin die Mutter und ihr Stübchen die Welt gewesen.

Ach, das traurige, einsame Schlafgemach! — Wir hatten nämlich jeder ein gesondertes Schlafzimmer, während uns bei Tage ein gemeinschaftliches Zimmer, das unmittelbar an die Wohnung unseres „Präfecten“ stieß, vereinigte. In mond hellen Nächten war dieses Schlafgemach so schauerlich! Die Fenster gingen auf die hochragende Kirche und auf eine Mauer mit Bildern des Leidensweges Christi hinaus, dessen Gestalten wunderbarlich im fahlen Lichte zu glänzen und sich

zu regen schienen. Einige Todesfälle im Stifte regten meine empfängliche Phantasie lebhaft an und ich verfiel einer der peinlichsten Torturen, welchen das Menschengemüth ausgesetzt ist — der Gespensterfurcht. Ich verlebte schreckliche Nächte. Zuletzt ging ich zum Präfecten und bat ihn gerade zu, mir zu sagen, ob es Geister und Gespenster gebe. Er erwiderte mit ehrlichem Achselzucken, er wisse es nicht. Aber wo mich Alles im Stiche ließ, fand mein Uebel in dem eigenen Uebermaß seine Schranke und seine Heilung. Wieder einmal lag ich nämlich, im Angstschweiß des Gespenster grausens gebadet, mit geschlossenen Augen schlaflos im Bette. Plötzlich hatte ich das Gefühl, als ob ein Finger sich sacht auf meine Stirn legte. Das wäre nun wohl, sollte man denken, der Moment für mich gewesen, vor Schreck zu vergehen. Seltsamerweise geschah das Gegentheil. Die Angst war wie weggeblasen; ich öffnete die Augen und blickte furchtlos im leeren, monderhellten Gemach umher. Ich erzähle die Sache, wie sie mir in der Erinnerung vorschwebt, unfähig zu sagen, wie sie etwa psychologisch zu erklären sein möchte.

Das einsame düstere Schlafzimmer hatte aber doch auch seine schöne erfreuliche Nacht — einmal im Jahre! Einmal im Jahre wurde es nämlich geheizt — am Weihnachtsabend. Natürlich rauchten die der Heizung ungewohnten Defen — aber was lag daran? Es war dennoch ein Fest, auf welches wir uns das ganze Jahr hindurch freuten, wenn die goldenen Weihnachtsflammen in den Kaminen lustig flackerten und knisterten — ganz wie zu Hause im mütterlichen Stübchen — und die spielenden Lichter im Gemach ihren Goldschein auch über die duftigen Aepfel und sonstigen

Früchte warfen, mit welchen am heiligen Abend unsere Zinnschüssel in der Klosterküche gefüllt wurde.

Ja, die einsame, nur einmal im Jahre schöne Schlafstube! und dann — der einförmige Tageslauf in den engen, geschlossenen Räumen! Schulstunden mit Studirstunden abwechselnd und nur Viertelstunden der Erholung dazwischen! Wöchentlich nur ein paarmal Spazierengehen, mit Ballspiel und andern kleinen Ergötzlichkeiten im Freien! —

Ich war bei meinem Eintritt ins Stift unter meinen Collegen der letzte, rückte aber bald zum vorletzten vor. Es bestand nämlich zwischen uns Sängerknaben eine Rangordnung, welche zunächst durch die Zeit des Eintritts ins Stift bestimmt war, aber nach persönlichem Verdienst und Mißverdienst im Belohnungs- und Strafwege verändert wurde. Ich gehörte zu Denjenigen, welchen es oblag, Mittags und Abends mit den Zinnschüsseln über den Hof hin nach der Stiftsküche zu wandern, wo uns verabreicht wurde, was man unsere Mittags- und Abendkost nannte: ein Gemisch von guten und schlechten Bissen, wie es ein großer Haushalt immer erübrigt; in der einen Schüssel Suppe, in der andern ein Ragout von Fleischstücken jeder Herkunft, Sorte und Gestalt, und eine Tunte darüber von gleichfalls unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Art, des Geschmacks und vielleicht auch des Alters. Waren diese beiden Schüsseln auf den gemeinsamen Tisch gestellt, so eigneten wir uns den Inhalt derselben in der durch die Rangordnung bestimmten Reihenfolge an. Vom Festen stocherte sich der „Erste“ natürlich das Beste heraus, nach ihm der Zweite das Nächstbeste u. s. f. Dem Letzten blieb

oft nur eitel Gebein und Flechsen; aber das fand er so natürlich, daß es ihm nicht einfiel, dagegen zu murren, sich höchstens dadurch angespornt fühlte, nach einer höheren, besser dotirten Stufe in der Rangliste emporzustreben.

Lange bekleidete ich den Rang des Vorletzten im halben Duzend. Da ereignete sich aber eines Tages etwas höchst Merkwürdiges, bis zu dieser Stunde für mich noch Unaufgeklärtes. Meine fünf Collegen wurden nämlich in das Zimmer des Präfecten gerufen, bestanden dort ein Verhör, von welchem kein Laut mein lauschendes Ohr erreichte, und bekamen schließlich jeder, der Aufseher miteingeschlossen, einen solennen „Schilling“ aufgemessen. Ueberdies wurde der Aufseher seines Amtes entsetzt und dasselbe zu meiner unbeschreiblichen Ueberraschung mir, als dem zur Zeit einzig Gerechten, übertragen. Es wurmt mich noch heute, daß ich niemals erfahren, was die Schuldigen heimlich verbrochen. Nur meiner Jugend kann ich es zuschreiben, daß sie mich gerade in diesem Falle nicht von der Partie sein ließen. So blieb ich um einen „Schilling“, aber auch um Gott weiß was für eine schöne Erfahrung ärmer!

Ich war demnach, als glücklicher Emporkömmling, vom Vorletzten zum Ersten, zum Aufseher vorgerückt, hatte trotz Kleinheit und Jugend die ziemlich weitgehende Macht in Händen, und den früheren Aufseher, den zornigen langen Schlingel, der mich jeden Morgen gezwungen hatte, meine Hände zweimal zu waschen, indem er nach dem erstenmal behauptete, sie seien nicht rein genug — bloß weil sie nicht so schön krebseroth waren wie die seinigen — den konnte ich jetzt „herausknien“ lassen, so oft ich wollte. Ich mißbrauchte

aber meine Stellung nicht und regierte ein paar Jahre lang mäßig, gerecht und weise. Meiner Regierungsperiode wurde in ihrem späteren Verlaufe sogar ein besonderer Glanz durch eine eigenthümliche Großthat verliehen. Ich gab meinen Unterthanen nichts Geringeres als eine Art von Constitution. Es war nämlich unter uns, wie das unter Knaben nicht selten der Fall ist, die Gepflogenheit der Angeberei etwas zu stark eingerissen. Jeder Einzelne lief, wenn es ihm eben beliebte, zum Präfecten, und denuncierte, über den Kopf des Aufsehers hinweg, den Einen oder den Andern seiner Collegen. Diesem Uebelstande trat ich mit einer kühnen Neuerung entgegen, indem ich ein Angebergesetz erließ, welchem zufolge Keiner mehr sich direct an den Präfecten mit einer Anzeige wenden durfte, sondern die Anklage erst in einer der hierzu wöchentlich gehaltenen Sitzungen vorbringen mußte, worauf die Mehrheit entschied, ob die Sache vor den Präfecten gebracht werden solle oder nicht. Der Präfect selbst konnte, obwohl ein wenig verduzt, der Neuerung seinen Respect nicht versagen und ertheilte ihr Rechtskraft durch seine Genehmigung.

Er war doch sonst nicht allzu nachgiebig, nicht allzu mild, der Herr Präfect Vater Ferdinand Schojer! Es war ein Charakterfester, tüchtiger, verständiger, in seiner Art sehr schätzenswerther Mann, ein Freund der Ordnung und der strengen Regel, der vielleicht nur in der Mengstlichkeit ein wenig zu weit ging, mit welcher er die vorzeitige Entfaltung jugendlicher Phantasieflügel niederzuhalten suchte. Die Grenzen des Schulunterrichts wollte er nicht überschritten sehen, ließ kein Buch poetischen, unterhaltenden oder

belehrenden Inhalts in unsere Hände gelangen, und nur in den Ferien gönnte er uns einen Blick in das „Pfennigmagazin“ oder in Surende's „Vaterländischen Pilger“. Energievoll als Erzieher, verstand er es doch auch, beglückende Gnadenstrahlen auszusenden und sich ein Knabenherz durch gewinnende Güte zu verpflichten. Vom wohlbestellten Tische des Convents brachte er oft Backwerk, Obst und andere Kleinigkeiten mit auf sein Zimmer, belohnte damit die Guten, oder theilte den Vorrath in sechs Häufchen und rief uns in der Freistunde zu sich hinein. Es wählte dann Einer nach dem Andern der ordnungsmäßigen Reihe nach sein Häufchen, prüfte Alles und behielt das Beste oder was übrig blieb.

Frühmorgens fünf Uhr ging der Präfect von einem Schlafgemache zum andern, um uns aufzuwecken. Dieses Wecken ging in einer Anzahl von sinnreichen, ein für allemal feststehenden Normen vor sich. Vom neckischen Zupfen am Ohrläppchen und scherzender Ermunterung bis zum bloßen frostigen Deffnen der Thür und Ausstoßung eines articulirten, oder — eine Stufe tiefer — eines unarticulirten Lautes, und bis ganz hinunter zum schweigenden, aber zornigen Aufreißen der Thür und lautem Wiederzuschlagen derselben lief eine Scala von Schattirungen, welche für Jeden die Thermometergrade der Gunst oder Ungunst des Vorgesetzten mit fast mathematischer Schärfe markirten.

Des pädagogischen Rechtsmittels der persönlichen Züchtigung bediente sich Vater Ferdinand ohne alle Brüderie, wobei er nur, im Interesse des Stiftseigenthums,

die Hosen schonte. Grundsätzlich vollzog er keine Execution, dieser Art, ohne den Delinquenten zu veranlassen, jene äußere Hülse abzustreifen und die Heilkraft des spanischen Rohres unmittelbar auf sich wirken zu lassen. Ich weiß nicht, ob diese Schläge jedem von uns genügt haben; aber — die Gerechtigkeit verlangt dies zu sagen — mir ist auch kein Fall erinnerlich, daß sie Einem geschadet hätten. Keiner von uns ist, so viel ich weiß, deshalb ein „feiger Slave“ geworden, und ich bin überzeugt, daß Einer, der als Knabe nicht ein paar Hiebe mit Spartanermuth zu ertragen gelernt hat, auch später den Schicksalschlägen nicht so gefestigt wie der früh Geprüfte gegenübersteht.

Das schwerste aller Borgewitter des Präfecten, deren ich mich entsinne, entlud sich gleich in den ersten Jahren meines Aufenthaltes im Stifte über meine eigene Person. Aber mein Verbrechen war auch in der That kein geringes; es war, wie der Präfect es nannte, ein „Diebstahl“ — genauer gesehen war es mehr als das: ein Einbruch — ein Raub also! Ich wußte zufällig, daß gedruckte und beschriebene Blätter an einem Orte aufgestapelt lagen, welcher dem Präfecten vorbehalten war und welchen keine Menschenseele außer ihm betrat. Bücher und Manuscripte reizten mich damals umsomehr, je strenger aller Lesehoff aus unserer Nähe verbannt war. Die verwünschte Neugier nun, die ungestillte Sucht nach Gedrucktem und Geschriebenem verleitete mich, eine hohe, hölzerne Zwischenwand zu überklettern, den Leib durch eine schmale, nicht fest genug verwahrte Oeffnung zu zwängen, dreift bis ins Innerste jenes Raumes vorzudringen und eine Musterung der Papiere vorzunehmen.

Ich hatte im „Pfennigmagazin“ etwas von den Klöstern des Athos gelesen und von den werthvollen Manuscripten, welche die Gelehrten dort aufgefunden. Leider fand ich unter dem Papierwust, den ich durchstöberte, weder die verloren gegangenen Bücher des Livius, noch sonst irgend welche werthvolle Codexreste, aber doch ein vergilbtes Manuscript von Belang: ein Liebesgedicht — ein Gedicht „An Ida“ — abgeschrieben von der Hand des Präfecten — offenbar schon vor langer, langer Zeit, ohne Zweifel in seinen Studentenjahren. Ein Gedicht „An Ida“, abgeschrieben — gleichviel wann — von dem jetzigen Todfeinde alles Gereimten, von dem jetzigen hochwürdigen Herrn Präfecten Vater Ferdinand Schojer! Mir und Allen, welchen ich das Blatt zeigte, stand der Verstand still! Die Sache machte ungeheures Aufsehen unter uns — sie machte Lärm — einen Lärm, dessen letzte Wellenschläge am Ohr des Präfecten selbst verzitterten. Ich wurde verrathen. Nie habe ich den geistlichen Herrn so zornig, so unerbittlich, so unverföhnlich gesehen! Das erste Wort sprach mit mir natürlich die Binsennympe des spanischen Rohres — aber acht Tage lang mußte ich überdies in Sack und Asche büßen, mit Abstinenzen von Speise und Spiel, mit Knien und Prangerstehen! — „Das war Diebstahl, und Du bist ein Dieb!“ Mit diesen Worten donnerte mich der gestrenge Richter und Rächer immer von Neuem nieder. Er hätte, wie gesagt, mich auch Einbrecher, Räuber nennen können; aber das hätte von einem Kerlchen meiner Sorte doch zu drollig geklungen, und der beschämte Priester, der uns das Lesen von Gedichten wie eine Todsünde verbot, während er

selbst in seiner Jugend nach Herzenslust Gedichte „an Ida“ abgeschrieben — er gönnte mir nicht den Glorienschein, den das Heroische der That über meine Person verbreiten konnte — er qualificirte sie vor der Welt als gemeinen Diebstahl! — Kein Tempelraub ist je härter geahndet worden! Und doch hatte Pater Ferdinand nur sich selbst und die Strenge anzuklagen, durch welche er uns zwang, solche Wege einzuschlagen, um zu den versagten Schätzen der Literatur zu gelangen!

Aber freilich — der Streich war feck und konnte leicht zu noch Schlimmerem führen. Was hätte ich nicht unglücklicher Weise noch Alles finden können! —

Ich hatte einen Gönner und Verwandten im Stifte; einen Oheim meiner Mutter, den Pater Ambros Haßlinger, eine ebenso würdige als sympathische, damals fast in ganz Niederösterreich bekannte und beliebte Persönlichkeit. Pater Ambros galt als die erste geistige Capacität des Stifts — als der „Gelehrte“ desselben, bekleidete das Amt eines Bibliothekars und eines Novizenmeisters, und hatte auch einige, freilich ungedruckt gebliebene historische Werke geschrieben. Aber unter der Kutte trug er das Herz eines Hafis, und hinter den Folianten der Bibliothek hatte er immer Gebinde stehen, welche das erlesenste Maß des Kronlandes bargen — meist Geschenke seiner unzähligen nahen und fernen Freunde. Wenn er einmal zu Wagen einen kleinen Ausflug über Land machte, wie flogen da die schallhaften Grüße nach rechts und links! In jedem Neste seitab von der Straße hatte der joviale alte Herr einen alten Freund, mit dem er einmal beim Becher eine heitere Stunde zugebracht, wenn nicht gar — in allen Ehren natürlich — einen „alten

Schatz." Jeder ehrte, Jeder liebte ihn, Jeder bot dem würdigen Greise gerne den Arm, wenn er einen Freund in der Nachbarschaft besucht hatte und auf dem Heimwege ihm die gichtbrüchigen Beine den Dienst versagten.

Nur wir Beide wußten nichts Rechtes miteinander anzufangen. Wenn ich ihm begegnete und schüchtern, wie ich war, nach seiner Hand tappte, um sie zu küssen, und er sich dann auf eine gemüthliche Plauderei mit mir einlassen wollte, so stand ich da mit hängenden Armen und wußte nichts zu erwidern. Auf das Gemüth eines geistig und seelisch erregten Knaben drückt, besonders wenn er sich äußerlich eng umschränkt und in sich zurückgewiesen findet, etwas Ahnungsvolles; Welt und Menschenleben werfen gleichsam ihren Schatten in sein Inneres voraus, und so ist ihm der Ernst früher verständlich als die Heiterkeit.

Einem anderen Insassen des Stiftes war es deshalb vorbehalten, dem Schüchternen die Zunge zu lösen, mir sympathisches Vertrauen einzulösen und mich nach manchen Seiten hin gar wunderbar anzuregen, ohne doch auf die ursprünglich vorbestimmte Richtung meines Wesens einen verwirrenden Einfluß zu gewinnen. Pater Hugo Traumhler war ein noch junger, aber etwas fränklicher Mann, der dann auch früh starb. Er allein vertrat im Stifte das eigentlich Klösterliche, das Mönchische; er war Ascet, trug mitunter auch einen Stachelgürtel, hatte aber nichts Finsteres, Zelotisches, vielmehr etwas Naives, fast Kindliches an sich und der Schmelz seiner Stimme drang mit sanfter Gewalt zum Herzen. Er taugte zu nichts Weltlichem, er taugte nicht einmal so recht zum Kaplan; er taugte nur zum Gebet, zur

Betrachtung und zum sonstigen Cult heiliger Gottes- und Menschenliebe. Wenn eine so vieljährige Erinnerung mir sein Bild nicht fälscht, so schritt er in seiner schwarz-weißen Cistercienserkutte lang und schlank, mit einem langen, schmalen Cylinderhut auf dem Kopfe und einem langen, schmalen Spazierstocke unter dem Arme, gottselig fürbaß. Ich erinnere mich von einigen Spaziergängen her, auf welchen ich ihn begleiten durfte, wie er vor den Landleuten auf der Straße oder im Felde immer zuerst den Hut abzog und mit seiner sanften Stimme ein herzliches „Gelobt sei Jesus Christus!“ oder „Gelobt sei die heiligste Jungfrau Maria!“ sagte. Ich durfte ihn manchmal an Sonntag-Vormittagen besuchen. Seine Zelle war immer voll von den schönsten alten lateinischen Büchern über die seligste Jungfrau Maria, die er besonders ins Herz geschlossen hatte, und von sonstigen ehrwürdigen Schweins- oder Kalbslederbänden, die mit wunderbaren Kupfern geziert waren und in welchen die merkwürdigsten Anekdoten aus dem Leben der Heiligen, der Frommen, der Büßer oder auch der großen Sünder zu lesen waren.

Wenn aber das Stift und die Welt glaubte, daß ich bei Pater Hugo mich ausschließlich in religiösen Gefinnungen bestärke, ausschließlich Legenden der Heiligen lese, so irrte man sich sehr. O, wir betrieben noch ganz andere Dinge. Er hatte das Poetlein in mir bald herausgefunden, und so fromm er war, machte er sich nicht das mindeste Gewissen daraus, dem Pater Ferdinand zum Troß mir nicht bloß den Thomas a Kempis und die „Philothea“ des heiligen Franz von Sales, sondern auch Erzählungen von Chimani und Schmid und geistliche Gedichte von Silbert zu leihen.

Dem heiteren, lebensfrohen Pater Ambros war ich zu knabenhaft-weltlichen, dem kühl-verständigen Pater Ferdinand zu träumerisch, zu poetisch verschwommen; aber mit dem Asketen verstand sich das Dichterlein in herba vortrefflich!

Gleich im Anfange unseres Verkehrs, als ich das zehnte Jahr noch kaum überschritten, hatte ich ihm einmal vertraut, daß ich Verse machen könne. Er wollte es nicht glauben, und forderte mich auf, den nächsten Sonntag ihm welche mitzubringen. Ich ließ es mir nicht zweimal sagen; aber da ich den nächsten Sonntag, bevor ich zu ihm ging, ein Weib mit frischen Kirichen vor der Kirchthür sitzen sah — es war eben die Kirichenzeit — so händigte ich meinem Freunde und Gönner vorläufig nur einen Zettel ein, auf welchem nicht mehr als vier Zeilen zu lesen standen. Sie lauteten:

Jeder kommt da heut' gelaufen,
 Jeder will sich Kirichen kaufen,
 Kirichen ist ja Jeder gern,
 Doch vom Geld ist Mancher fern.

Diese von jedem „Schwulst“ freien Verse waren vielleicht keinen Groschen werth, aber Pater Hugo gab mir doch einen und lachte. Er überzeugte sich auch bald, daß ich schon mehr und Höheres leisten könne. Von da an trieben wir eine Zeit lang Askese und Poesie in bunter Abwechslung.

Von den Geheimnissen der ersteren verstand Pater Hugo jedenfalls mehr als von denen der kurzen und langen Silben. Er unterrichtete mich in der Kunst des „Meditirens“ und in den gebräuchlichen geistlichen Uebungen des mönchischen Lebens. Einmal, zur österlichen Zeit, erbat er es von

Pater Ferdinand, der es vielleicht nicht gerne sah, aber als Priester es dem Priester nicht verweigern mochte, daß ich ein regelrechtes nächtliches Excercitium magnum unter seiner Anleitung durchmachen durfte. Ich brachte eine Nacht mit ihm theils in der Kirche, theils in seiner Zelle zu, unter Gebet, geistlicher Lectüre und Meditation. Eine Generalbeichte hatte Abends die Uebung eingeleitet und der Empfang des heiligen Abendmahls beschloß dieselbe. Mein Gemüth war recht wohl fähig, sich in die wonnigen Abgründe der Betrachtung zu versenken, die heiligen Schauer der Mystik zu empfinden. Oft stahl ich mich heimlich in den „Kreuzgang“ und von diesem durch die zufällig offene Seitenthür in die leere, stille Kirche, wo der Sonnenglanz auf den goldenen Altären lag und wo ich durchempfand, was ich später irgendwo, zugleich mit der Entartung des Mönchthums, geschildert habe. Mein jugendliches Gemüth nahm diese Ascese in sich auf; aber es ging nicht umgekehrt in derselben auf. Das keimende Gedankenleben erstarb nicht im Gefühl; ich ließ mich in manche kleine Controverse mit Pater Hugo ein und machte kein Hehl daraus, daß ich einmal zwar ein recht gelehrter Theologe, aber ein nicht weniger gelehrter Philosoph zugleich werden möchte, um die Gläubigen und Ungläubigen mit einander zu versöhnen. Er meinte, so leicht würde das nicht gehen, aber mit Hilfe Gottes und der allerseeligsten Jungfrau Maria könne es mir vielleicht gelingen.

Ich hatte in Pater Hugo, Pater Ambros und Pater Ferdinand Vertreter der Hauptrichtungen alles Menschenthums vor mir, und mit einer Allegorie, die vielleicht nicht so gekünstelt ist, als sie aussieht, könnte ich sagen, daß sie in

diesem meinem Umkreise das Gute, Schöne und Wahre „bedeuteten“. Das ruhige Thun und Walten der meisten übrigen Gestalten in diesem Kreise machte mir keinen bleibenden Eindruck. Ich sah den „Pater Küchenmeister“ in der Küche, den „Pater Kastner“ auf dem Felde, den „Pater Walbschaffner“ mit der Flinte seinem Berufe nachgehen u. s. f. Aber manches eigenthümliche Bild hebt sich doch in meiner Erinnerung noch lebhaft ab, so das des Pater Franz, eines jüngeren Stiftsgeistlichen auf einer Pfarre der Umgebung, der von Geist und Leben sprühte, eine prachtvolle Baßstimme besaß, und die Klänge einer Spieluhr mit so anmuthigen mimischen Tanzbewegungen zu begleiten verstand, wie ich sie später kaum bei einem der ersten Tänzer auf den Theatern Wiens oder Venedigs wieder gesehen.

Hiemlich wunderliche Heilige und mit uns Sängerknaben in einigem Verkehr, waren die beiden Laienbrüder des Stiftes: Frater Peter und Frater Paul. Der Eine war Convents-Buchbinder, der Andere Convents-Schuhmacher. Da aber die Geistlichen, ich weiß nicht warum, ihre Stiefel lieber anderswo anfertigen ließen als bei Frater Paul, und es auch nicht allzu viele Bücher im Stifte einzubinden gab, so suchte und fand Frater Peter den Schwerpunkt seiner Stellung darin, daß er den Geistlichen, uns Sängerknaben, überhaupt dem ganzen Stifte die Haare schnitt, und Frater Paul verlegte sich auf die Anfertigung von „Transparenten“ für die Feier der Geburts- und Namenstage hervorragender Persönlichkeiten im Stifte. Durch das Haarschneiden entwickelte sich bei Frater Peter ein zelotischer Groll gegen lange Haare und eine große moralisch-religiöse Unduldsamkeit

überhaupt; bei Frater Paul. dagegen brachte der Beruf, Transparente für festliche Gelegenheiten zu schneiden und von den Trinkgeldern hernach auf das Wohl der Gefeierten zu trinken, eine still in sich gefehrte Heiterkeit, originell ausgeprägte Ergebenheit und mildfromme Duldsamkeit gegen sich selbst und alle Welt mit sich. —

Wenn ein Knabe durch Entwicklung irgend eines Talents den Anschein einer gewissen verhältnißmäßigen Frühreife des Geistes gewinnt, so darf man in den meisten Fällen versichert sein, daß mit der anscheinenden, größeren oder geringeren Frühreife des Geistes eine Frühreife des Herzens wenigstens gleichen Schritt hält. Dies war nun auch bei mir der Fall. Ich weiß nicht, ob ich in irgend einer Epoche meines Lebens eines so innigen, so zärtlichen Empfindens, insbesondere einer so leidenschaftlichen Liebe fähig gewesen, wie eben in jener. Es fehlte im klösterlichen Bereiche auch nicht an Gelegenheit, den Reiz der Schönheit und Weiblichkeit auf sich wirken zu lassen. Manche sehr hübsche Schwester oder Nichte eines Stiftsherrn bezog die hohe Schule der Kochkunst in der Stiftsküche, und der „Hofrichter“, d. h. der Justizbeamte der damals noch bestehenden Stiftsherrschaft, hatte eine Zeit lang eine reizende jugendliche Verwandte im Hause. Wie imponirte er selbst mir, der Herr Hofrichter! Wie blickte ich zu ihm auf, wenn ich ihn mit Pater Ferdinand politisiren und wiederholt mit Nachdruck versichern hörte, Rußland sei „ein Kolosß auf thönernen Füßen!“ Und dann die kleine hübsche, seelengute Frau Hofrichterin! Und zuletzt gar die holdselige jugendliche Verwandte, eine anmuthvolle Tochter des

Mährerlandes! — Ich sah ihr Engelköpfchen zuweilen am Fenster. Wenn wir Knaben im äußeren Hofe, auf welchen dieses Fenster hinausging, „Ballschlagen“ durften, wie bemühte ich mich da, unter ihren Augen, den Ball mit dem „Pelester“, wie wir's nannten, schwindelnd hoch in die Lüfte emporzuschellen! Mit dem Ball flog mein Herz in den blauen Himmel hinauf, um dann gerade unter ihrem Fenster, gleichsam zu ihren Füßen, niederzufallen. Und wenn sie noch nicht sichtbar war, mit welcher flammenden Ungeduld wartete ich dann

Bis das Fenster klang,
 Bis die Liebliche sich zeigte,
 Bis das theure Bild
 Sich ins Thal herunterneigte,
 Ruhig, engel mild.

Nie habe ich später in meinem Leben diese Verse gehört oder gelesen, ohne an jenes Mädchen zu denken. Ebenso fromm als verliebt, ein echter Romantiker, dankte ich Gott stets inbrünstig mit einigen Vaterunfern, so oft ich sie nur von ferne sah, und einmal, als es mir gelungen, sie in der Kirche recht nahe zu sehen, schenkte ich in überströmender Freude dem nächsten besten Bettler ein Zweiguldenstück, das ich selbst erst zum Geschenke bekommen hatte.

Aber in nicht minder hellen Flammen loderte bei mir die Freundschaft auf. Meine überquellende Herzenswärme erstreckte sich auch auf einen Knaben, der ebenfalls im Hause des Hofrichters lebte. Zwar liebte ich auch einen meiner Collegen zärtlich: aber diesen zu lieben verstand sich bei uns Allen von selbst, zumal im Winter. Er besaß nämlich einen

Better in Batsburg, einen Weinbauer; der kam jeden Herbst nach der Weinlese ins Stift mit einer großen „Butte“ voll Trauben auf dem Rücken. Diese Trauben brachte er seinem Neffen, und es wurden dieselben an einer Schnur in einem vom Präfecten dazu überlassenen Zimmer aufgehangen. Da konnte nun der glückliche Besitzer den halben Winter über jeden Nachmittag hineingehen und sich eine Traube herausholen, auch eine zweite für Einen, dem er eben wohlwollte. Meine eifersüchtige Zärtlichkeit für diesen Freund will ich also hier nicht in Anschlag bringen; sie brannte in nicht ganz reiner Flamme. Anders verhielt es sich mit jenem Knaben im Hause des Hofrichters. War er doch ebenfalls ein jugendlicher Verwandter des Letzteren — also auch ein Verwandter der liebreizenden Anna! Wir liebten einander mit der naiven Innigkeit, deren nur ein Knabenherz fähig ist. Es war ihm erlaubt, auf Spaziergängen und sonst sich zu uns Sängerknaben zu halten. Saßen wir in der Kirche während der Predigt nebeneinander, so schlang er wie zufällig den Zipfel seines Mäntelchens über mein Knie herüber, und da saßen wir uns unter dieser Hülle bei den Händen, ließen sie ineinander ruhen, stillbeglückt in reinster Zärtlichkeit.

Inzwischen hatte ich im Versemachen bedeutende Fortschritte gemacht, war nie wieder in die schnöde Prosa jener Kirchenreime zurückgesunken, hatte vielmehr in schwunghaften Fest-„Wünschen“ so oft Sonne auf Wonne, Herz auf Schmerz gereimt, daß man anfing, die Köpfe über mich zusammenzustechen. Anfangs zweifelte man, daß ich dergleichen in meinem Alter selbst machte; nachdem aber der Herr Stiftsdechant mich in sein Zimmer eingesperrt und mir eine poetische

Aufgabe gestellt hatte, deren augenblickliche Lösung besonderen Beifall fand, begann ich zum Inventar der Curiositäten des Stifts zu gehören. Selbst von Fremden, die zu großen Festzeiten ins Stift kamen, wurde mir ermunternd auf die Achsel geklopft. Pater Franz gab sich sanguinischen Hoffnungen für meine Zukunft hin. Von einigen Novizen und jüngeren Geistlichen, von Pater Wilhelm z. B. und einem Andern, dessen Name mir entfallen ist, wurde mir eine freundliche, liebevolle Behandlung zu Theil. Nun zeigte auch Pater Ferdinand sich in poetischen Dingen duldsam gegen mich und es kam soweit, daß auf seinen Befehl ein von mir verfaßtes Gebet in Versen unserm täglichen gemeinsamen Morgengebet angefügt wurde. Zuletzt wurde ich aufgefordert, die Gedichte, die ich seit meinem Eintritt in das Stift, d. h. seit meinem zehnten Jahre, geschrieben, in einem Hefte vereinigt dem Herrn Abte (Julius) persönlich vorzulegen, der sie und mich wohlwollend aufnahm.

Bei einem Besuch, den ich in meinem nahegelegenen Geburtsort Kirchberg am Walde einem Oheim machte, erlebte ich gleichfalls eine Aufmunterung. Das Schloß von Kirchberg am Walde war damals Eigenthum der Familie des entthronten Königs Karl X. von Frankreich. Im Hause meines Oheims war eine junge Dame einquartiert, welche die Stelle einer Harfenmeisterin bei der Prinzessin Louise, nachmaligen Herzogin von Parma, bekleidete. Als nun diese Dame eines Morgens von ihrem Fenster aus im Hausgarten ein nachdenkliches Bürschchen umherwandeln sah, das ihr auffiel, und hernach von meinem Oheim hörte, daß ich Verse mache, ließ sie sich welche von mir vorlegen. Sie zeigte dieselben dann auch der Prinzessin Louise, welcher sie

gefielen, und welche, nachdem sie sich nach meinen Verhältnissen erkundigt hatte, mich in meiner weiteren Studienlaufbahn unterstützen zu wollen erklärte. Sie ließ mir in der That auf ihre Kosten einen vollständigen neuen Anzug anfertigen, der mir bei meinem bald darauf erfolgten Austritte aus dem Stifte zu statten kam. Da sie aber zu jener Zeit nach Frohsdorf übersiedelte und später sich mit dem Herzoge von Parma vermählte, so verlor sie mich aus den Augen.

Ich hatte nun das vierzehnte Lebensjahr erreicht, die festgesetzten vier Jahre meines Sängerdienstes im Stifte waren um und es kam für mich der Tag, das Kloster mit der geräuschvollen Residenz zu vertauschen, wohin meine Eltern inzwischen übergesiedelt waren. In Sinn und Seele des Knaben hatte es sich während dieser vier Jahre zu regen angefangen, und eine gewisse charakteristische Empfänglichkeit, die Eindrücke jeder Art tief und lebhaft und doch mit einer gewissen Freiheit in sich aufzunehmen, hatte sich angekündigt. Halb mit Bangen, halb mit Verlangen sah ich dem großen Lebenswirbel entgegen, den ich mir im Menschengewoge der großen Donaustadt versprach.

Ueber F. Kürnberger's „Literarische Herzenssachen“.

„Literarische Herzenssachen“ betitelt Ferdinand Kürnberger einen Band von gesammelten kritischen Journalartikeln. — Die Kritik also Sache des Gemüths, des Herzens, der Stimmung? Warum nicht? Wenn die poetische und künstlerische Production mehr und mehr zur Verstandessache wird, warum sollte nicht dafür die Kritik zur Herzenssache werden? — Oder mißverstehen wir den Titel vielleicht? Nein, Herr Kürnberger sagt es selbst in der Vorrede, daß bei seiner Kritik „ein vielleicht allzu übervolles Herz seine starke Subjectivität auspielte“. Mit diesem Geständniß entwaffnet der Autor diejenigen, die ihn um eines scharfen oder heftigen Wortes willen angreifen möchten. Und wenn man sich andererseits einigermaßen wundert, zu sehen, daß Herr Kürnberger Recensionen schreibt über Bücher, die ihm dedicirt worden sind, so kommt er auch in diesem Punkte dem Vorwurf zuvor, indem er ausdrücklich zugibt, daß er zuweilen, wenn auch nur „ausnahmsweise“, aus „Höflichkeitsrücksichten“, über das eine oder das andere Buch eines persönlichen oder literarischen Freundes ein „literarisch-kritisches Lebenszeichen“ gibt.

Herr Kürnberger kann also auch höflich sein. In der That, dies Buch beweist auf vielen Seiten, in welchem Maße er es sein kann, wie zart und rücksichtsvoll in Lob und Tadel er sich auszudrücken im Stande ist. Er trieft förmlich von Wohlwollen. Wenn er einen Roman von Erwin Schlieben mit feinsten Delicatsse getadelt hat, so fügt er hinzu: „Es müßte entzückend sein, von der Hand dieses Dichters ein reines und tadelloses Kunstwerk zu besitzen“. Er ist ein Meister in der Kunst, zu loben, wo man auch tadeln könnte, wenn man wollte, ja maßlos tadeln könnte und tadeln würde, wenn das Princip und die Tendenz und die persönliche oder Parteistellung zur literarischen Individualität des Autors es gerade verlangte.

Aber man darf sich dadurch an Herrn Kürnberger nicht irre machen lassen. Er lobt im Grunde doch nur mit dem Kopfe; die eigentliche Herzenssache bleibt ihm der Aerger, und der Kampf sein Element. Kritische Wölfe nehmen manchmal einen Schafspelz um, hätscheln und verhimmeln zur Abwechslung Einen mit demselben Eifer, mit welchem sie die Andern zu zerreißen pflegen. Auch Herr Kürnberger ist im Stande, das ganze Alphabet durchzuloben, um seinen Ausfällen gegen X, Y, Z, auf die es ihm eigentlich ankommt, ein größeres Relief zu geben.

In einem Punkte aber unterscheidet sich Kürnberger von Allen, die ihm etwa sonst in Betreff des „übereichten Herzens“ und der „starken Subjectivität“ gleichen. Er sudelt niemals. Mit flüchtig und bedachtlos hingeworfenem, leichtfertigen Geschimpfe Seiten oder Spalten zu füllen, wie es wohl Andere sich gestatten, denen es doch auch nicht an Geist

mangelt, ist seine Sache nicht. Was er schreibt, ist immer wohl überdacht und ausgeklügelt, ja reflectirt und raffinirt bis zum Exceß. Er ist in dieser Beziehung der gewissenhafteste Schriftsteller, den ich kenne. Er macht bisweilen unerhörte Anstrengungen, um das, was er behauptet, auch zu beweisen; er will überzeugen, und wenn er seine Beweisführung hie und da forcirt, oder sie in einer Weise zuspitzt, daß die Spitze abbricht, so bleibt sein Votum, sein Meinungs- ausdruck unter allen Umständen ein kleines, fein ciselirtes Kunstwerk, das die Existenzberechtigung in seiner Form hat.

In seiner Meinungsäußerung liegt immer etwas Prägnantes, Einschneidendes, Frappantes, so daß sie entweder zu lebhafter Zustimmung oder zu lebhaftem Widerspruche reizt. Sie regt zur Glossirung an, und da es meist interessante literarische oder sociale Tagesfragen sind, welche Kürnberger behandelt, so lohnt es sich auch, ihn zu glossiren.

Gleich die ersten Artikel des Buches, „Die Blumen des Zeitungsstils“ und „Sprache und Zeitungen“, sind eben so treffend als unterhaltend. Aber gleich hier möchte man die Bemerkung hinzufügen, ob denn die Schärfe völlig berechtigt sei, mit welcher der Autor unter Anderem den öfteren und allgemeineren Gebrauch der Ausdrücke „Tragweite“ und „Sendung“ verurtheilt. Sie haben eine tropische oder eine emphatische Bedeutung, sagt Kürnberger. Ganz recht; aber ist unsere Sprache nicht voll von ursprünglich bildlichen und emphatischen Ausdrücken, deren Bedeutung sich abgeschliffen hat, und die heutzutage, so zu sagen, zur kleinen Münze des alltäglichen Sprachverkehrs gehören? Wer möchte dem Entwicklungsgang einer Sprache Halt gebieten, und den

Punkt bestimmen, von welchem an nicht mehr geschehen soll, was bis dahin erlaubt war? —

Wie kann man übrigens — will ich hier so nebenbei fragen — über Sprachverderb schreiben, ohne des neuesten und schlimmsten sprachlichen Gräuels zu gedenken, der aus den Zeitungen auch schon in einzelne Bücher übergeht, und der nicht eine Weiterbildung, sondern eine Rückbildung, eine Verkümmern, eine Preisgebung werthvollen Sprachbesitzes in sich schließt: ich meine die um sich greifende ängstliche Vermeidung der organischen Verbalform im bedingenden Satz, das häßliche: „Wenn ich wissen würde z., so würde ich z., oder: „Würde ich dies gewußt haben, so hätte ich nicht so gehandelt“ (wo das „würde ich“ correct nur im zweiten Satzgliede stehen könnte), oder: „es war als ob der Zephyr die Blumen küssen würde“ — „er sah aus, als ob ihn die Sache nichts angehen würde“ u. dergl.

Ein Theil unserer Publizisten wagt schon nicht mehr zu sagen: „ich ginge“, „ich böte“, „ich träte“, „ich höbe“ z. Man wählt eine schwerfällige, oft geradezu fehlerhafte Umschreibung, man läßt die vorhandene organische Form durch Nichtgebrauch schnöde verkümmern. Dergleichen führt zum allmäligen Ersterben des Sprachorganismus überhaupt, und dagegen sollte jeder Schriftsteller mit allen Kräften sich stemmen.

Gelegentlich räth Kürnberger einem „aufmerksamen Leser in der Provinz, der seine Zeitung wirklich noch liest“, sich die Mühe zu nehmen, und sich die sprachlichen Wunderlichkeiten zu notiren, die ihm nach und nach vorkommen.

Dabei mußte ich sogleich eines ganz spezifischen Lieblingsausdrucks der Grazer Schriftsprache, des Wörtleins „Anwurf“ gedenken. In Grazer Blättern erscheint kein Eingekendet, in welchem nicht irgendwer einen „Anwurf“ zurückweist; im Grazer Gerichtssaal entkräftet der Bertheidiger die „Anwürfe“ des Staatsanwaltes, und selbst in der Grazer Landstube schwirrt es von „Anwürfen“, welche die Parteien einander zuschleudern. Dies unappetitliche Wort, das man vergeblich in einem deutschen Wörterbuche suchen wird, ist das merkwürdigste mir bekannte Beispiel eines auf eine einzige Stadt beschränkten, aber hier auch in der Schriftsprache mit passionirter Zähigkeit festgehaltenen Localausdrucks. —

Wenn Kürnberger in dem Artikel „Bücher-Frou-Frou“ gegen die moderne, fast kindische Illustrationsmanie zu Felde zieht, so wird man seinen Eifer nicht in der Sache selbst, sondern nur in der Art der Begründung etwas allzu bilderstürmerisch finden, und unbedingt wird der Besonnene auf seine Seite treten, wenn er in den „falschen Ansichten“ die moderne Affectation „geißelt“, die sich für die Beurtheilung von Charakterzügen und Lebensverhältnissen der Dichter — natürlich nur der längst verstorbenen — allerlei vermeintlich zartfinnige, in der That aber unberechtigte und zum Theil widersinnige Standpunkte zurechtmacht.

Schlagend genug schildert Kürnberger in den Artikeln über Bogumil Goltz den „Naturalismus“ des tieffinnigen und gemüthvollen Polterers. Aber es wundert mich, daß seiner Wahrnehmung, wie es scheint, entgangen ist, wie nicht dieser Naturalismus an und für sich, sondern der Conflict desselben mit seinem Gegentheile in der Brust des merkwürdigen

Mannes, der unverföhnte Widerstreit zwischen Herz und Geist, in welchem sein Denken und Empfinden zeitlebens befangen blieb, und der in Gesprächen und persönlichem Gebahren seine schärfsten Spizen hervorkehrte, den eigentlichen Schlüssel seines leidenschaftlichen, weil innerlich widerspruchsvollen und nicht zur Harmonie durchgedrungenen Wesens bildete.

Eine wahre Herzensfreude bereitete mir der Artikel über Claude Tillier und seinen „Onkel Benjamin“. Auch ich machte vor Kurzem zufällig die Bekanntschaft dieser unvergleichlichen Farce, und empfehle Jedem, der sich einmal gründlich ergöhen will, statt so viel schalen und alltäglichen Zeugens dies originelle, naturwüchsiges Buch zu lesen, das den verben Humor eines Rabelais oder Fischart mit dem Esprit eines modernen Franzosen vereinigt. „Warum ist dies Buch nicht weltberühmt und in Aller Händen?“ fragt man sich, während man es liest. Aber freilich, die Antwort liegt ziemlich nahe, sobald man es zu Ende gelesen. Die Schilderung eines gutmüthigen, jovialen, aber unverbesserlich leichtsinnigen Saufaus, höchst ergötzlich im Einzelnen, hat doch auch etwas Unerquickliches im Ganzen, und ein armseliger, ja trübseliger Schluß beeinträchtigt die Gesamtwirkung des genialen, nur leider plan-, ziel- und formlosen Buches.

Zu dem Schärfften, was Kürnberger geschrieben, gehören seine Aufsätze über „Denkmäler“ und insbesondere über den „Denkmalbettel“, worunter er das Eintreiben von Beiträgen für Denkmäler durch „Hausbettel“, wie er es nennt, und persönliche Pression versteht.

„Den ehrliebenden Verleger“, schreibt er, „der einem todtten Dichter aus seinen eigenen Werken ein Denkmal setzt,

läßt man im Stich, pflropft aber Erzpuppen auf Erzpuppen, wenn der Denkmalpfennig erpreßt wird von reclamesüchtigen Aufsehenmachern, welchen man die Thüre zu weisen zu schwach ist."

Es kommt sogar eine Stelle, wo Herr Kürnberger nach der Polizei ruft. „Es ist hohe Zeit“, sagt er, „daß der obrigkeitliche Schutz eintritt, und daß der Regelung des Denkmalbettelns die Gesetzgebung ihr Auge zuwendet. Ich spreche vom Denkmalbettel als Hausbettel, wohl gemerkt!“ — Sollen Denkmäler gesetzt werden, so will er sie auf Staatskosten, oder durch wirklich freiwillige Subscriptionen begründet wissen. „Nur so“, fährt er fort, „kann sich der Cultivirte das Denkmalsetzen denken bei einem Culturvolke. Die dritte Art dagegen, daß jeder Nächstbeste sich zu einem Denkmalvater aufwirft, ein paar Freunde als Comité wirbt und mit polizeilicher Nachsicht nun getrost auf den Hausbettel ausgeht: diese Art scheint mir anständiger für Tungusen und Bescherähs, als für uns. — Aber mit deinen aufliegenden National-Subscriptionen kommt in Ewigkeit nichts zusammen! Ist: Nicht so laut! Nicht so unvorsichtig! Das eben ist es ja, was ich hören wollte. Ihr seid mir vortrefflich aufgefessen. Kommt nichts zusammen — und ich habe es immer so geahnt — dann ist eure ganze Denkmalsetzerei eben nicht Nationalsache, wie es eure Phrasen so widerlich lügen, sondern sie ist Privatsache, sie ist Sache eurer persönlichen Liebhaberei, um nicht das Schlimmere zu sagen, eurer persönlichen Eitelkeit. Dann hat der Banquier Königswarter u. A. auch nichts für Schiller gegeben, sondern er hat gegeben für Herrn X, den Sammler und Glaubensgenossen, der ihn persönlich bedrängte.

Und hier eben ist's, wo ich nach der Polizei rufe . . . Ich fürchtete anfangs, gegen den Strom zu schwimmen, aber ich fange an zu capiren, daß ein Strom überhaupt nicht existirt, daß die öffentliche Meinung vielmehr dem Denkmalbettel von Herzen gram ist, denn alle Personen, so viel und so bunt ich deren noch sprach, fand ich von seltener Einigkeit in dem Abscheu gegen den Terrorismus des Denkmalbettels. Ich fand sie alle nach einem Gideon seufzen, nach einem Manne, der den Muth hätte, das Wort des Widerspruchs zum erstenmal laut auszusprechen."

Dieses Gideon-Muthes wird Herr Kürnberger sich nicht mehr sonderlich rühmen dürfen. Der humoristischen Blätter nicht zu gedenken, stellt das Feuilleton der gesammten Wiener Presse sich auf ungefähr denselben Standpunkt, seit in Wien, nachdem man das Schillerstandbild kaum enthüllt, auch schon für ein Grillparzer-, ein Beethoven-, ein Grün-Venau-Monument gesammelt, und ein Mozart-, ein Haydn-, ein Goethe-Denkmal in Aussicht genommen wird. In welchem Verhältnisse stehen die zahlreichen Dichterfeste und Denkmäler zur wirklichen Begeisterung der Nation, zur thatsächlichen Anerkennung der Dichter? Wie reimt der Eifer, mit welchem man Schillerbilder aufrichtet, sich damit zusammen, daß man unter Kritikern, unter Leuten, die „auf der Höhe der Zeit“ stehen, es nicht mehr ohne verschämtes Erröthen wagen darf, Schiller für einen großen Dichter zu halten?

Eine seiner ausführlichsten Erörterungen widmet unser Autor dem Rhapsoden Jordan. Man wird ihm zustimmen müssen, wenn er es als einen Irrthum dieses an sich so anerkennenswerthen epischen Meisters bezeichnet, aus altem,

den Geist ganz anderer Zeiten wiederpiegelnden Sagengewebe, das im Bewußtsein des Volkes längst nicht mehr lebendig ist, lasse sich nachträglich auf künstlichem Wege ein National-epos schaffen, welches für die Deutschen das sei, was die Ilias für die Griechen. Nur muß man sich auch einigermaßen wundern, daß Kürnberger später, wo er von Gottfried Keller's „Sieben Legenden“ mit überschwenglichem Lobe spricht, kein Wort des Bedauerns mehr hat für eine dichterische Kraft, die an einen noch weit weniger lebendigen Stoff, an eine wunderliche kirchliche Legendenwelt verschwendet ist. Ueberdies muß bemerkt werden, daß in diesem Aufsätze über Jordan der Autor im Bemühen, gründlicher als gründlich zu sein, und eine Sache, an welcher Niemand zweifelt, zu beweisen, sich in einem ermüdenden historischen Excurs verliert und seitenlang vom Katheder herunter redet wie ein Privatdocent.

Wie hier zu umständlich in der Beweisführung, ist er anderswo zu subtil, flügelt Motivirungen aus, die nur das Interesse der Sonderbarkeit für sich haben, wie zum Theil in den Artikeln über Turgenjew und über Grillparzer.

Daß Kürnberger immer nur mit dem schweren Geschütz des Gedankens wie des Ausdrucks ins Feld rückt, haben wir schon gesehen. Von ihm läßt sich in der That sagen, daß er „mit Kanonen nach Spazzen schieße.“ Wozu z. B. der Lärm S. 119 über eine mittelmäßige Horaz-Uebersetzung? Wollte er wirklich an einem Beispiel zeigen, „welcher Schund in Deutschland gedruckt wird“, so hätte er für diesen Zweck sehr leicht weit Besseres, d. h. Schlechteres finden können.

In einem Nekrolog auf Moriz Hartmann macht Kürnberger die Bemerkung, Hartmann habe das Wesen des

Hellenen mit dem des Juden in seiner Natur vereinigt. Möglich, daß dies sich so verhielt; dann war aber Hartmann eine Merkwürdigkeit ohne Gleichen, und ich begreife nicht, wie Kürnberger eine solche Verschmelzung jüdischen und hellenischen Wesens für eine leicht mögliche, ja naheliegende Sache nehmen mag. Größere Gegensätze kennt die Weltgeschichte nicht, als den naturinnigen, naiven Hellenen, und den durch und durch spiritualistischen, verstandeskalten, zerfetzenden Semiten, und da der Jude von Natur ein unwandelbares, auf sich beruhendes Wesen ist, so fällt es überhaupt schwer, an die Verwandlung jüdischen Wesens in ein anderes, oder an die Verschmelzung desselben mit einem andern zu glauben. Wenn ein Heine mit seinem Hellenismus prahlte, so wird das doch Niemand für Ernst genommen haben? —

Die reichen jüdischen Banquiers der Residenz scheint Kürnberger entschieden nicht zu den hellenisirten Semiten zu rechnen. Diesen gegenüber verläßt ihn seine „Höflichkeit“, und daß er auf ein Couvert an ihren gastfreien Tischen verzichtet, beweist der Artikel, den er dem „Verhältniß der Wiener Börsenmänner zur Literatur“ widmet. Hier beginnt denn doch die heftige und drastische Art Kürnberger's etwas unangenehm zu werden. Die armen Reichen! Kümmern sie sich nicht um Literatur und Kunst, so schilt man sie; kümmern sie sich darum, so verhöhnt man sie! —

Ein Meisterstück in der Form, dem Inhalt nach eine große Schrulle ist der Artikel über Friedrich Halm und seinen „Fechter von Ravenna“. Kürnberger beweist hier auf ein paar Seiten nichts Geringeres, als — man höre! — „die specifische Nichtswürdigkeit dieser Schand-

Komödie!“ — Da haben wir ein Exempel jener „prachtvollen Strenge“, über welche sich Kürnberger auf S. 326 freut wie ein Kind, wenn sie von einem seiner Collegen geübt wird. Wenn Hinz und Kunz, meint er, vorher in Notizen gelobt worden sind, hernach aber der höheren Kritik vor die Klinge kommen, dann „merkt man es der prachtvollen Strenge der letzteren ordentlich an, daß sie ihr Rächeramt mit einem langgesparten Grimm und avec une sorte de gaité verwaltet“. — Ohne es zu wollen, berührt Hr. K. hier die wunde Stelle unserer Tageskritik. Weil Hr. A. den K. gelobt hat, schreibt Hr. B. über denselben K. einen wüthenden Schmähartikel. Ueber diese „prachtvolle Strenge“ freut sich Herr Kürnberger. Und das Publikum? Je nun, das Publikum, zwischen den Lobenden und den maßlos Schimpfenden gestellt, glaubt weder dem Einen mehr noch dem Andern.

Amüſant gestaltet sich das Schauspiel, wenn eine „starke Subjectivität“ auf eine andere, ihr verwandte stößt. Dies geschieht in Kürnberger's Feuilleton über Melchior Mayr's „Gespräche mit einem Grobian“. Nicht als ob ich sonst Kürnberger und Melchior Mayr nebeneinander stellen möchte; Herr Kürnberger ist ein Kopf von Distinction, der selige Melchior Mayr dagegen scheint, wenigstens nach den von K. angeführten Proben zu schließen, sich innerhalb ziemlich enger geistiger Schranken bewegt zu haben. Aber sie gehören beide zur Klasse der Nervösen. „Melchior Mayr's Zorn“, sagt uns Kürnberger, „ist zuweilen sehr schön. Gut gedacht, heiß empfunden, hinreißend wahr und energisch im Ausdrucke, zerwettert er, wie der Blitz, was er trifft.“ Auf der nächsten

Seite: „Gegen diese Siechlinge (à la Melchior Mayr) mit der moralischen Gehirnerweichung und Herzbeutelwassersucht, gegen die Versöhner und Ohnmächtler, welche jeder Tragödie einen gemüthlichen Circumflex anschänden, werden wir noch aparte Geißeln mit Storpionen flechten und sie manches Jahr unsers Lebens durchstäupen.“ „Man fängt oft an, den Autor liebzugewinnen und ist im Begriff, ihm herzlich die Hand zu drücken.“ Und wieder: „Ei, so wag's doch, witziger zu sein als Heine! Wer hindert dich daran, kleine, neidgiftplagende Kröte?“ — So wechselt Anziehung und Abstoßung, Bruderkuß und Ohrfeige, und man bedauert, daß der selige Mayr das Eine wie das Andere nicht erwidern kann.

Einer merkwürdigen Stelle muß ich noch Erwähnung thun, in welcher Hr. Kürnberger die „allgemeine Verlotterung des deutschen Nationalgeistes“ in Aussicht stellt, weil — ja weil einmal Gott weiß welcher Recensent „Homer und Hamerling“ — natürlich sans comparaison — neben einander genannt hat. Hier geht Herr Kürnberger in seiner Besorgniß offenbar zu weit. Hat doch ein bedeutender Wiener Kritiker den Verfasser des „Neuen Tannhäuser“ mit Dante und Shakespeare zusammengestellt und gefunden, daß jener diesen in einigen Beziehungen sogar noch überlegen ist. Der „deutsche Nationalgeist“ hat sich so ziemlich gewöhnt, die Privatansichten der Kritiker ohne Schaden an sich vorübergehen zu lassen. Wenn mich meine Erinnerung nicht trügt, hat Herr Kürnberger vor Jahren selbst den ethischen Gehalt der Werke des Poeten, den er heute so gründlich verachtet, anerkannt, und ich möchte glauben, daß die vorurtheilslose und aufmerksame Lektüre dieser Werke, weit entfernt, der

Verlotterung des Nationalgeistes Vorschub zu leisten, vielmehr ein wirksames Gegengift gegen die Verlotterung wäre. Ich möchte mir bei dieser Gelegenheit erlauben, den Ausspruch eines Holländers, des Herrn A. G. van Hamel, anzuführen. Dieser Kritiker, im fernen Holland, völlig außerhalb der literarischen Parteien Deutschlands stehend, nicht fragend: ist der Autor dieses Buches zu viel oder zu wenig gelobt worden, hat er zu viel oder zu wenig Erfolg gehabt, sondern das, was der Poet geschrieben, unbefangen auf sich wirken lassend, hat in schroffem Gegensatz zu deutschen Feuilletonisten die folgende Aeußerung gethan: „Dies dürfen wir versichern, daß das Reich der Humanität den Menschen einen Schritt näher gerückt sein wird, wenn Hamerling's Leser seine Poesien genießen können mit derselben Einfachheit und Reinheit des Herzens, mit derselben Liebe für Alles, was schön und gut ist, die den Dichter beseele, als er sie ins Leben rief.“ — Ich citire diese Stelle nicht, um mir etwas darauf zu gute zu thun; es bleibt der Lesewelt anheimgestellt, wem sie lieber glauben will, dem „überevollen Herzen“ und der „starken Subjectivität“, oder dem holländischen Phlegma.

Ich beschäftige mich vielleicht schon zu lange mit Herrn Kürnberger's Buche. Ohne Zweifel erregt es Kürnberger's Unwillen, daß ich mir angemaßt habe, ihn in so vielen Punkten zu corrigiren und zu meistern. Aber diesmal ist er der Autor und ich der Recensent; ein Kritiker aber ist bekanntlich unfehlbar und versteht Alles besser als der Autor. Im Uebrigen, da für mein Urtheil über einen Menschen nicht das maßgebend ist, was er von mir hält, sondern das, was ich von ihm halte, so bin ich weit entfernt, Herrn

Kürnberger's Vorzüge irgendwie herabsehen zu wollen. Herr K. ist, von seinem Erzählertalent abgesehen, unter allen Umständen ein gewaltiger Held der Feder, ein halbmythischer Vogel Greif im Haufen der Rohrsperrlinge. Es ist pure Schelmerei, wenn er S. 147 von sich selber sagt, er sei in der Publicistik „längst nicht mehr der Erste“. Herr Kürnberger weiß es sehr gut, und besser vielleicht als irgend Einer, daß er, so lang er will, noch immer der Erste ist*).

* Der neckische Ton, den dieser respektvolle Artikel doch hier und da gegen den ausgezeichneten, seither verstorbenen Schriftsteller anschlägt, war veranlaßt durch persönliche Angriffe. Ich benutze aber diese Gelegenheit, zu sagen, daß ich K. für einen der ersten Meister nicht bloß des Essays und des Feuilletons, sondern auch der Novelle halte, und daß es eine Schmach wäre für die deutschen Verleger, ja für alle Deutschen, wenn sie seinen literarischen Nachlaß in den Händen des Herrn K. V. Schemberta zu Wien vergilben und vermodern ließen.

Amor im Grünen.

Eine Waldscene.

Die beiden Leutchen wußten selbst nicht recht, wie sie so allmählich aus dem Garten auf die Wiese, von der Wiese auf den Waldbahngang, von da in den Wald hinein gelangten und da mit einer sonst nur in Romanen üblichen Freiheit umherspazierten, als wären sie Mann und Frau oder wenigstens Verlobte, während sie bloß erst Verliebte waren, und auch das nicht officiell, denn sie hatten miteinander noch nicht ein Sterbenswörtchen von ihrer Liebe gesprochen.

Die Sache war im Grunde sehr einfach. Das Mädchen liebte leidenschaftlich die Blumen und der Jüngling besaß einige botanische Kenntnisse.

Auch eine von jenen alten Geschichten, welche ewig neu bleiben!

Kräuter suchend hat manche Maid ihr Herz entdeckt und Blumen pflückend ist manche, wie z. B. Proserpina von Pluto, dem Gotte der Unterwelt, selber gepflückt und hinweggeraubt worden.

Die sonnige, würzig-duftige Waldeshalde stand voll von niedrigem Birken-, Erlen- und Eichengestrüpp, untermischt mit Kreuz- und Wegdorngebüsch, und die zahlreichen Brombeersträucher sendeten lange, bogenförmige Ranken aus, die sich üppig wuchernd über den Pfad streckten, die

Vorübergehenden wie mit neckenden Koboldarmen am Gewande festhaltend. Zwischen den Sträuchern stand die schöne, schlanke Goldbruthe aufrecht, wiegte der Wasserdost seine blaßröthlichen Dolden, Waldscabiosen und Glockenblumen standen vereinzelt oder in Büschen beisammen und aus der Moosdecke sproßte überall die bescheidene, aber auf weiten Strecken verbreitete, in Massen das Auge freundlich ansprechende gelbe Blüte des Ginsters oder Cytisus.

Alle diese Sträucher und Pflanzen wies und benannte der Jüngling dem Mädchen gewissenhaft und außerdem noch die Taubnessel, den Hohlzahn, die Lichtnelke, das Seifenkraut, die Wolfsmilch, den aufrechten Ziest und das in allen seinen Theilen tausendfach feindurchstochene Johanniskraut, das Nadelkissen der Elfenkönigin. Nur über die vielen, untereinander gar zu ähnlichen Arten weißblühender Doldengewächse, die mitunter vielverzweigt und ansehnlich emporgeschossen sich breit machten, ging er meist mit einer gewissen verlegenen Flüchtigkeit hinweg, und wenn das Mädchen nach den Namen derselben fragte, so murmelte er etwas von echtem oder unechtem Schierling, Kümmel, Fenchel, Sanikel, oder nannte etwas Lateinisches, womit das bescheidene Kind sich auch gerne zufrieden gab.

Ueberhaupt nahm der anfangs etwas ängstliche Jüngling mit Freude wahr, daß ein junges Mädchen, wenn das Wetter schön, im Freien und im Grünen am Ende nicht so schwer zu unterhalten ist, als er sich das vorgestellt hatte. Bald brachte er das liebe Kind mit Scherzen, wie z. B. dem von den Schwarzbeeren, welche roth sind, weil sie noch grün sind, zu hellem Lachen, bald entlockte er ihrem Auge

eine Thräne durch ein rührendes Citat aus den Versen eines gefühlvollen Dichters, welche sich auf Blumen oder auf die Natur oder auf sonst irgend etwas bezogen.

So kam es, daß der Jüngling immer beherzter, immer beredter wurde, und daß die Beiden, immer tiefer in den Wald und in eine wundersame Stimmung hineingerathend, der Umkehr völlig vergaßen.

„Oft flammt die Lust, unendlich fortzuwandern,
Unwiderstehlich herrlich in uns auf!“

Das Mädchen hatte so nebenbei im Gehen und Blaudern einen ganzen Strauß gepflückt; nun wollten sie rastend über diese Ausbeute Musterung halten.

Es war heiß geworden, das ganze Gehölz des der Sonne zugewendeten Abhangs war von den Strahlen des Tages durchglutet, und es fand für das Paar sich keine Schattenstelle weit und breit, als ein wunderschönes, lauschiges Plätzchen am Fuße einer gewaltigen Tanne. Da setzten sie sich denn nothgedrungen und nahmen die Blumen einzeln vor. Aber der Jüngling merkte bald, daß sein Empfinden in diesem Augenblicke stärker war als sein Gedächtniß, und alle beide gaben zuletzt lieber dem süß einlullenden Eindruck der um sie webenden und waltenden Natur sich hin.

Welch' ein Tag! überall Glanz und Duft und ein warmer, würzigberauschender Hauch von Lebens- und Liebesfreude.

Von dieser Trunkenheit an der Seite des geliebten Mädchens überwältigt, begann der Jüngling zu schwärmen von der schönen, reinen, wohnigen Natur — wie Alles ringsum so schön miteinklinge in das innere Leben und

Empfinden — wie alle Blumen und alle Vögel und sogar die Würmlein und Käferchen alle sich mit dem Menschen gleichsam zu einem Reigen der allgemeinen Daseinswonne vereinigten.

Während der Jüngling in solcher Art schwärmte, regte sich, ohne daß die Beiden das Geringste davon merkten, ganz in der Nähe zwischen den Blumen und Kräutern und Würmchen und Käferchen ein anderes Leben, das auch seinen Theil von der schönen Sommerlust für sich haben wollte.

Unter dem Baume nämlich, unter welchem das Paar saß, befand sich, versteckt zwischen Moos und niedrigem Heidelbeergesträuch, eine rundliche Oeffnung im Erdreich, wie sie die Mäuse zu graben pflegen und wie sie dann mitunter auch andere Thiere sich zur Behausung erkieseln.

Aus dieser lugte und lauschte plötzlich ein Köpflein hervor — ein flachgeformtes Köpflein mit schönen, aber etwas unheimlichen Augenlein. Dieses Köpflein kam immer weiter zum Vorschein und hinter ihm schob langsam ein schmaler, runder, gliederloser, langer Leib sich nach. Als dieses Geschöpf ganz und gar aus dem Loche heraus war, legte es sich in die Sonne und schien, in einen Kreis zusammengerollt, mit allen Poren seines Leibes die wohlige Sonnenglut in sich zu trinken.

Das geschmeidige Thier war etwa zwei Fuß lang, bräunlich von Farbe, hatte einen kreuzförmigen, dunkleren Fleck auf dem wie plattgedrückten Köpflein, und ein Zickzackband mit kleinen, winkelförmigen Flecken den Rücken entlang laufend.

Ein Vogel sang wunderschön im Wipfel der Tanne, das erwärmte Nadelholz strömte balsamischen Harzduft aus,

weiter unten in der Niederung, gegen welche ein etwas steiniger Hang sanft abfiel, plauderte ein silberstimmiges Bächlein, und unser Paar war allgemach in ein schweigsam-wonniges Brüten versunken.

Das Mädchen blickte sinnend in seinen Schooß hinab, der noch voll Blumen lag. Eine davon herausgreifend, fragte es endlich: „Das zarte, weiße Blümchen da, was ist das? Ist's nicht eine Sternmiere?“

„Sternmiere oder nicht!“ versetzte der wie aus einem Traum sich losreißende Jüngling, das Blümchen einen Moment lang betrachtend und dann bei Seite werfend. „Was thut das zur Sache?“

Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut . . .

Mich kümmert in diesem Augenblicke nur ein einziger Name zwischen Himmel und Erde, und dieser Name lautet: Marie! — Hören Sie den Vogell, Marie, der da in den Zweigen schmettert und jauchzt? Ich weiß nicht, was sein Herz hinausjauchzt in die schöne grüne Gotteswelt — aber das meine jauchzt: Marie! — Marie! Sie ahnen es, Sie wissen es längst, ich habe Sie unaussprechlich lieb!“

Das Mädchen erröthete — ein leises Beben durchlief seine rosigen Glieder — es schwieg und blickte den Jüngling nur mit seelenvollen Augen ernst-lächelnd an.

Während dessen lag das erwähnte, gliederlose Thier mit dem Zickzackband auf dem Rücken harmlos und ruhig in der Sonne.

„Sieh nur 'mal das Schlängelein!
Heut' in Gottes Sonnenschein,
Ist es auch ein Engelein.“

Nur wenn der Jüngling eine heftigere Bewegung machte, den Arm zu einer lebhafteren Geberde ausstreckte oder seine Lage im Moose änderte, hob der Wurm mißtrauisch den Kopf, züngelte gegen die Beiden hin, und zischte sogar ein wenig.

„Wie es lieblich säufelt in den Büschen!“ sagte der schwärmerische Jüngling, ohne die mindeste Ahnung, daß in dieses Gesäusel sich das Zischen einer Kreuzotter mische.

„Wovon,“ fuhr er fragend fort, „wovon flüstern sie, diese Stimmen des Waldes alle? Von Liebe! nur von Liebe! Und nur ich und Sie, Marie — — das dumme, kalte „Sie!“ ist's nicht ein Mißton an diesem Orte und in dieser himmlischen Viertelstunde, die uns gegönnt ist? Ebenso gern möchte ich Ihre Namenspatronin, die himmlische Jungfrau Maria, mit „Sie“ anreden! Sage doch, Engel, Herzenskind, liebst Du mich nicht auch ein wenig, ein ganz klein wenig?“

Das Herz der Holden pochte, ihre Wangen färbten sich, ihre Augen glänzten im zauberischen Blau.

Statt aller Antwort machte sie aus den hübschesten der Blümchen, welche noch in ihrem Schooße lagen, ein Sträußchen zurecht und überreichte es dem seine Frage wiederholenden Jüngling.

„Diese Blumensprache,“ sagte der Jüngling, „ist zwar schön, aber mir doch nicht verständlich genug. Lieber möchte ich mich an diese Rosen, an diese Veilchen da halten“ — er deutete dabei auf ihre glühenden Wangen und Augen —

„Laß mich Dir ins Auge schauen!
Darf ich ganz und unbegrenzt
Diesem zarten Schwure trauen,
Der in seinem Sterne glänzt?“

„Darf ich ihm trauen?“

Die Holde schwieg, aber ihr Wangenpurpur flammte noch heller auf.

Der beglückte Jüngling stieß einen Freudenruf aus. Während er aber, entzückt von dem Sinn jener Flammenschrift, mit einer lebhaften, freudigen Bewegung des ganzen Körpers des Mädchens Hand ergriff, stieß er mit der ausgestreckten Ferse die Schlange, die inzwischen ganz nahe gegen die Füße des Paares herangekrochen war, etwas unsanft vor den Kopf.

Die Schlange war es nicht, die Streit anfang. Sie hätte das Paar in Ruhe gelassen. In dieser Weise jedoch gereizt, blähte sie sich zornig auf, fuhr zischend auf die Fußbekleidung des Jünglings los, und that einen Biß in dieselbe. Der Geifer des Thieres haftete an dem Leder, aber der Zahn war nicht bis zur lebendigen Haut gedrungen. Wie hätte der selige Jüngling eine Ahnung haben sollen von dem, was da unten zu seinen Füßen vorging? Ebenfogut hätte ihm in dieser Situation ein Eichhörnchen die halbe Sohle vom Fuß herunternagen können — er hätte es nicht gemerkt.

Die Schlange huschte nach dem Biß hinweg und machte, geräuschlos in kurzem Graße dahingleitend, Jagd auf ein Mäuschen, das sie in einiger Entfernung gewahr worden.

Seit Menschengedenken ist es Brauch, daß wechselseitige Liebeserklärungen, auch der kindlichsten und unschuldigsten Seelen, mit einem Kusse besiegelt werden. Der Jüngling hatte davon keine historische Kenntniß, wohl aber den angeborenen richtigen Instinkt, und diesem folgte er, indem er

sich einen Kuß von dem Mädchen erflehte. Aber die Holde weigerte sich. Sie war nicht ganz unbefangen; ihr Gewissen sagte ihr, daß sie schon im wörtlichen Sinne zu weit gegangen, und sie fürchtete nun mit einem Kusse es auch noch im figürlichen Sinne zu thun.

„Nur einen Kuß, einen einzigen, flehte der Liebende.

Schließlich machte auch in ihr der vererbte Instinct des uralten Herkommens sich geltend, und sie wich der flehenden Bitte.

Aber der überfelige, durch sein Glück übermüthig gewordene Jüngling behauptete schon in der nächsten Minute, der Kuß sei nur ein halber gewesen und sie schulde ihm noch die andere Hälfte.

Während dieses Wortwechsels war die Schlange sacht wieder herangekrochen. Sie hätte gern ihre unterirdische Behausung wieder aufgesucht, um da in aller Ruhe und Sicherheit ein Schläfchen zu machen. Aber die beiden jungen Leute saßen jetzt gerade über dem Eingange und versperrten ihr den Weg. Aergerlich schlängelte sie sich hinter dem Rücken der Beiden weiter. Lautlos und träge, wie gelangweilt, glitt sie hin, während der Jüngling dringend auf der versagten zweiten Hälfte des Kusses bestand.

„Wenn ich nicht noch einen Kuß erhalte,“ sagte er mit der schläfrig-träumerischen Art von Wiß, über welche Liebende verfügen — echte Liebe spricht überhaupt nur in Gemeinplätzen — so will ich auch den einen nicht, den ich erhalten, und gebe ihn zurück!“ Dabei schickte er sich wirklich an, den Kuß des Mädchens „zurückzugeben.“

Aber das Mädchen weigerte sich, ihn zurückzunehmen.

Der Ungestim des Jünglings und das Sträuben des

Mädchens brachten natürlich einige lebhaftere Körperbewegungen des Paares mit sich.

Durch diese Bewegungen neuerdings gereizt, bäumte die Schlange sich auf, und streckte pfauchend den Kopf vor, bereit, einen Biß gegen den Arm des Mädchens zu führen . . .

In diesem Augenblicke aber hob das Mädchen im Drange der Abwehr den Leib ein wenig, um von dem Jünglinge weiter hinwegzurücken, und im selben Moment sich wieder niederlassend, preßte sie den Oberleib der Schlange gegen den hier mit einigen knorrigen alten Baumwurzeln durchsetzten Boden. Und als der Jüngling, in seinem seligen Uebermuth dem Mädchen nachrückend, der sich Sträubenden zuletzt doch noch einen Kuß in das rosige Gesichtchen drückte, da wurde der eingeklemmte Schlangenkopf an einer der vorragenden Baumwurzeln zerquetscht, so daß dem Giftwurm Odem und Seele entfloß, und nur sein Schweiß noch eine Weile im Kräuticht zuckend sich regte . . .

Das Paar hatte nur Augen für sich selbst — für keinen lebenden Feind und keinen todtten. Es war himmelweit — wirklich einen ganzen Himmel weit — davon entfernt, zu ahnen, daß die Wucht eines Kusses auf zarter Mädchenlippe den Kopf eines giftgeschwoll'nen Ungethüms zermalmt hatte.

Aug' in Auge, Hand in Hand erhoben sie sich. Im Wipfel der Tanne sang der Vogel sein Lied, die Waldkräuter und harzigen Bäume dufteten, die Wasser des Baches rauschten silbertönig in der Tiefe, und mit einem seligen Blicke rief der Jüngling noch einmal aus: „Welch' ein wonniger Einklang der ganzen Natur mit dem Schlag zweier liebender Herzen!“

Ueber die Kunst zu schenken.

Der Trieb zu schenken ist tief eingewurzelt in der Menschennatur. „Geben ist seliger als nehmen“, und „kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“ — von großen ganz zu geschweigen.

Der Brauch des Schenkens ist bei den civilisirten Nationen eher im Aufschwunge als im Sinken begriffen. Immer größer wird auch die Zahl der Festzeiten, zu welchen die Menschen sich von der Raserei des Schenkens epidemisch ergriffen zeigen. Man spielt Christkind und Nikolö mit dem Füllhorn in der Hand; man beschert Ostereier, man gibt Geburts- und Namenstags-Angebilde; man feiert Jubilare mit Geschenken und verehrt selbst Monarchen kostbare Albums bei besonderen Gelegenheiten; man bringt seinen Angehörigen und Freunden Geschenke von der Reise mit; man spendet Tauf- und Firmpathengeschenke und Hochzeitsgeschenke; man beschenkt seine Braut; man hat Trinkgelber bereit für alle möglichen Dinge und Neujahrsgelber für alle möglichen Leute. Noch im Sterben bedenkt man seine Freunde mit Kleinigkeiten, und sogar den Todten werden Blumen und Kränze auf den Sarg gelegt.

Es scheint also eine ganz angenehme Sache zu sein, zu schenken. Ob aber auch eine leichte? Der alte Seneca verneint es. „Wenn Einer glaubt,“ schreibt er, „daß Schenken eine leichte Sache sei, so befindet er sich im Irrthum — Errat si quis existimat, facilem rem esse donare. Und er fügt hinzu: „Die Sache ist gar schwer, wenn sie mit Verstand und nicht so blindlings aufs Gerathewohl geschehen soll.“

Es wäre also zweckmäßig, eine „Kunst zu schenken“ zu schreiben, wie man eine „Kunst zu lieben“ geschrieben hat.

Wenn das Schenken zu den Künsten gehört, und zwar zu den „schönen“ und „freien“, so muß man nicht bloß materielle, sondern auch geistige Mittel und Talente besitzen, um sie recht zu betreiben. Und selbst dann noch stößt man häufig an und erlebt mit seinen Geschenken alle Arten von Mißerfolg, vom peinlichen „Achtungserfolg“ bis zum offenen, entschiedenen, folgenschweren Fiasco.

Ein Lebemann, der über viel Geld, aber wenig Geist verfügte, verehrte seiner Schönen zu Weihnachten einen kostbaren, aber geschmacklosen Morgenanzug; ein anderer, der mehr Geist als Geld besaß, schickte der feinigen eine geheimnißvolle Schachtel, welche nach der Angabe des beiliegenden Briefchens die „schönste, für sie passendste Toilette“ enthalten sollte, und als sie die Schachtel öffnete, fand sie — ein Feigenblatt. Beide Spender fielen in Ungnade, und nicht viel besser erging es vielleicht dem Franzosen, welcher vor einigen Jahren in der Pariser Gesellschaft durch Erfindung eines geistreichen Osterei's von sich reden machte. Er schickte der Dame seines Herzens ein Osterei aus Pappendeckel, in

welches er ein Stück Spiegel gesteckt hatte, mit folgenden Zeilen: „Oeffnen Sie dieses Ei und Sie werden das Reizendste erblicken, was ich auf dieser Welt kenne.“

Jemand, der seiner Geliebten nichts schenken konnte, der schlechten Zeitverhältnisse wegen und weil er große Verluste im Börsenspiel gehabt, entwendete ihr einige Wochen vor Weihnachten eine Cassette mit werthvollem Schmuck. Die Dame war natürlich in Verzweiflung darüber, erhielt aber am Weihnachtsabende von unbekannter Hand die Cassette unverhofft zurück, und in dem Freudenrausche, in den sie dadurch versetzt wurde, verzieh sie für diesmal dem Freunde, daß er selbst nur mit einem armseligen Geschenke sich einzufinden im Stande war.

Ich erinnere mich auch eines jungen Mannes, der elegante Liebchaften anknüpfte, und seinen Schönen werthvolle Ringe, Armbänder u. dgl. schenkte, sie ihnen aber wieder stahl, um sie zu verkaufen und die Kosten eines neuen Geschenke davon zu bestreiten.

Gar nicht übel ist es, der Gattin oder Geliebten Loose der großen Lotterie zu schenken. Insbesondere empfiehlt sich ein solches Geschenk dem Lebemann, einer Geliebten gegenüber, in den späteren Stadien des Verkehrs. Wirft ihr Fortuna einen Treffer in den Schooß, so ist sie vielleicht geborgen, und man braucht sich nicht weiter um sie zu bemühen; vielleicht theilt sie auch in ihrer ersten Freude und Nührung den Gewinnst mit dem Spender des Looses; und ist es der Haupttreffer, den sie macht — parbleu! so ist man ja der Nächste daran, sie zu heirathen!

Etwas weniger ängstlich als Lebemännern ihren Freundinnen gegenüber, ist es im Allgemeinen den Ehemännern

gegönnt, ihren angetrauten Gemahlinnen gegenüber sich zu benehmen.

Seiner lieben Frau mag jeder Gatte zu Weihnachten oder zum Geburtstage großmüthig die Kleiderstoffe oder Pußsachen schenken, die er ihr auch zu anderer Zeit — nothgedrungen gekauft hätte. Ein Ehemann braucht sich auch nicht zu bedenken, seiner Gattin ein zwar kostspieliges, aber für sie unbrauchbares Geschenk zu machen, mit der Entschuldigung, er habe nicht umhin gekonnt, eben diese Sache zu kaufen, weil er sich dem betreffenden Kaufmann, seinem Freunde, oder Kunden, oder Klienten, oder Wähler, dem er verpflichtet ist, habe gefällig erzeigen wollen. Die armen Frauen! Bauend auf den vor dem Altare ihm geleisteten Eidschwur, darf sich der Gatte mit größter Sorglosigkeit zu Weihnachten oder an sonstigen Geschenkterminen Alles erlauben. Biemlich bekannt ist, glaub' ich, die Anekdotte von dem Ehemann, der seiner Frau zu Weihnachten ein Stück Leinwand schenkte, unter der Bedingung jedoch, Hemden daraus — für ihn zu verfertigen.

Es fehlt nicht an passenden Geschenken für Solche, die man liebt, auch nicht an Geschenken für Personen, die einem gleichgiltig sind, und ebensowenig an Geschenken für Feinde und Solche, die man ärgern, oder an denen man sich rächen will, und die moderne Industrie kommt solchen Intentionen mit ihren Erzeugnissen oft trefflich entgegen. So kann z. B. eine Frau ihren Mann, wenn sie ihn nicht mehr liebt, oder wenn sie seines reichlichen Gambrinusopferdienstes halber ihm gram ist, mit einem Bierglase beschenken, dessen Deckel, sobald man ihn aufschlägt, die schmale Oeffnung des Glases so

geschickt verengt und versperrt, daß nur ein Storch aus dem Glase zu trinken vermöchte. Geeignete Danaergeschenke dieser Art sind z. B. auch elegante Wand-Bündhölzchenbehälter mit so winzig kleiner Reibfläche, daß es unmöglich ist, Streichhölzchen daran zu entzünden — oder prächtige Federwischer aus so bunt und glänzend gefärbtem Stoff, daß der Besitzer beim ersten Tintenflex, der darauf fällt, in Verzweiflung gerathen muß — u. s. w. u. s. w.

Ein junges Mädchen, das man ärgern will, beschenkt man — das Mittel ist freilich beinahe zu grausam — mit einem Strauße, den man ihr anonym zusendet. Mit einem Strauße? Ja wohl! Das Mädchen bildet sich nämlich ein, der anonyme Strauß komme von einem jungen Manne, der ihr gefällt und dem sie zu gefallen glaubt, und schwimmt in stillem Entzücken über diese erste verschämte Annäherung. Jetzt aber tritt der wirkliche Geber hervor, bekennt sich verblümt oder unverblümt zu dem Geschenke, raubt dem Mädchen die süßeste der Täuschungen, und versetzt sie — sie muß noch obendrein dafür danken — in eine heimliche Wuth, die sie wochenlang nicht verwindet.

Doch genug von diesen praktischen Winken und aus der Erfahrung geschöpften Exempeln, welche sich auf die verhältnißmäßig noch immer leichte Kunst beziehen, zu gewissen Festterminen Geschenke darzubringen. Sie berühren nicht den wahren Kern der Sache. Wir müssen uns mit größerem Ernste waffnen und den Weltweisen die Frage vorlegen: Was heißt denn Schenken überhaupt? Was wollen denn die Menschen eigentlich damit? Was ist der tiefere Sinn und Zweck des Schenkens?

Eine rohe, cynische Auffassung der Dinge ist da gleich bei der Hand mit der Antwort. Man schenkt aus Eigennuz. Man schenkt, um wieder beschenkt zu werden.

„Quisquis magna dedit, voluit sibi magna remitti“ — ist eine Behauptung des römischen Dichters Martialis. Das heißt, in die plastisch- und drastisch-derbe Sprache des deutschen Mittelalters übersetzt: „Mit Schenken thut man einer Gab' winken“ — „Man schenkt Keinem eine Wurst, man hoffe denn, er werde auch eine Sau schlachten —“ (also Wurst wider Wurst?) — „Arme Leut', wenn sie ein Ding theuer gedenken zu verkaufen, so schenken sie es einem Reichen.“ —

Nun ja, es läßt sich nicht leugnen, daß Geschenktes oft theurer zu stehen kommt als Gekauftes, und daß die Freundschaft großmüthiger Verschwender sich als eine prekäre Sache herausstellt, da diesen verschwenderisch Großmüthigen nicht bloß das eigene, sondern auch fremdes Geld „Chimäre“ ist und sie ebenso ohne Umstände nehmen als geben.

Aber es wäre ein Irrthum, es wäre ungerecht, den tieferen Sinn und Zweck des Schenkens im Eigennuz zu suchen. Ein Geschenk, in eigennüziger Absicht gegeben, ist kein Geschenk, wird nicht als solches anerkannt.

Also wäre es die Selbstlosigkeit, wäre es der Drang einer in sich befriedigenden Großmuth, der bloße Trieb zu geben um zu geben, um wohlzuthun vielleicht, was dem Geschenk seine ideale Würze und Bedeutung leiht? Auch das nicht. Die Erfahrung lehrt seltsamer Weise das Gegentheil. Der Geber kommt damit nur aus dem Regen in die Traufe. Ein Geschenk, von dem wir merken, daß es in

eigennütziger Absicht geboten wird, verliert bloß seinen Werth, schmeichelt aber vielleicht sogar; ein Geschenk aus purer Großmuth, ein Ausfluß unverlangter Gnade, macht stuzig, beschämt, verletzt. Liegt dabei die Wahrheit zu Grunde, die der Spruchdichter Publius Syrus mit den Worten ausdrückt: „Eine Wohlthat annehmen, heißt seine Freiheit verkaufen?“ Nein! Das würde noch immer das Gefühl der Beschämung und Entrüstung nicht erklären, mit welcher man unter Umständen gerade die uneigennützigste Gabe zurückweist. Es gilt im Allgemeinen als eine Schande, sich so ohne Weiteres beschenken zu lassen. Montaigne erzählt, daß die Geschenke, die man von Seite eines Sultans Soliman dem Kaiser von Calicut überbrachte, diesem ein solches Aergerniß verursachten, daß er sie nicht nur in sehr barscher Weise ausschlug, mit dem Bedeuten, er sei gewohnt zu geben, nicht zu nehmen, sondern auch die Ueberbringer des Geschenkes in eine tiefe Grube werfen ließ. „Wir vergeben niemals ganz den Gebenden,“ sagt Emerson; „die Hand, die uns speist, schwebt immer in Gefahr, gebissen zu werden. Wir können Alles von der Liebe entgegennehmen, denn das ist nicht anders, als ob wir es von uns selbst empfangen; aber nicht von Jemand, der es sich anmaßt, etwas zu geben.“

Die Lehre des Buddha setzt sich über das beschämende Gefühl, welches das Empfangen und Annehmen einer Gabe mit sich führt, dadurch hinweg, daß sie, ausgehend von dem Gedanken der ursprünglichen Gemeinsamkeit alles Besitzes, das Ueberströmen des Ueberflusses nach der Seite des Mangels — eine Art von Endosmose — als etwas Natürliches und Selbstverständliches ansieht, grundsätzlich zu

anken verbietet und das Gesetz aufstellt: „Schmeichle nie deinen Wohlthätern!“

„Wer gibt,“ sagt Seneca, „ist ein Gott; wer Dank dafür verlangt ein Wucherer.“

Also auch das uneigennütige Geschenk ist darum noch lange kein echtes und läuft Gefahr, nach den Grundsätzen des Communismus ohne Dank entgegengenommen, oder mit Unwillen zurückgewiesen zu werden.

Aber das Wort des Räthfels ist oben schon ausgesprochen: „Wir können Alles von der Liebe annehmen“ — aber nichts von dem, der sich in kalt-stolzer Großmuth „anmaßt“, uns zu beschenken. Das ist's. „Die Menschen,“ sagt derselbe Emerson, „essen deine Gefälligkeit wie einen Apfel und denken dabei nicht an dich. Aber liebe sie, und sie erkennen dich und haben dich gern für alle Zeit.“

So wäre denn die „Kunst zu schenken“ schon in die „Kunst zu lieben“ miteinbegriffen, als ein Theil von ihr, und es wäre nicht mehr nöthig, eine solche zu schreiben.

Man muß unterscheiden zwischen Wohlthaten und Geschenken. Von ersteren ist hier nicht die Rede.

Geschenke sind den Opfern zu vergleichen, die man zu allen Zeiten der Gottheit brachte. Sie haben ganz denselben Sinn. Man wollte sich selbst dem Gotte geben und schlachtete symbolisch für sich ein Opferthier. Ganz so ist das echte Geschenk im schönsten, höchsten Sinne ein Symbol für die Hingabe der Persönlichkeit des Gebers, sei es in individueller, sei es in universeller Liebe. Ein Weib, das ein Geschenk von einem Manne nimmt, sagt damit, daß sie ihn selber

nicht ausschlägt. So und nicht anders wird es auch von aller Welt aufgefaßt. Darum sind auch die würdigsten Gaben diejenigen, die wir gleichsam aus dem Born unserer eigenthümlichen Wesenheit schöpfen: die Werke unserer Mühe, unseres Fleißes, unsrer Begabung, oder was ein Theil unseres besonderen, eigenthümlichen Besizes ist.

Der Landmann schenkt Früchte, der Winzer Trauben, der jagdlustige Gutsbesitzer Hasen und Rehe, der Dichter Stammbuchverse, der Maler Skizzen von seiner Hand, die Schäferin Blumen, der Stutzer Bonbons, der Priester Heiligenbildchen und Rosenkränze, der Nabob Pretiosen, der Fürst Adelstitel und Orden — und Alle meinen es gut und geben was sie haben und worüber sie verfügen, und es ist so wenig unrecht oder Schande, Adelstitel und Orden aus der Hand eines Fürsten anzunehmen, als Blumen aus der Hand einer Schäferin, denn wie die Schäferin über Blumen, verfügt nun einmal der Fürst über Titel und Orden und von seiner Huld erwartet man keine Sträußchen. Sein eigenster Besiz ist Macht und Ehre, und Symbole von Macht und Ehre sind die passenden Geschenke seiner Hand. Titel und Orden sind Symbole wie Blumen, und als solche so gut wie Blumen, und es hat keinen rechten Sinn, die Nase über diese Gaben zu rümpfen.

Blumen sind geborne Liebesboten und haben daher als Geschenke die erste Rolle gespielt zu allen Zeiten. Welche Art von Geschenk könnte die Rose und den Lorbeer an Universalität des Gebrauchs, an Poesie und Bedeutsamkeit übertreffen? Aber eben durch diese Universalität des Gebrauchs ist die ursprünglich so poesiereiche Blumenspende fast

zu einer abgegriffenen Münze von halbverwischtem Gepräge geworden, und es kann ihr neuer Glanz und Werth nur wieder durch Umstände und die Art und Weise der Darbringung verliehen werden.

Ein schon betagter, gefeierter Künstler meiner Bekanntschaft erhielt viele Kränze und Sträuße ins Haus gesendet. Er legte kein Gewicht mehr darauf und warf sie übereinander in einen Winkel, wo sie unbeachtet im Staube verdorrten und vermoderten. Eines Tages geht er durch eine Straße der Stadt; da kommt eine ihm unbekannt, nicht mehr jugendliche Frau von bescheidenem Ansehen in einfachem Anzuge des Weges. Sie ist eben von einem Ausfluge ins Hochgebirge zurückgekehrt und trägt einen Strauß von Alpenblumen in der Hand. Sie erblickt den Künstler, erkennt ihn, ein Gedanke fährt ihr durch den Kopf — sie zaudert, schwankt ein wenig, endlich faßt sie sich ein Herz, nähert sich dem auch von ihr geehrten Manne und bittet ihn, den Strauß aus ihrer Hand anzunehmen, er komme frisch von der Alpe. Damit überreicht sie die Blumen und verschwindet mit bescheidenem Gruße. Diesen Alpenblumenstrauß warf der Künstler nicht zu den andern . . .

Das echte Geschenk muß immer improvisirt und die Kunst des Schenkens mit ihm gleichsam neu erfunden scheinen.

Noch ein Wort von Geldgeschenken. Verdienen sie die Mißachtung, die man gemeiniglich gegen sie zur Schau trägt? Ich denke nicht, und wenn ich von Einem, den ich liebe und beschenken will, wüßte, daß ich mit nichts in der Welt ihm eine größere Freude machen kann, als mit einer

Rolle Ducaten, so würde ich ihm eine Rolle Ducaten schenken — vorausgesetzt natürlich, daß ich sie eben besäße. Kann Alles zum Symbol werden, warum nicht auch das Geld?

Nichts ist so schön und poetisch, daß es nicht zu schlecht wäre für ein Geschenk, wenn es des Werthes entbehrt, den ihm die Gesinnung und die Inspiration des Augenblicks verleiht, und nichts so unscheinbar und prosaisch, daß es nicht gut genug wäre, als Geschenk seinen Zweck zu erfüllen, wenn es als solches nur sprechend, lebendig, inspirirt, spontan und naiv ist.

Aus dem Munde eines Dichters habe ich folgendes kleine Erlebnis, das hierher gehört. Vor ein paar Tagen — so lautete die Erzählung — erhielt ich aus der Ferne ein Lorbeerkränzlein in einer großen Schachtel zugesendet, das ich unter den üblichen Umständlichkeiten und Spesen von der Post in Empfang nahm, und das mir nichts Neues sagte, da mir die ehrende Ansicht der Dame, die ihn sendete, über meine Poesien schon aus ihren Briefen bekannt war. An demselben Tage kam ein Bürschchen zu mir, das sich mit poetischen Versuchen befaßt, und das mir seine Talentproben zur Begutachtung vorzulegen pflegt. Ich sehe die Versuche durch und lobe oder table sie. Dafür ist mir der Knabe dankbar mit der ganzen Wärme eines jugendlichen Herzens. Eben hatte ich wieder ein Heft in dieser Weise mit ihm durchgenommen. Er drückte mir seinen Dank mit einer gewissen Begeisterung aus. Plötzlich legte er seine Hand etwas verlegen an die Brusttasche seines Rockes mit den Worten: „Ich habe noch ein kleines Anliegen — aber ich weiß nicht recht, wie ich es vorbringen soll — ich habe da

etwas, was Sie — verzeihen Sie — vielleicht brauchen könnten —“ Dabei zog er ein dünnes Briefcouvert aus der Tasche; ich konnte mir schlechterdings nicht denken, was es enthielte.

„Nun, was ist es denn?“ fragte ich, um dem Schüchternen Muth zu machen.

„Verzeihen Sie!“ sagte er und überreichte mir verschämt das Couvert.

„Nun, was ist's?“

„Entschuldigen Sie — ich habe gehört, daß Sie so sehr an Hühneraugen leiden, und ich kenne eine Frau, die auch so sehr daran leidet und mit dem größten Erfolge dieses Pflaster gebraucht, welches ausgezeichnet ist, und welches sie aus Deutschland kommen läßt — und da habe ich auch eines kommen lassen und habe gedacht . . .“

Ich mußte hell auflachen und acceptirte das Geschenk mit heiterem, herzlichem Danke.

So weit der Poet.

Und nun rathe der geneigte Leser: welches von diesen beiden Geschenken des Tages mag dem Beschenkten in höherem Lichte erschienen sein — der Lorbeerkranz oder das Hühneraugenpflaster?

Was mir bei einer Hellseherin begegnete.

In den Jahren 1864—1865 bot sich mir zu Triest wiederholt Gelegenheit, öffentlichen Productionen von reisenden Somnambulen beizuwohnen, d. h. von Frauen, welche ihr Reisebegleiter und Magnetiseur vor dem versammelten Publikum in einen magnetischen Schlaf versetzte, während dessen sie Proben ihres Hellsehens gaben.

Zuerst kam Herr Guidi mit seiner somnambulen Gattin; ihm folgte Herr Meriggioli mit seiner Hellseherin, zuletzt Herr Castagnola mit einer „Hellseherin ohne Maske“. Der Leser wird erfahren, was unter letzterem Ausdrucke zu verstehen war.

Um desjenigen willen, was ich hier erzählen will, ist es nöthig, daß ich zuvor einen Beweis für die völlige Unabhängigkeit und das entschieden Skeptische meines Standpunktes in Sachen des Somnambulismus liefere. Es fällt mir nicht schwer, diesen Beweis zu liefern. Ich hatte Veranlassung, mich über die erste Production des Herrn Guidi öffentlich auszusprechen, und ich that es mit den folgenden sarkastischen Zeilen:

„Um Herrn Guidi, den Magnetiseur, zu sehen“ — so schrieb ich — „begab ich mich gestern Abend ins Teatro filodramatico und fand daselbst ein ungewöhnlich großes Publikum versammelt. Es ist eben ein günstiger Zeitpunkt für Solche, die unglaubliche Dinge produciren; die hochgethürmten Bastionen moderner Damenhüte hindern den Ungläubigen, die Künste des Wunderthäters allzuscharf ins Auge zu fassen, und das beständige Husteln, Husten und Nühspern einer in Folge des rauhen Winters verschnupften Zuhörerschaft macht es dem Sachkundigen unmöglich, den Erklärungen, von welchen jene Productionen begleitet werden, mit kritischem Ohr zu folgen. Ich selbst muß aus gleichen Gründen darauf verzichten, zu bestimmen, welche Farbenschattirung zwischen Schwarz und Weiß die Magie des Herrn Guidi einhält und inwiefern sie etwa ins Dunstartig-Blaue hinüberspielt. Ich will mich ganz objectiv ans Factische halten. Die Somnambule des Herrn Guidi folgt mit geschlossenen Augen sowohl ihrem Magnetiseur selbst, als auch Jedem, der sich mit diesem in magnetischen Rapport setzt. Herr Guidi vermindert oder verstärkt nach Belieben ihren Puls; er theilt ihren Armen oder auch ihrem ganzen Körper eine Steifheit mit, die sich nur brechen, nicht biegen ließe; er ruft Convulsionen in ihr hervor und besänftigt sie wieder; er sticht sie in den Arm mit einer Nadel, ohne daß sie davon eine Empfindung hat. So weit ging in der Production das „Positive“, wie Herr Guidi sich ausdrückte; nun kam — das Nicht-Positive? der „blaue Dunst“ vielleicht? Nein, Herr Guidi sagte, das Transcendentale: die „Clairvoyance“ und die „Ekstase“. Die Clairvoyance

bestand darin, daß die Somnambule abwesende Personen charakterisirte, von welchen man ihr Briefe oder Ringe zeigte, oder daß sie beliebigen Herren aus der Zuhörerschaft auf Verlangen ihre Mütter beschrieb. In der „Ekstase“ begleitete sie musikalische Productionen und selbst eine Declamation mit vortrefflich studirten Attitüden, in welchen der Wille des Magnetiseurs sie zuweilen festzauberte, wobei die Pupille des offenen Auges den vorgehaltenen Lichtern trotzte. Zu bemerken bleibt nur noch, daß die Somnambule des Herrn Guidi eine kräftige, intelligente Frau ist, der man viel zutrauen kann, und daß sie sich immer vor dem applaudirenden Publikum an der Seite des Magnetiseurs verbeugte, wie Jemand, der seine Sache gut gemacht hat. Was Herrn Guidi betrifft, so spricht er vor dem Publikum wie ein Mann, der von den Wundern des Magnetismus überzeugt ist. Daraus folgt freilich noch nicht, daß er auch an seine eigenen glaubt. Ist er aber im Stande, aus einzelnen Gegenständen, durch seine Somnambule das Bild der Person entwerfen zu lassen, von welcher diese Gegenstände herrühren, warum verwerthet der Wundermann seine Kunst nicht im öffentlichen Interesse zur Entdeckung von Mördern u. dgl.? Ohne Zweifel erwiese sich auch seine Fähigkeit, auf den Puls (also den Blutumlauf) zu wirken, ferner Convulsionen hervorzurufen und zu besänftigen, vielleicht auch seine Kunst, auf Nerven und Muskeln anspannend, „adstringirend“ zu wirken, in manchen Fällen als dankbar.“ —

Diese Bemerkungen klangen ironisch genug, und auch die bald darauf folgende zweite „magnetische Akademie“ des Herrn Guidi änderte an meinem Standpunkte nichts. Damals

wie heute stand es bei mir fest, daß ein Unterschied zu machen sei zwischen den Wundern des Magnetismus, die den gelehrten Forscher beschäftigen, und denjenigen, mit welchen die Magnetiseure auf Reisen gehen. Bei den Nadelstichen, mit welchen Herr Guidi die Unempfindlichkeit der in den Banden des magnetischen Schlafes liegenden Frau beweisen wollte, dachte ich an Karl Vogt, der einmal in ähnlichem Falle der schlafbefangenen Dame unvermerkt einen Frosch in den nackten Rücken hinabschlüpfen ließ, worauf sie mit „Jesus Maria, was ist das!“ aufsprang, nachdem sie noch eben die erstaunlichsten Beweise vollständiger Empfindungslosigkeit gegeben hatte. Ebenso störte mich bei den Beweisen des Hellsehens, welche Frau Guidi gab, immer der Gedanke, daß die große Summe, welche ein reicher Engländer für diejenige Somnambule erlegt hat, die durch das Couvert hindurch die genaue Zahl der hinterlegten Banknoten erblicken kann, bis auf diesen Tag noch unbehoben ist. Die Herren Magnetiseure, dachte ich, sind selber Schuld, wenn sie noch auf Ungläubige stoßen. Warum haben sie sich nicht angeboten, ans Licht zu bringen, wo der Nordpolfahrer Franklin hingegrathen und was aus dem Afrikareisenden Vogl geworden? Auf Herrn Guidi und seine Somnambule hatte ich ein scharfes Auge. Ich glaubte z. B. zu bemerken, daß, als die Somnambule mit ganz erstarrtem Leibe dalag, den Kopf auf den einen, die Spitze der Füße auf den andern Stuhl gestützt, und Jemand im Parterre bei einer Bewegung des Stuhls erschrocken rief: „Sie fällt!“ — daß da die Augenlider der „Bewußtlosen“ ein wenig zuckten. Wenn ferner Solche, die nach Herrn Guidi's Autorisation, nachdem sie

mit ihm in magnetischen Rapport gesetzt waren, durch ihren bloßen inneren Willensact die Bewegungen der Somnambule bestimmen sollten, erklärten, sie habe sich z. B. nicht sogleich in dem Momente umgedreht, als sie es wollten, und Herr Guidi dies damit entschuldigte, daß zwischen Ursache und Wirkung doch immer einige Zeit verstreichen müsse, so schien mir dies nicht sein Ernst gewesen zu sein; hatte ich doch im Gegentheil die Wahrnehmung gemacht, daß, wenn er die Schlafwandelnde durch Handbewegungen aus der Entfernung lenkte, die Wirkung der Ursache zuweilen um einen Moment sogar vorauseilte . . .

Nach Herrn Guidi, der sich im Jänner und Februar 1864 producirte, kam schon im Juli desselben Jahres Herr Meriggioli mit der Somnambule Signora Filomena Gavazzi. Signora Gavazzi war ein Frauenzimmer mittlerer Größe, von zarter Gestalt und leidenden Zügen. Herr Meriggioli gab dem Publikum die Versicherung, Signora Gavazzi habe in Bologna den medicinischen Studien obgelegen und beschäme an gründlichem Wissen jeden Arzt.

Das Paar producirte beiläufig dieselben Künste und fast auch in derselben Reihenfolge wie zuvor Herr Guidi und seine Hellscherin. Im „zoomagnetischen“ Theile der Vorstellungen (Katalepsie, Kraftvermehrung u. s. w.) leistete die Somnambule des Herrn Meriggioli nicht ganz so Erstaunliches wie ihre Vorgängerin, dagegen gelang ihr das eigentliche Hellssehen bezüglich des Inhalts verschlossener Etuis und Brieffaschen besser als jener. In der „musikalischen Ekstase“, dem harmlosesten Bestandtheil des magnetisch-somnambulistischen Repertoirs, blieb der Vorrang wieder

mehr auf Seite der plastischen Leiblichkeit, über welche Frau Guidi verfügte.

Als Herr Meriggioli am 22. des genannten Monats seine zweite Production im Teatro filodramatico gab, kam mir der Gedanke, die Fähigkeiten der Hellseherin persönlich auf die Probe zu stellen.

Herr Meriggioli pflegte die Zuschauer aufzufordern, selbstverschlossene Etuis, Schächtelchen und andere Behältnisse dieser Art auf einen Teller zu legen, mit welchem er umherging. War der Teller gefüllt, so wurde er vor die an einem Tischchen sitzende, in magnetischen Zustand versetzte Somnambule hingestellt. Diese nahm hernach eines dieser Behältnisse nach dem andern vor und bestimmte den Inhalt. Es geschah dies immer zur Zufriedenheit der Eigenthümer, und die Sache wurde so lange fortgesetzt, bis das Publikum derselben müde war und „basta!“ rief. Der Gedanke lag nahe, daß diejenigen, welche etwas auf den Teller gelegt hatten, mit dem Magnetiseur im Einverständnisse waren. Aber ebenso lag es nahe, daß die Ungläubigen diese Gelegenheit benützten, der Hellseherin auf den Zahn zu fühlen. Ich zählte zu den letzteren.

Bevor ich mich in das Theater verfügte, in welchem die Production stattfand, verbarg ich ungesehen, und ohne irgend Jemandem auch nur die geringste Andeutung von meinem Vorhaben zu machen, in einem Schächtelchen aus festem Pappendeckel eine Haarflechte, herrührend von einem vier Jahre vorher verstorbenen jungen Mädchen. Um das Schächtelchen legte ich einen starken Bindfaden in mehrfachen Windungen und steckte es zu mir.

Von dem Inhalt des Schächtelchens konnte nicht bloß Niemand eine Ahnung haben, sondern es war auch die Herkunft, ja das Vorhandensein des Gegenstandes, der den Inhalt des Schächtelchens bildete, Niemandem am Orte selbst bekannt.

Mit dem wohlverwahrten Schächtelchen in der Tasche ging ich zu Herrn Meriggioli's Vorstellung, und als nun wieder den Anwesenden Etuis, Brieffaschen u. dgl. zur Bestimmung des Inhalts abverlangt wurden, legte ich mein Schächtelchen auf den breiten, flachen Teller. Der Magnetiseur reichte der Somnambule den Teller und sie that einen Griff hinein, um einen von den Gegenständen zu nehmen und zu bestimmen. Da kam ihr mein Schächtelchen unter die Hände. Aber kaum hatten ihre Finger dasselbe berührt, so warf sie es mit Heftigkeit von sich. Sie nahm Anderes vor, bestimmte den Inhalt verschiedener Brieffaschen u. s. w., ohne auf mein Schächtelchen zurückzukommen. Was ich fürchtete, geschah: das Publikum bekam die Sache satt, bevor alle Objecte an die Reihe gekommen, schrie „basta! basta!“ und verlangte den Uebergang zu einer andern Nummer des Programms. Die Gegenstände wurden zurückgegeben. Ich wollte mich aber nicht umsonst bemüht haben. Ich ersuchte den Magnetiseur, mein Schächtelchen doch noch einmal der Somnambule vorzulegen. Er entschuldigte sich mit Verweisung auf das ungeduldige Publikum. Da intervenirt ein Dritter zu meinen Gunsten; zögernd reicht der Magnetiseur der Somnambule das Schächtelchen. Kaum aber hat diese dasselbe berührt, so schleudert sie es neuerdings mit einem gewissen Abscheu von sich, so daß es ins Parterre hinabrollt. Ich bestehe

darauf, daß sie den Inhalt angebe. Nochmals wird ihr das Schächtelchen übergeben und nun erklärt sie, es seien Haare nebst einem Stückchen Papier darin. Herr Meriggioli löst den Bindfaden, öffnet das Schächtelchen, und nimmt die darin befindliche, an einem Stückchen Papier befestigte Haarflechte heraus. Ich bitte ihn, die Somnambule zu fragen, warum sie einen solchen Schauer vor den Haaren gezeigt. Sie antwortet:

„Weil sie von einer Todten herrühren!“ —

Ich muß gestehen, nun war ich es, den ein gelinder Schauer überlief.

Die Production nahm eine andere Richtung. Meine kleine Affaire war kaum noch beachtet worden. Natürlich! den Gläubigen im Publikum war sie ein „Wunder des Magnetismus“ gewesen wie die früheren, den Ungläubigen ein „Kunststückchen“ wie ein anderes. Aber was sollte, was konnte sie mir sein? Kein Wunder des Magnetismus, denn an Wunder mochte ich nicht glauben. Aber auch kein „Kunststück“; denn ich glaube auch nicht an eine „Kunst“, die es dem menschlichen Auge möglich macht, in verschlossene Taschen oder Schachteln zu schauen. Mitgetheilt konnte es der Somnambule Niemand haben, was in meinem Schächtelchen enthalten sei — weil Niemand es wußte, Niemand es auch nur ahnen konnte. Und wenn sie die Haare bloß errieth, wie kam es, daß sie auch das Stückchen Papier miterrieth, auf welchem die Haare lagen? Und wenn sie nach dem Gewicht auf Haare schloß, wie konnte sie nach dem Gewicht beurtheilen, ob die Haare von einer todten oder von einer lebenden Person stammten? —

Ein eigenthümliches Interesse bot mir auch noch ein anderer Fall bei dieser zweiten Production des Herrn Meriggioli. Die Sonnambule besann sich einmal fast zehn Minuten lang, den Inhalt eines fest verschlossenen hölzernen Kästchens zu bestimmen. Endlich erklärte sie, in dem Kästchen befinde sich eine Stahlfeder und eine Münze. Bei der Eröffnung fand man zwar die Stahlfeder, der zweite Gegenstand aber war keine Münze, sondern ein Stückchen schwarzes Holz oder Mineral, das die runde Gestalt einer Münze hatte. Lag hier kein heimliches Einverständnis zu Grunde — was nicht sehr wahrscheinlich ist, denn der Eigenthümer des Kästchens zeigte sich unbefriedigt und ließ sich mit Herrn Meriggioli in einen Wortwechsel ein — so konnte gerade der Irrthum etwas für ein wirkliches, wenn auch undeutliches Schauen beweisen.

Ohne meinen Standpunkt aufzugeben, fand ich das mir persönlich gelieferte Pröbchen von Hellseherkunst doch merkwürdig genug, und um nicht der Parteilichkeit geziehen zu werden, wollte ich desselben in dem öffentlichen Organe, in welchem ich über den „reisenden Sonnambulismus“ meine Sarkasmen ausgegossen hatte, Erwähnung thun. Zufälliger Umstände halber unterblieb es damals, und erst jetzt mache ich öffentlichen Gebrauch von dem kleinen Erlebniß, dessen Erklärung ich nach wie vor dahin gestellt sein lasse, das mir aber der Mittheilung nicht unwerth scheint.

Ein Jahr nach den Herren Guidi und Meriggioli besuchte Triest Herr Castagnola aus Sicilien mit seiner Gattin, und veranstaltete im Teatro filodramatico eine Vorstellung, als deren interessantesten Theil das Programm

eine Anzahl von Experimenten ankündigte, in welchen die von Magnetisirenden und Somnambulen producirten Kunststücke auf ganz natürlichem Wege, d. h. eingeständenermaßen im Wege natürlicher Täuschung, dargestellt werden sollten. Es handelte sich hier also darum, den Somnambulismus zu demaskiren. Herr Castagnola producirte sich zuerst allein mit einigen Experimenten der natürlichen Magie und erwies sich als höchst gewandter Vertreter seines Fachs. Sein Neufheres und die Lebhaftigkeit seiner Ausdrucksweise verriethen den Mann des Südens, er hatte ein pfiffiges Sicilianergesicht und war nicht ohne Humor. In der zweiten Abtheilung der Vorstellung führte er seine Gemahlin Signora Concettina vor, und nun begann die eigentliche pseudo-magnetische Production. Nach einigen einleitenden Späßen durchstach Herr Castagnola den Arm seiner Gattin ganz ebenso mit einer Nadel, wie es die Herren Guidi und Meriggioli gethan, und führte sie umher, so daß Jedermann von der gänzlichen Empfindungslosigkeit des durchbohrten Armes sich überzeugen konnte. Es wurden sodann Einige im Publikum aufgefordert, zu erklären, ob sie den Puls der „Somnambule“ beschleunigt oder stillstehend wünschten, und die Betreffenden fanden den befühlten Puls ihrer Willensmeinung vollkommen entsprechend. Weiterhin errieth die Somnambule nicht bloß die Augen der in weiter Entfernung von ihr gefallenen Würfel, sondern sie sagte auch aufs Genaueste voraus, wie die Würfel erst fallen würden. Großes Aufsehen machte dann die Bestimmung und Beschreibung einer Anzahl von Gegenständen, welche Signora Concettina unmöglich mit Augen sehen konnte. Einige

Experimente mit dem Errathen aufgeschriebener Zahlen machten den Schluß. Mehr noch die rasche und gewandte Art und Weise, wie das Erwähnte producirt wurde, als die Production selbst, machten den Eindruck des Außerordentlichen, und nachdem eine kleine mißgünstige Partei zum Schweigen gebracht war, jubelte das Publikum mit gleicher Hingebung den frivolen anti-somnambulistischen Ausfällen des Sicilianers zu, wie früher den Herren Guidi und Meriggioli und ihren Somnambulen.

Also auch Signora Concettina bestimmte und beschrieb Gegenstände, ohne sie mit Augen zu sehen.

Aber Herr Castagnola sah diese Gegenstände — und es ist kein Zweifel, daß Frau Concettina's Hellseherei auf eine Zeichensprache beruhte, welche Herr C. mit ihr führte. Ihr ein festverwahrtes Schächtelchen zu präsentiren, gab mir Herr Castagnola leider keine Gelegenheit und keine Möglichkeit. So weiß ich nicht, ob Signora Concettina wirklich leistete, was Signora Filomena geleistet hatte, und bin heute, nach 14 Jahren, so klug wie damals in Betreff desjenigen, was mir bei der Hellseherin des Herrn Meriggioli begegnete.

Gedanken über Dichter-Unterstützungen.

(1867.)

Die geringe Rentabilität der Poesie in Deutschland ist in den Augen der Menge gewiß sehr compromittirend für die Poeten; aber noch viel compromittirender ist die Art, wie man in Deutschland dem Dichter-Elend abzuhelpen sucht. Wenn der Philister liest, der Dichter K. befinde sich in „dürftiger Lage“, so kann er sich unter demselben noch immer einen anständig gekleideten Mann vorstellen, welcher der gebildeten Gesellschaft angehört. Wenn er aber liest, daß dem Dichter mit einer Jahrespension von 3—600 fl. „geholfen“ worden, oder daß H. Zingg von einem König — demselben, der einem Componisten mit 100,000 fl. unter die Arme griff — für seine „Völkerwanderung“ ein „Ehrengeschenk“ von 200 fl. erhalten, dann glaube ich, muß er an obiger Voraussetzung irre werden, und der vielleicht schon halb erfaßte Begriff des Unterschiedes zwischen Dichter und Bänkelsänger muß ihm wieder ins Unbestimmte verschwimmen.

Die Franzosen verliehen kürzlich einem ihrer Dichter eine „Dotation“. Wie fingen sie das an? Das Parlament votirte im Namen der Nation eine Summe von 500,000 Francs. Durch die Größe des Betrages, mehr noch durch

tact- und würdevolle Art der Zuerkennung, war dem Geschenk alles Beschämende für den Empfänger benommen. Da kam auch dem Bierzig-Millionen-Volk die Idee, einem seiner verdientesten Poeten einen „Ehrensold“ zu geben. Wie gestaltete sich die Ausführung der Idee auf deutschem Boden? Wie mußte sie sich gestalten? Es kam ein larmoyanter Aufruf in die Zeitungen, in welchem die Thatsache, daß der berühmte Dichter Freiligrath mit Weib und Kindern „brotlos“ geworden, dem Publicum in hausbacken-rührender Weise nahegelegt wurde. Dann hieß es, die milden Beiträge für den Unglücklichen würden da und dort in Empfang genommen. Welch ein beschämender Unterschied für das Bierzig-Millionen-Volk! Dort wird votirt und ausgezahlt, hier „abgesammelt“ wie für einen Schiffbrüchigen oder Abgebrannten! Monatelang steht in den Zeitungen zu lesen: „Für Ferdinand Freiligrath: Herr N. N. 50 Kreuzer.“ Wir zweifeln nicht, daß im weiten Deutschland auf diesem Wege sich eine erkleckliche Summe zusammentrommeln läßt. Aber wie reich die Gaben auch ausfallen mögen, mit voller, ungetrübter Befriedigung wird die deutsche Nation auf diese That ihrer Großmuth nicht blicken können. Trägt die Dichter-Misere in Deutschland keinen anderen Namen als „Freiligrath“? Oder denkt man, nächstens wieder für einen anderen Dichter „abzusammeln“, und darauf wieder für einen anderen, und sollen fortan die 50 Kreuzer des Herrn N. N. für den berühmten Dichter K. eine stehende Rubrik in den Zeitungen werden?

Wenn Deutschland seine Dichter bezahlte, so brauchte es ihnen kein Almosen zu geben. In Frankreich und England kann der Dichter vom Ertrage seiner Werke leben; der

deutsche Lyriker und Epiker kann es nicht, auch wenn seinen Werken die Ehre wiederholter Auflagen zu Theil wird. Die Zahl der Buchkäufer unter dem Bierzig-Millionen-Volke ist klein; in Folge dessen sind auch die Auflagen der Bücher klein, und kleinen Auflagen entsprechen kleine, wenn überhaupt irgend welche Honorare.

Wir haben die Schiller-Stiftung. Sie kann nur die äußerste Noth lindern. Der Großmuth der Nation sind keine Schranken gesetzt; einer wohlthätigen Stiftung sind sie gesetzt durch die Nothwendigkeit, ihre Mittel an Viele nach Verdienst und Bedürfniß zu vertheilen. Die Schiller-Stiftung kann keinen „Ehrensold“ geben, so lange es des „Almosens“ Bedürftige giebt. Wir begreifen daher nicht recht, in welchem Sinne sich dieselbe an der Dotation für Freiligrath betheiligen soll. Das ist, als wollte man Jemandem Haus und Hof schenken und dazu noch einen Platz im Armen-Hospital. Der kleine Beitrag, den die Schiller-Stiftung liefern könnte, würde unter den vielen Gaben für Freiligrath fast verschwinden und Schriftstellern entzogen werden, die keinen „Nationaldank“ haben.

Was geschieht von staatswegen für Poeten in Deutschland? Kürzlich ist Oesterreich in einem Berliner Blatte gelobt worden, als an Großmuth gegen Dichter den übrigen deutschen Staaten voranleuchtend. Dem Vernehmen nach bezieht in Oesterreich ein Dichter und eine Dichterin eine Jahrespension von je 600 fl. De. W. aus den kaiserlichen Kassen; einem dritten Dichter ist, nach krankheitshalber erbetener Enthebung von seiner Anstellung, der systemmäßige Ruhegehalt von 400 fl. auf 600 fl. erhöht worden. Die

Gesamtsumme dieser Beträge beläuft sich auf 1400 fl. Diese Summe belastet den österreichischen Staatshaushalt nicht schwer, und die österreichische Regierung erwarb das erwähnte Lob verhältnißmäßig billig. Zu bemerken ist, daß das kleine Dänemark ebenfalls Dichter-Pensionen gibt, aber niemals unter 1000 Thalern. Man wird sich erinnern, daß dasselbe Dänemark zu wiederholtenmalen auch deutsche Dichter großmüthig unterstützt hat.

Soll der Dichter kein Paria sein, soll er als Mensch von Bildung leben, soll er sich Herd und Familie gründen dürfen, so kann seine Jahreseinnahme nicht unter dem Vierfachen von dem bleiben, was man jetzt zu mitleidigem Erstaunen des Spießbürgers in den Journalen eine „Dichterpension“ nennt. Ich sage nicht, daß es Aufgabe des Staates sei, jeden begabten Kopf sogleich der materiellen Sorgen zu entheben. Für jüngere Kräfte, die sich erst zu bemühen haben, mag nach wie vor ein „Stipendium“ ausreichen. Neid und Anfeindung würden bei der Menge der Competenten das Lebensloos des Jüngeren vergällen, wenn ihm die Frucht seines Strebens gleich anfangs mühelos in den Schooß fiel. Aber es gibt immer anerkannte, altbewährte Ritter vom Geiste, deren Stellung und Werth in der Literatur fest begründet und deren Unsterblichkeit gesicherter ist, als ihre zeitliche Subsistenz. Einem Beck, einem Mosen, einem Ringg würde die ganze Nation nicht bloß eine sorgenfreie, sondern auch eine anständige, behagliche Lebenslage neidlos gönnen.

Wie viel anerkannt hervorragende Dichter, die hier in Betracht kommen, besitzt eine Nation zur selben Zeit? Schwerlich mehr als ein Duzend. Denken wir uns für

Jeden derselben etwa eine Summe von 1000—2000 Gulden oder Thalern ausgesetzt, so würden die zwölf Pensionen das Budget Gesamt-Deutschlands mit einer Summe belasten, die kaum größer ist, als der Jahresold, den eine gefeierte Primadonna oder Tänzerin beansprucht! Man denke: Zwölf fast glänzend dotirte Poeten sind für eine Nation zu haben, um den Preis einer einzigen berühmten Tänzerin oder Sängerin! —

Die rothe Schleife.

Frau Ebrilda war eine recht gut erhaltene, hübsche und leidlich geschickte Frau von 37 Jahren, welche bis dahin nicht übel den Anforderungen entsprochen, die man an sie als Gattin und Mutter stellte, und welche beinahe schon angefangen hatte, in ihren häuslichen Pflichten völlig aufzugehen, als sie die Entdeckung zu machen glaubte, daß eine gewisse Art von hellrother Schleife, unter dem Halse an ihrem Kleide befestigt, ganz ausnehmend vortheilhaft zu ihrem Gesichte stehe, ihr ein viel jüngeres, hübscheres Aussehen verleihe.

Ihr Mann, der sie zufällig noch immer sehr liebte, und der nicht gerade ein Dithello war, aber doch zu jener, ich weiß nicht ob größeren oder kleineren Hälfte der Ehemänner gehörte, welche die Frauenwesen, die so großmüthig waren, sie mit Herz und Hand zu beglücken, durchaus für sich allein haben wollen, rümpfte beim Anblick dieser Schleife die Nase und hatte allerlei dagegen einzuwenden. Er fand sie zu plump, zu grellfarbig, zu fett und Gott weiß was.

Sie sagte ihm ganz ehrlich, sie trage die Schleife, weil dieselbe ihr gut stehe und weil sie damit hübscher und jünger aussehe.

Der Gatte fragte, wie sie dazu komme, nun plötzlich hübscher und jünger auszu sehen zu wollen?

Diese Frage fand Frau Euvilda anfangs gar nicht der Beantwortung werth. Der Mann wiederholte dieselbe jedoch mit dem ruhigen Ernst eines Menschen, der eine runde und nette Antwort haben will.

Ehemänner, welche der oben erwähnten Hälfte ihrer Gattung angehören, sind niemals sonderlich erbaut, wenn ihre Gattinnen irgendwie die Absicht zur Schau tragen, vor der übrigen Welt jünger und hübscher auszusehen, als sie sind.

Frau Euvilda warf mit einem anmuthigen Lächeln, so halb im Ernste, halb im Scherze, die Worte hin: „Ich dünkte, lieber Mann, Du wärest der Erste, dem es Freude machen müßte, wenn ich nicht ganz alt und häßlich aussehe.“

„Es sind jetzt dreizehn Jahre her, liebes Kind,“ erwiderte der Gatte, „daß Du mir als angetraute Gemahlin in mein Haus folgtest, und ein halbes Duzend Jährchen mag es auch wohl schon her sein, seit ich an Dir das Bestreben, durch künstliche Erhöhung Deiner Reize mir, und gerade mir, zu gefallen, nicht mehr bemerkte. Im Gegentheil, ich glaube mich zu erinnern, daß Du ein paarmal, wenn ich Dir den Gedanken nahe legte, innerhalb unserer „vier Pfähle“, in weiterem oder gar in engstem Sinne genommen, durch irgend welche unschuldige That meinem, und gerade meinem, wie Du weißt, stark entwickelten

ästhetischen Sinn eine erhöhte, veredelte Genugthuung zu bereiten, Du förmlich ungehalten wurdest, und recht schnippisch, mit scharfer Betonung, fragtest, „ob Du mir etwa ohne solche Thaten nicht mehr gefielest?“ und hinzufügest, für Koketterie seist Du zu alt, und wenn Du mir nicht ohne „Thaten“ gefielest, so verzichtetest Du darauf, mir überhaupt zu gefallen?“

Frau Eirilba sagte, sie entsinne sich nicht mehr, dergleichen gesprochen zu haben, legte zuletzt die Hand auf die Schulter des Gatten und versicherte mit schelmisch-freundlichem Ausdrucke ihres noch immer recht angenehmen Gesichts, es geschehe wirklich und wahrhaftig nur um feinetwillen, daß sie nicht ganz alt und häßlich aussehen wolle.

„Wenn es das ist,“ versetzte Jener trocken, „so erkläre ich Dir hiermit feierlich, daß mir die rothe Schleife nicht gefällt, daß Du mit derselben in meinen Augen nicht schöner und jünger aussehst, als ohne sie, und daß Du mir keine Freude damit bereitest. Dein angeblicher Grund, die Schleife zu tragen, fällt also weg. Und Andern, sagst Du selbst, brauchst Du ja nicht zu gefallen!“

Einen Augenblick verstummte Frau Eirilba, hub aber dann wie schmollend wieder an: „Und wenn eine Frau auch vor den Leuten nicht ganz alt und häßlich aussehen wollte — wär' das in der That ein Verbrechen? Muß ich denn nicht fürchten, Dir in Gesellschaft Schande zu machen, wenn ich alt und häßlich neben Dir aussehe?“

„Liebes Kind,“ versetzte der Gatte, indem er das Weibchen schmeichelnd am Kinn faßte und ihm mit einem Ausdruck ehrlicher, treuherziger Galanterie ins Gesicht blickte, „bildest

Du Dir wirklich ein, daß Du alt und häßlich aussiehst ohne das Ding da, die armselige Schleife? Sei vernünftig, Herzchen, Du hast dergleichen nicht nöthig. Du siehst so jung und so hübsch als möglich aus für Deine 37 Jahre."

Ein warmes Wort gab das andere. Plötzlich schob Frau Eviolida die rothe Schleife mit der Miene äußerster Geringschätzung auf den untersten Grund einer Fußschachtel hinunter. „Wenn Du weiter nichts von mir verlangst," sagte sie heiter lächelnd, „als daß ich diese Schleife nicht mehr trage — du lieber Himmel, da ist Dir sehr leicht zu helfen. Diesen Gefallen kann ich Dir schon thun!"

Acht Tage verstrichen. Frau Eviolida war im Begriffe auszugehen. Sie schlüpfte in ihr neues Kleid, betrachtete sich im Spiegel, und kam dann auf ihren Gatten zugetänzelt mit der Frage: „Nun, Männchen, was ist's? Soll ich die rothe Schleife vornehmen oder nicht?"

Der Gatte schwieg betroffen. Es wunderte und es wurmte ihn, daß Eviolida nun wieder auf eine Sache zurückkam, die er ein- für allemal abgethan glaubte.

„Thue wie Du willst!" erwiderte er zuletzt achselzuckend und wandte sich ab.

Frau Eviolida nahm die grellrothe Schleife aus der Schachtel und steckte sie vor die Brust.

Der Gatte schwieg; aber er war und blieb verstimmt. Am nächsten Morgen, beim Frühstück, fragte sie ihn nach der Ursache seiner Einsilbigkeit, seines nachdenklichen Ernstes.

Er verhehlte ihr diese Ursache nicht und machte seiner gedrückten Stimmung in einigen sanften, aber klagenden Worten über ihre Eitelkeit und Thorheit Luft.

„Hast Du es mir nicht ausdrücklich gestattet, die rothe Schleife zu tragen?“ rief sie aus. „Sagtest Du nicht, es sei Dir gleichgültig, als ich Dich fragte? So bist Du eben! Findest Du dies Verfahren ehrlich, Deiner Frau gegenüber erst eine Sache allergnädigst als erlaubt zu erklären und hinterdrein doch wieder zu mäkeln und zu nergeln? Warum sagst Du es nicht gerade heraus, daß Du mir verbietest, die rothe Schleife zu tragen?“

„Ich bildete mir ein,“ versetzte der Gatte, „daß ich bloß merken zu lassen brauchte, was mir unangenehm, um Dich zu bestimmen, davon abzulassen. Aber damit kommt man bei Euch Weibern übel an. Nun denn, wenn Du meinst, daß ich es in dieser Sache an Entschiedenheit fehlen ließ und Du es durchaus so verlangst, so sage ich es Dir gerade heraus: Ich verbiete Dir, die rothe Schleife zu tragen!“

Tage verstrichen — Frau Eorilda ging nicht aus. Sie weigerte sich sogar, ihren Mann in einen Gesellschaftsabend der „Ressource“ zu begleiten, wohin er sie gerne geführt hätte.

Der Gatte begann ängstlich zu werden. Er fragte, warum sie so hartnäckig das Haus hüte, ihrer sonstigen Gewohnheit zuwider?

Sie erwiderte gereizt, sie wolle auf das Ausgehen lieber verzichten, als einem Mißtrauen Nahrung geben, welches bei Gelegenheit der rothen Schleife in so auffallender und für sie so kränkender Weise hervorgetreten.

Das that dem Manne leid, und weil er seine Frau liebte und ihr Schmollen und Trozen nicht gerne ertragen

mochte, so hätte er sich gern auf gütlichem Wege mit ihr verständigt.

Das war aber sehr schwer bei so verschiedener Anschauungsweise der Beiden in dieser Sache. Nur in einem Punkte war das Paar vollkommen einig: daß es eine der Rede gar nicht werthe, eine erbärmliche Pappalie sei, um die es sich handle.

„Nicht einmal eine solche Kleinigkeit willst Du mir gönnen?“ sagte sie.

„Nicht einmal eine solche Kleinigkeit willst Du mir opfern?“ sagte er.

Frau Ewilden's Gemahl war ein Gelehrter und hatte den unseligen Hang, in allen Dingen mit seiner Frau durch streng logisch geführte, vernünftige Erörterungen ins Reine kommen zu wollen, obgleich er sich doch stets hätte erinnern sollen, daß er dabei noch niemals bei Ewilden etwas Erhebliches ausgerichtet. Und so setzte er denn auch jetzt, in der festen Meinung, Ueberzeugendes und Unwiderlegliches zu sagen, noch einmal seine Sache, wie folgt, ins Klare:

„Eben deshalb, liebes Weib, weil die Sache, um die es sich handelt, eine so unsäglich geringfügige und kleinliche ist, eben deshalb hat es mich gekränkt und kränkt es mich, daß Du in so leidenschaftlicher Weise, mir zum Troß, auf eben diese Sache erpicht bist, daß Du fähig bist, auf die allernichtigsten Dinge das allergrößte Gewicht zu legen. Du weißt recht gut, es ist nicht das dumme Stückchen rothes Band, was mich reizt, wie etwa den bösen Stier ein rothes Tuch. Nicht die kleine Schleife ist's, die mich ärgert, sondern Dein großer Eigensinn und die kokette Absicht, die

Du eingestandenermaßen mit dem Tragen der Schleife verbindest. Ich meine die Absicht, vor andern Leuten jünger und schöner auszusehen, wozu Du weder einen subjektiven, noch einen objektiven Grund hast: keinen subjektiven, denn Du siehst ohnedies so hübsch und jung als möglich aus; keinen objektiven, denn wenn Du nicht jung und hübsch aussehst, so könnte Dir auch die armselige Schleife nicht helfen. Und im Uebrigen frage ich Dich: aus welchem Grunde wünschst Du vor andern Männern noch hübscher und jünger auszusehen? — Antworte mir doch, ich bitte Dich! antworte mir klar und bestimmt: warum wünschst Du das? irgend einen Grund mußt Du doch haben!“

„Ach, laß mich!“ rief Frau Eirilba verdrießlich. „Es handelt sich ja gar nicht darum, ob und aus welchem Grunde ich mit der Schleife hübscher aussehcn will; es handelt sich darum, daß ich just eine Schleife dieser Art brauche — daß ich . . .“

„Aber muß es denn,“ unterbrach sie der Mann, „just eine Schleife von grellrother Farbe sein?“

„Ich besitze keine andere.“

„Dann wollen wir eine andere kaufen — so elegant Du willst — aber gedämpfter in der Farbe — geschmackvoller.“

Er begann alle sieben Farben des Regenbogens, nebst allen möglichen Schattirungen derselben nach einander durchzugehen, um sie zu veranlassen, eine passende Wahl daraus für eine neue Schleife zu treffen. Aber Frau Eirilba wurde nur immer verdrießlicher, ungeduldiger und nach einer langen Rede, mit welcher der Gatte die Entbehrlichkeit der rothen Schleife unwiderleglich bewiesen hatte, versetzte sie mit nachdrucksvoller Entschiedenheit:

„Es handelt sich nicht darum, ob die rothe Schleife mir entbehrlich oder unentbehrlich ist, es handelt sich darum, daß die Schleife mir gut zu Gesichte steht, und daß Du mir dies nicht gönnst!“

Zwischen diesem Argument und dem obigen volltugirte Frau Corilda fortan hin und her, wie der Kunstreiter von einem Pferd aufß andere. Klage man sie der Koketterie an, so berief sie sich auf irgend eine Nothwendigkeit, gerade diese Schleife zu tragen; und widerlegte man die Nothwendigkeit, so kam sie darauf zurück, die Schleife stehe ihr gut und man wolle ihr dies nicht gönnen. So konnte man sie nicht fassen und der Gatte ermüdete, in den Ketten der männlichen Logik den Sprüngen der weiblichen zu folgen.

Sie nannte ihn, als wieder die Rede auf die Sache kam, einen Kleinigkeitskrämer, einen Grillenfänger, einen Schwarzseher und Pessimisten.

„Gut!“ versetzte der Gatte. „Angenommen, ich sei ein Kleinigkeitskrämer, ein grillenhafter Schwarzseher — wäre es gerade in diesem Fall nicht noch immer Deine Pflicht und das Klügste obendrein, um dieser meiner hypochondrischen Gemüthsart willen mich einigermaßen zu schonen und mich auch nicht einmal mit Lappalien, wie diese, zu reizen?“

Er sprach noch eine geraume Zeit in diesem Tone fort. Seine Logik überzeugte sie auch diesmal nicht und sie schloß die Discussion damit, daß sie, nachdem er geendet, noch einmal auf ihre frühere Behauptung zurückkam. Erst als sie ihm damit das Unzureichende seiner Rede bewiesen und ihn gezwungen hatte, ihr das letzte Wort zu lassen, wurde sie plötzlich gnädig gestimmt, schlang ihren Arm um den Hals des

Gatten, etwas automatisch zwar und nicht mehr mit dem Gefühlschwung, über den sie vor dreizehn Jahren verfügte, aber doch immer noch herzlich genug. Und sie sagte: „Wenn es weiter nichts ist — wenn Du kein schwereres Opfer von mir verlangst als das . . .“

„Halt!“ rief der Mann, „so hast Du schon einmal zu mir gesprochen. Und dennoch trugst Du die Schleife wieder“ . . .

„Hier meine Hand,“ versetzte sie, „ich werde sie nicht mehr tragen.“ Und sie trug bei der nächsten Gelegenheit die rothe Schleife nicht. Im Auftrage ihres Gemahls brachte man ihr aus der besten Puzwaarenhandlung eine Mustersammlung der reizendsten Schleifen ins Haus und sie wählte sich eine gute Anzahl davon aus.

Der Gatte triumphirte. Ein paar Wochen später schlug sie noch überdies eine Einladung aus, deren Annahme von ihrer Seite ihm aus bestimmten Gründen nicht angenehm gewesen wäre.

Er dankte ihr mit einem Kusse. Sie lachte und rief scherzend: „Bin ich nicht ein gutes, braves Weibchen? Thue ich nicht Alles, was ich Dir an den Augen absehe? — Was erhalte ich zum Lohn für meine Opferwilligkeit? — Solltest Du mir nicht dafür erlauben, die rothe Schleife wieder einmal zu tragen?“ —

Der Mann wurde ein wenig blaß, schwieg aber, als ob er den Scherz überhört hätte.

Am nächsten Morgen vor dem Ausgehen sagte er zu Euvilda: „Höre, Kind, in Betreff der rothen Schleife habe ich Dir zu sagen, daß es mir nachgerade völlig gleichgültig

ist, ob Du dieselbe trägst oder nicht. Handle von jetzt an in dieser Hinsicht ganz nach Deinem Belieben."

"Ist dies Dein Ernst?" fragte sie.

"Allerdings!" versetzte er. "Es widerstrebt mir, um einer solchen Sache willen nur noch ein einziges Wort in meinem Leben zu verlieren. Ich sehe, das elende rothe Nichts ist ein Theil von Deinem Wesen, Deinem Selbst, und eine Frau wie Du wird sich eher die Nase wegschneiden als ein Stückchen Putz nehmen lassen, von welchem sie sich einbildet, daß es ihr gut zu Gesichte stehe." —

Um jene Zeit begann der Mann, der bis dahin eine ziemlich feste Gesundheit genossen, zu kränkeln und abzumagern. Zuletzt verfiel er in ein schleichendes Fieber, welches der Arzt auf einen krankhaften Zustand der Galle zurückführte.

Eines Tages war Frau Evrilda wieder veranlaßt, auszugehen. Sie wählte lange unter ihren Busenschleifen — keine gefiel ihr. Ihr Mann hatte ihr ja in diesem Punkte volle Freiheit gegeben; nichtsdestoweniger trat sie, bevor sie das Haus verließ, an sein Bett und sagte, seinem Blick auf die Schleife an ihrem Halse beugend: "Ich habe die rothe Schleife vorgenommen; aber ich lege sie augenblicklich wieder ab, wenn sie Dir etwa noch antipathisch ist. Sprich offen, wenn Du etwas dagegen einzuwenden hast."

"Nicht das Geringste!" erwiderte der Mann und kehrte ein Gesicht der Wand zu.

Der Zustand des Kranken verschlimmerte sich mit reißender Schnelligkeit und als Evrilda Abends heimkehrte, fand sie ihn im bedenklichsten Zustande.

Sie stand erschrocken und von Schmerz ergriffen an seinem Lager. Ein paar Tage und Nächte wachte sie unverdrossen bei ihm, während sein Befinden immer hoffnungsloser wurde. Bei der Geneigtheit der weiblichen Natur, edlen Regungen unter allen Umständen Raum zu geben, überkam sie plötzlich, wie sie so am Sterbelager des theuren Gatten stand, der Gedanke, daß sie vielleicht durch unbedachten Sinn, durch Eitelkeit und Eigenwillen ihn getränkt, und daß vielleicht auch ihre zähe Vorliebe für die unselige rothe Schleife Einiges zur Verbitterung seines Lebens, etwa gar auch zur Verschlimmerung seines körperlichen Zustandes beigetragen. Sie glaubte immer etwas wie einen leisen Vorwurf in dem ernstesten Gesichte des Todtkranken zu erblicken, und als es mit ihm zu Ende ging, warf sie schluchzend über ihn sich hin und rief: „Ach Gott! wenn etwa doch die rothe Schleife Dir noch im Stillen Verdruß bereitet hätte! — Vergib! — Nun soll sie aber gewiß und wahrhaftig nie, nie wieder in meinem Leben mir auf den Leib kommen!“

„Ist mir von nun an durchaus gleichgültig!“ versetzte der Gatte und verschied.

Evrilda bestattete den theuren Verblichenen und vergoß heiße Thränen an seinem Grabe.

Sie gab sich ganz dem Schmerze des Verlustes hin. An die rothe Schleife dachte sie bald gar nicht mehr, und steckte sie nur ganz unbewußt, gleichgültig nach der ersten besten greifend, vor die Brust, als sie die Trauerkleider ablegte und wieder unter Menschen ging.

Erst als sie heimkam, besann sie sich auf ihren Wortbruch. Den nächsten Morgen besuchte sie das Grab des Gatten,

kniete auf demselben nieder und schwur, die Schleife zu verbrennen, damit sie niemals wieder in Versuchung komme, weder bewußt noch unbewußt, sich derselben zu bedienen.

In der darauffolgenden Nacht erschien ihr der Verewigte im Traum und richtete an sie das dringende Ersuchen, ihn in dieser Angelegenheit nicht weiter zu behelligen.

Aber Frau Evrilda ließ es sich nicht nehmen, den gefaßten Entschluß auszuführen, und ihre Lieblings Schleife ging in den Flammen auf. Sie streute die Asche derselben auf das Grab des Gatten.

Die Manen desselben dürften nun wohl beruhigt und für immer versöhnt sein. —

Nachschrift. In dem Augenblicke, wo diese vor einem halben Jahre hingeworfenen Zeilen unter die Presse gehen, vernehme ich zufällig, daß Frau Evrilda, nachdem sie eine Zeitlang durch ungemessene, leidenschaftliche Trauer ihren Verwandten und Freunden ernste Besorgnisse eingeflößt, sich endlich doch wieder leidlich erholt und, um mit der düstern Vergangenheit völlig abzuschließen, sich gestern — eine neue rothe Schleife gekauft hat.

Die einzige Todsünde.

„Die einzige Todsünde ist der Egoismus.“

Diesen Gedanken schrieb ich einmal in meine Aphorismenmappe. Ich bin aber davon einigermaßen zurückgekommen. Ich möchte diese Bezeichnung der „einzigen Todsünde“ nun doch nicht mehr dem bloßen, einfachen Egoismus zuerkennen, sondern ihn aufsparen für etwas Höheres.

Beim simplen Egoismus ist das Böse nur Mittel zum Zwecke. Also nicht Selbstzweck.

Es gibt aber ein Böses als Selbstzweck — es gibt eine reine Lust am Bösen — es gibt Naturen denen das Böse an und für sich eingeboren und eingefleischt scheint.

Der große Egoist Nero wird sich seines Unterschiedes von dem bösen Mohren Tigellin bewußt und schaudert vor der Ruchlosigkeit desselben.

Der bloße Egoismus hat nichts Unbegreifliches an sich. Er ist das ursprüngliche Erbtheil der thierischen Natur. Die reine Bosheit dagegen erscheint als ein grauenhaftes Räthsel:

sie ist nicht zu erklären aus der normalen Menschennatur, sie kann nur als etwas Abnormes, etwas Krankhaftes verstanden werden, wobei freilich sogleich die alte Frage in neuer Gestalt zurückkehrt: Wie ist eine solche Abnormität, eine solche krankhafte Verirrung möglich? Wie entsteht sie in der menschlichen Natur?

Der Lateiner hat ein merkwürdiges Wort für Ausschweifigkeit: das Wort Perversitas, welches etymologisch sich nur als „Verkehrtheit“ deuten läßt, als eine Verkehrung also der Natur des Menschen in ihr Gegenteil, eine Auffassung, die dem römischen Geiste zur Ehre gereicht, denn sie konnte nur aus der Annahme entspringen, die menschliche Natur gehe nicht ursprünglich auf das Böse, sondern auf das Vernünftige, Gute und Rechte.

Es dürfte auch schwer sein, das Gegenteil zu beweisen.

Wie selbst aus Naturen von schlechtester Erziehung und zweifelhaftester Rechtlichkeit eine ursprüngliche Tendenz zum Guten, bis zur Selbstaufopferung, immer wieder hervorbricht, hat kein Dichter prächtiger und rührender geschildert, als Bret Harte in den Lebensgeschichten seiner californischen Strolche und Abenteuerer; so wie auch die rächende Macht des Gewissens niemals dämonischer und ergreifender geschildert worden, als von einem andern, älteren Poeten jenseits des Oceans, Edgar Poe, in vielen seiner grausig-wunderbaren Erzählungen.

Leichtsinn, Verlotterung, Verkommenheit — so entsetzliche und abstoßende Formen sie auch mitunter annehmen mögen, gehören streng genommen, noch nicht zur eigentlichen

Perversitas. Die Schlechtigkeit schreitet auf dieser Stufe oft nicht einmal bis zum Egoismus vor. Hier herrscht noch der Grundsatz: Leben und leben lassen. Hier — und nur hier — ist auch das Dichterwort von gewissen Weibern noch wahr: „Gutmüthig sind sie alle.“ Der Strolch und die Dirne — sie haben vielleicht ein Herz.

Eine Stufe tiefer stehen Neid und Schadenfreude, denn diese wollen nicht mehr leben lassen und die Gemüthlichkeit hat hier ein Ende. Mit dem Neide betreten wir das Gebiet des Egoismus, und die Schadenfreude geht über dieses schon hinaus: die reine wenigstens, nicht in persönlicher Feindschaft begründete. Oder wäre es nicht verzeihlicher, sich zu ärgern über das Glück eines Andern, das man selbst entbehren muß, als Vergnügen zu empfinden beim Anblick fremden Leids, von welchem man selber frei ist?

Von der reinen Schadenfreude zur Menschen- und Thierquälerei als Vergnügungsmittel ist nur ein Schritt. Ein nicht mehr arbeitsfähiges Thier im Stalle verhungern zu lassen, kann noch als Geiz aufgefaßt werden. Zu seinem eigenen Vergnügen wenigstens läßt der rohe, gedanken- und gefühllose Mensch den altersschwachen Gaul nicht verhungern. Bekanntlich aber gibt es eine Thierquälerei zum Vergnügen. Betrübend ist es, eine Neigung zu dieser Art von Vergnügen bei Kindern zu finden. Rührt dies von der Unfähigkeit des Kindergemüthes her, sich in die Lage eines anderen Geschöpfes hineinzuversetzen. Finden Kinder den Ausdruck und die Geberde des Schmerzes gerade darum so drollig, weil sie sich von diesem Schmerze keinen Begriff machen? Ist Thierquälerei

eben auch nur ein Spiel für das Kind, wie für das Kind im Grunde Alles ein Spiel ist, was es thut und treibt? Leider gibt es auch eine Thierquälerei als Sport für Erwachsene. Man denke an die antiken Hatzjagden der wilden und die modernen der edlen Walbesthiere!

Aus gemeinsamer Wurzel mit Schadenfreude und Lust zu quälen, entspringt die Lust zu zerstören und die Lust zu besudeln. Nun, warum sollte der Ruchlosigkeit gegen Menschen und Thiere nicht auch eine Ruchlosigkeit gegen das Leblose zur Seite stehen? eine Bosheit gegen den blühenden Baum, gegen die prangende Blume, gegen den reinen Quell, gegen den duftigen Waldespfad?

Steigen wir noch ein wenig tiefer hinab auf der diabolischen Nachtseite der Menschennatur, wo den Dilettanten der Ruchlosigkeit die eigentlichen Verbrechernaturen sich anreihen. Es gibt bekanntlich eine reine, auf keinen andern Zweck als die eigene Befriedigung gerichtete Mordlust. Die Annalen der Gerichtspflege wissen von uneigennütigen Giftmischerinnen, von Mörderinnen aus Beruf und Neigung zu erzählen. Die Geschichte der Völker kennt Tyrannen, welche, rein aus „Blutdurst“, Menschen wie Hammel schlachteten. Eine Wiener Gerichtsverhandlung brachte vor einigen Jahren die Eigenart eines Individuums zu Tage, welchem es ein wollüstiges Bedürfnis war, Hühnern die Hälse abzuschneiden und ihr Blut fließen zu sehen. Andere leiden an der Sucht zu stehlen oder an der Sucht zu lügen; sie müssen stehlen, sie müssen lügen, auch wenn es sich um die gleichgiltigsten Dinge handelt, ohne maßgebende Rücksicht auf Gewinn oder Vortheil.

Wie soll man sich alle diese besonderen, unmoralischen und verbrecherischen Suchten erklären? Man kann sie nur als sogenannte „Monomanie“ auffassen — als partiellen Wahnsinn; aber als einen Wahnsinn des Willens. So wie der Intellect, so hat auch der Wille im Menschen seine fixen Ideen — seinen localisirten Wahnsinn.

Wie nun zum partiellen Wahnsinn, zur fixen Idee, der allgemeine Wahnsinn, so verhält sich zur partiellen Bosheit die allgemeine, den ganzen Charakter durchdringend, das ganze Thun und Lassen des Menschen bestimmend, oft nicht in so schroffen Formen hervortretend und für den weiteren Kreis nicht so auffällig, aber doch schlimmer und von größerer Bedeutung als jene.

Eine ihrer hervorstechendsten, bekanntesten Erscheinungen ist das, was man Herzlosigkeit zu nennen pflegt.

Wie kommt es, daß gerade die weibliche „Bosheit“ und „Herzlosigkeit“ ein in Romanen und Schauspielen so häufig behandeltes Thema geworden? Wie kommen die armen Frauen dazu, vorzugsweise als Vertreterinnen einer so häßlichen Eigenart herhalten zu müssen? Zu leugnen ist die Thatsache nicht; nur daß diese „Herzlosen“ des Romans und der Bretterwelt meist etwas Schablonenhaftes haben, nach einer Seite hin karikirt, nach der andern aber, des poetischen Effectes halber, idealisirt und mit allerlei glänzendem Beiwerk von Eigenschaften ausgestaffirt. Die einfache, ganze, nackte Wirklichkeit in dieser Beziehung hat ihren objectiven Darsteller noch nicht gefunden. Ein wahrer Menschenbeobachter und Menschenkenner, welcher in einem weiten Kreise der Erfahrung, von den verschiedensten Seiten

her, die charakteristischen Züge zu vereinigen wüßte, würde ein weniger buntes, weniger im Salonfirniß verschwimmendes, aber noch weit packenderes, verblüffenderes Charaktergemälde zu bieten im Stande sein.

Es handelt sich in diesen Zeilen nicht um die Skizzirung eines solchen Charakterbildes; nicht einmal um eine Erörterung dieses psychologischen Problems seinem ganzen Umfange nach. Ich möchte nur versuchen, aus der Gesamtheit weiblicher Naturen der besagten Art eine bestimmte Gruppe herauszuheben; nicht um sie zu schildern — eine Aufgabe, deren Lösung ich bei anderer Gelegenheit versuchen werde — sondern nur um einige Winke zu psychologischer Deutung, Erklärung und Motivirung ihres Typus zu geben.

Schopenhauer hat bekanntlich den Satz aufgestellt, daß der Wille, der zunächst unbewußte Trieb, sich das Gehirn, das Organ des Intellekts, und somit auch diesen selbst, erst schafft. Man braucht das nicht buchstäblich zu nehmen: als Anknüpfungspunkt für das, was ich im Folgenden klar machen möchte, eignet es sich immerhin trefflich. Unbestreitbar richtig ist dies, daß Wille und Intellekt im engsten Wechselverhältnisse stehen, daß ein einseitig entwickeltes Triebleben auch einen einseitig entwickelten Intellekt bedingt, daß ein gemeines, armseliges, beschränktes Wollen auch die denkende Kraft verkümmern läßt. Je universeller und schwunghafter, je mehr auf Großes und Hohes gerichtet, wär's auch nur zu eigensüchtigem Zwecke, das Streben des Menschen, desto universeller, schwunghafter wird auch der Intellekt sich entwickeln. Ebenso wird einem auf das Animalische beschränkten

Triebleben der Intellect sich anpassen: hier wie dort wird der „Wille“ sich sein Organ „schaffen“.

Nehmen wir nun an, daß das Wollen in irgend einem weiblichen Wesen, bewußt und unbewußt, ganz in jenen Naturtrieben beschlossen sei, auf welchem sein animalischer Beruf, als Sinnenwesen, zunächst beruht, in den koketten Instincten der Weiblichkeit, mit dem ganzen Jubel von Puzsucht, Eitelkeit, unersättlicher Zerstreungswuth, krankhafter Gier nach Menschengedränge u. s. w. In diesem Falle wird der Intellect zu einem Organ eben dieser Instincte einschrumpfen und verkümmern. Es läßt sich auch recht wohl begreifen, daß eben im Weibe, bei welchem überhaupt Natürliches und Geistiges inniger zusammenhängt, auch die Wechselbeziehung zwischen Wille und Intellect eine engere sein muß und daß das weibliche Triebleben leichter der Einseitigkeit verfallen kann als das des Mannes, der doch immer durch die äußeren Lebensinteressen nach verschiedenen Richtungen in Anspruch genommen wird.

Selbstverständlich wird eine weibliche Natur dieser Art Interesse für alles Mögliche zu heucheln verstehen. Thatsächlich aber wird ihr ganzes Wesen nur von einem einzigen Interesse beherrscht werden; thatsächlich wird ihr alles Andere, trotz der schönen Phrasen, die sie macht, ganz erschrecklich gleichgültig sein; thatsächlich wird alles Höchste und Herrlichste ihr das Armseligste, woran sie hängt, nicht ersetzen können, und das Beste und Schönste wird ihr gerade gut genug sein, die Lücken auszufüllen, welche der Genuß des Schalfen in ihrem Leben übrig läßt.

So lange es im Sinne und in der Richtung seines Begehrens sich angeregt findet, wird ein solches Weib vielleicht durch „Geist“ zu glänzen scheinen; es wird vielleicht sogar die höheren Formen der Liebesleidenschaft, und mit diesen die edelsten seelischen Eigenschaften zur Schau tragen. Und doch wird hinter all' dem nichts sich bergen als das einseitige Triebleben und der einseitige Intellect, und sobald die Anregung von jener Seite her erloschen ist, wird die Individualität desselben Weibes in erschreckender Blöße, in jämmerlicher Kahlheit dastehen. Nicht mehr vom Hauche der Leidenschaft geschwellt, wird eine solche Natur, wie ein angestochener Ball, zur leeren Hülse zusammenschrumpfen und aus dem blauen Aether in den Roth heruntersinken. Die geistreiche, reizende, liebenswürdige Dame wird verschwunden sein — zum Vorschein kommen wird das „Sperlingsgehirn“ und das „Krötenherz“.

Bilde nur dies kein Mann sich jemals ein: das wahre Wesen eines Weibes kennen zu lernen, so lange es ihn liebt!

Es ist eine der grauenhaftesten Entdeckungen, die man machen kann, daß es Menschen gibt ohne Erinnerung. Wie soll man sich das erklären? Die Sache ist einfach genug. Denken wir uns das Gehirn eines Weibes ausgefüllt von der Sorge um den Genuß dieser und der nächsten Stunde — Sinn und Bewußtsein, Denkfähigkeit und Reflexion beschränkt auf das, was mit seiner lebhaften, aber beschränkten und einseitigen Begehrlichkeit zusammenhängt — Vergangenheit und Zukunft ausgelöscht und die Gegenwart auch nur den Moment umfassend. Muß sich daraus nicht allen Ernstes

eine Verkümmernng des Gedächtnisses ergeben: jenes Vermögen, welches ja eben darin besteht, nicht eine einzelne fixe Idee, sondern größere Massen und Reihen von mannigfaltigen Vorstellungen gegenwärtig zu haben und denkend zu überschauen? Mit dieser Verkümmernng des Gedächtnisses hängt dann freilich ein ganzer Kattenkönig von Untugenden zusammen und es wird sich damit manche auffallende Charaktereigenheit sehr natürlich nicht bloß erklären, sondern zum Theil auch entschuldigen lassen.

Man wirft solchen Frauenwesen die Verlogenheit ihrer Reden vor. Aber sie wissen nicht, daß sie lügen. Man tadelt es an ihnen, daß sie sich jeden Augenblick widersprechen; aber es ist nicht ihre Schuld, denn sie haben schlechterdings in diesem Augenblick schon vergessen, was sie im vorigen gesagt. Ihr Wort ist leerer Hauch — ein Versprechen aus ihrem Munde hat keine Geltung. Aber wie könnte es anders sein? Das Versprechen ist ja, kaum gemacht, auch schon aus ihrem Gedächtniß entschwunden. Sie scheinen undankbar im höchsten Grade — aber nur, weil keine Wohlthat, keine erwiesene Liebe und Treue mehr in ihrer Erinnerung haftet, von dem Augenblicke an, wo die Person, welcher sie verpflichtet sind, ihnen gleichgiltig geworden. Ihr Gedächtniß funktionirt nur für eingebilbete Wohlthaten, dort wo sie lieben; und für eingebilbete Kränkungen, dort wo sie hassen oder wenigstens nicht mehr lieben.

Der Wille, der Trieb, wenigstens der sinnliche, bringt es nur so weit, sein liebes Ich zu „setzen“. Erst der Intellekt versteht sich auf die schöne Kunst, diesem Ich auch ein Nicht-Ich gegenüberzusetzen, und auf die noch schönere,

sich mit diesem doch wieder Eins zu wissen. Aus diesem Mangel ergeben sich dann weitere Eigenthümlichkeiten bei Menschen, in welchem das Triebleben vorherrscht. Häufig genug hört man klagen über die Unmöglichkeit, Frauenwesen der in Rede stehenden Art ein begangenes Unrecht klar zu machen. Aber wer nun einmal Alles in der Welt vom Standpunkte des Triebes, d. h. der Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit für seine Person, betrachtet, der kann und wird sich niemals fragen: Ist dieser mir gemachte Vorwurf begründet oder nicht? sondern nur: Ist er für mich angenehm oder unangenehm? Und da er unter allen Umständen nur unangenehm sein kann, so liegt es in der Natur der Sache, daß auch die begründetste Klage als Beleidigung aufgefaßt und erwidert wird. Mit derselben Naturnothwendigkeit, mit welcher z. B. die getretene Schlange sich wuthschäumend aufbäumt, gleichviel, ob man ohne allen Grund sie tritt, oder darum, weil sie gestochen — mit derselben Naturnothwendigkeit wird der reine Triebmensch den Vorwurf einer Bosheit, ohne die mindeste Rücksicht auf die Gerechtigkeit desselben, mit einer neuen, wo möglich noch größeren Bosheit erwidern müssen. Eine Natur, die im beschränkten Ichgefühl aufgeht, kann kein Bewußtsein haben von dem, was sie anderen zufügt.

Derselben Unfähigkeit sich aus dem Ich heraus in die Lage und Stimmung eines Andern hineinzuversetzen, verdankt seinen Ursprung der geradezu erstaunliche, absolute Mangel an Mitleid, welcher an Personen eben des zarten Geschlechts oft so bitter beklagt wird. Man sollte glauben, daß weibliche Naturen der besagten Art durch Genuß und Vergnügen zu

schöner Heiterkeit, Milde und Mitgefühl für fremdes Leid, besonders für jenes, welches sie selbst verursachen, gestimmt werden, und man kann sich nicht genug wundern, sieht man, wie sie gerade dann, wenn sie sich eben köstlich amüsiren oder amüfirt haben, ein Erkleckliches an Uebermuth und Herzenskälte leisten, nicht ein Tröpflein der Heiterkeit und des Glücks, in welchem sie schwelgen, für diejenigen übrig haben, welche darben und welche auf Trost und Milde von ihrer Seite angewiesen sind. Wie unendlich leicht fiel ihnen ein solches Almosen! Warum geben sie es nicht? Wie spielend leicht und rasch könnte jedes Weib, das geliebt wird, auch die Wunden, die es schlägt, wieder heilen! Ein einziges aus dem Herzen kommendes Wort würde oft hinreichen. Warum läßt sie es ungesagt? Graue Philosophenhäupter könnten sich über diese Frage den Kopf zerbrechen. Und doch ist die Antwort erschrecklich einfach. Die Unglückliche — es muß heraus, das derbe, aber wahre Wort — die Unglückliche ist — zu bornirt dazu!

Man wird geneigt sein, zu sagen, diese Beschränktheit des ganzen Denkens und Empfindens auf das eig'ne Ich sei Egoismus in seiner krasssten Form, und in dieser Form sei der Egoismus die wirklich „einzige Todsünde“.

Dennoch aber muß diese kurze Erörterung es klar gemacht haben, daß man es auch hier nicht mit einer räthselhaften moralischen Ungeheuerlichkeit zu thun hat, daß wenigstens bei der hier betrachteten Gruppe weiblicher Naturen, welche nebenbei bemerkt, noch immer nicht die schlimmste ist — die sogenannte „Herzlosigkeit“ eine natürliche Folge des einseitig entwickelten Intellects, und dieser wieder

eine Folge des einseitig entwickelten Trieblebens ist. Und so können diese Zeilen immerhin Einiges zur Entlastung jener Naturen beitragen, wenn es nur einigermaßen seine Richtigkeit hat mit dem Sprüchlein: „Alles begreifen heißt Alles verzeihen“.

Die Conflictte, von welchen Romane und Schauspiele so viel zu erzählen wissen, beruhen darauf, daß man diesem, jenem Weibe das zum moralischen Vorwurf macht, was in einer Schranke seines individuellen Wesens, seines Verstandes begründet ist. Thorheit ist es hier, wie überall, das Unmögliche zu verlangen, und Tragikomischeres ist nichts zu sehen in der Welt, als der schmerzlich getäuschte, aber immer wieder auf einen Gemüthsfunken hoffende und harrende Blick eines Menschen in das starre, kalt grinsende Medusenantlitz der Bornirtheit.





